Ostpr. Jugendleben

Ein Ostpreußisches Jugendleben

Erinnerungen und Kulturbilder

von

L. Passarge

Leipzig
Verlag von B. Elischer Nachfolger
1903.

Inhalt.

Erster Bericht.

Was die Schwalbe sang —

Von meinen Vorfahren vermag ich auf Vaters Seite mit Bestimmtheit nur zu nennen: den Urgroßvater, den Großvater und meinen Vater. Der erste mit den Vornamen Martin Theodor, geboren in demselben Jahre wie Kant, nämlich 1724, war Pfarrer in Haffstrom bei Königsberg; der zweite, Johann David Passarge, geboren etwa 1755 in Haffstrom, besaß das Gut Pinnau bei Brandenburg; der dritte, mein Vater, Karl Passarge, geboren den 19. Oktober 1794 in Pinnau, lebte in Wolittnick und starb 1866 in Königsberg.

Senke ich das Blei der Forschung noch ein wenig tiefer in die dunkle Vergangenheit, so tritt mir die unbestimmte Gestalt eines Magisters Passarge entgegen, welcher der Vater meines Urgroßvaters und Lehrer am Altstädtischen Gymnasium in Königsberg war, und zwar am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Wahrscheinlich ist er identisch mit dem Magister M. Jacobus Passarge, welcher in der Zeitschrift „Acta Borussica“ Band 3, Seite 765, als Rector Scholä Löbnicensis 1730 erwähnt wird, doch fehlt es hiefür an einer bestimmten Nachricht. Noch ältere Vorfahren habe ich nicht ermitteln können.

Der Name Passarge hat wohl mit dem Flusse gleichen Namens in Ostpreußen nichts zu tun, es sei denn, daß der Urvater ein nicht mehr zu ermittelnder Wassergeist gewesen ist. Gewöhnlich wird er aus dem Litauisch-Lettischen hergeleitet und bedeutet dann so viel wie Hirte. Ich halte es auch für zulässig, an das polnische Pissary, Schreiber, zu denken, worin etwas Herabwürdigendes nicht zu finden, da schon im alten Ägypten selbst die obern Beamten Schreiber des Königs genannt wurden. Da ich selber vierzig Jahre hindurch ein solcher Schreiber gewesen bin, hat sich in der Familie wohl ein gewisser Atavismus geltend gemacht, wenngleich mit Unterbrechung.

Kinder pflegen sich bekanntlich nicht für ihre Vorfahren zu interessieren, was in allen Fällen sehr zu beklagen, ihr Blick ist zu sehr in die Zukunft gerichtet. Lebt später ihr Interesse auf, so ist es meist zu spät. Auch mir ist es so gegangen. Was gäbe ich jetzt nicht darum, hätte einer meiner Vorfahren auch nur ein paar dürftige Notizen, betreffend sein Leben, seinen Charakter, seine Freuden und Leiden, hinterlassen! Eine Mahnung an mich selber, meinen Kindern und Enkeln etwas aus meinem Leben, und sei es noch so nnbedentend, mitzuteilen, ihnen nichts zu verschweigen und in jedem Falle wahr zu sein.

Was ich von meinem Urgroßvater, Martin Theodor Passarge, noch durch meinen Vater gehört habe, sind ein paar Brocken. Er war, wie gesagt, Pfarrer in dem einsam am frischen Haff gelegenen Dorfe Hafftrom, wo einst ein Arm des Pregels gemündet hat; ein eifriger Geistlicher, guter Familienvater und Landwirt, besaß also die vom Landprediger von Wakefield als die schönste gerühmte Lebensstellung. Auch recht ökonomisch muß er gewesen sein. Denn als mein Vater

ihn einmal fragte, weshalb er seine kotigen Stiefel mit einem Schilling reinige, statt mit dem Taschenmesser, erwiderte er:

Dummer Junge, das Messer nutze ich ab, den Schilling gebe ich aus.

Er scheint auch kurzsichtig gewesen zu sein. Seine Kinder waren einmal, seine Abwesenheit benutzend, zum Vergnügen nach dem nahen Königsberg gefahren. Als sie auf dem Rückwege unversehens ihrem Vater begegneten, hatten sie ihn mit: guten Abend, Herr Pfarrer, gegrüßt, er sie aber nicht erkannt.

Eine sicher sehr einfache Notiz; aber es fehlen mir ja die interessanten Tatsachen.

Es liegen mir ein paar Originalberichte von ihm vor, der eine vom Juli 1791 an das Konsistorium in Königsberg über die kirchlichen Verhältnisse in „Hafestrohm", der andere vom 24. Juni 1779 an die „Kreutzburgsche Inspection", betreffend den Versuch, Maulbeerbäume zum Wachstum zu bringen. Die Regierung hegte nämlich damals den wunderlichen Plan, die Seidenindustrie durch eigene Raupenzucht vom Auslande zu emanzipieren, weshalb sie namentlich auch die Pfarrer angewiesen hatte, für die Anpflanzung von Maulbeerbäumen Sorge zu tragen. Der Bericht lautet sachgemäß, doch nicht ohne Ironie so:

Die gantze Gegend allhie liegt ganz nahe am frischen Hafe und ist gantz frey, auch deneu kalten Nordwinden sehr exponiret; daher allhie keine Maulbeerbäume gepflanzt werden können. Der Maulbeerbaum-Saame, den man zur Probe im Garten in wohlzubereiteten Saat-Betten ausgesäet, ist vermuthlich wegen der starken Nachtfröste, ohnerachtet er genugsam bedecket worden, und wegen des schlechten und sandichten Ackers nicht einmahl aufgegangen.

Die Regierung hielt es damals für ihre Pflicht, in jeder Weise für das private ökonomische Wohlsein der „Untertanen“ zu sorgen und sie für mancherlei Neuerungen geneigt zu machen. Ein offener Widerspruch seitens der Bevölkerung, obwohl sie fest am Althergebrachten hing, war damals ausgeschlossen. Doch bereitete selbst die Einführung der Kartoffelkultur die größten Schwierigkeiten, trotz Befehl und Anweisung an die Domänenämter, die Pfarrer und Beamten. Man leistete passiven Widerstand, setzte zwar die Kartoffeln in den Acker, aber aß sie nicht. Den Dienstleuten waren sie ganz und gar ein Greuel. Sie hielten sich lieber an ihre grauen Erbsen, dieses echt ostpreußische Gericht, ohne welches es keine gute Abendmahlzeit gab.

Der Urgroßvater war am 28. April 1749, nach achtjährigem Studium, in der Schloßkirche in Königsberg ordiniert und am Trinitatisfest 1749 in Haffstrom introduziert. Das achtjährige Studium wird man nicht zu wörtlich nehmen, da in diesem Zeitraum offenbar auch die Wartezeit enthalten ist, welche teilweise, nach damaliger Sitte, von einer Hauslehrerstelle ausgefüllt wurde. Er wirkte, wie es weiter im Kirchenbuche heißt, bis zum Jahre 1794 in großem Segen und wählte sich dann einen Adjunkten in der Person seines späteren Nachfolgers im Amte, namens G e b a u h r. Er lebte dann noch bis zum 11. Juli 1807.

Das Interessanteste für uns in dem Leben dieses ehrwürdigen Geistlichen ist sein Tod. In betreff dieses berichtet das Kirchenbuch, daß er an Entkräftung gestorben, auch sei der Tod mit eine Folge übler Behandlung durch französische Soldaten gewesen. Er und sein Adjunkt seien nämlich ausgeplündert worden und der Pfarrer habe einen Bajonettstich in die Lenden und mehrere Kolbenschläge erhalten, weil er kein Geld mehr habe beschaffen können.

Mein Vater, welcher als dreizehnjähriger Knabe damals den Großvater in Hafstrom besuchte, erzählte uns den Fall anders.

Die marodierenden Soldaten hätten, weil mit dem, was sie ausgepreßt, nicht zufrieden, dem alten Manne auch die silbernen Schnallen von den Schuhen reißen wollen, worauf dieser auf sie geschimpft habe. Dadurch gereizt, hätten sie ihn mißhandelt, ihm namentlich an verschiedenen Stellen des Körpers mit dem Bajonett „durch das dicke Fleisch" gestochen. Der so malträtierte Greis sei damals elend in einem Lehnstuhl gesessen und habe zu ihm gesagt:

Sieh nur, mein Sohn, wie mich die Bestien zugerichtet haben.

Er habe dann noch neun Tage gelebt.

Mein Vater erzählte noch manches andere von den Grausamkeiten, deren sich damals die französischen Soldaten schuldig gemacht hätten. Am schlimmsten sollen die sogenannten Brabanter gehaust haben, worunter wohl die heutigen Belgier zu verstehen sind. Man deckte die Scheunen ab, um das Stroh zum Lagern zu brauchen, schlachtete das Vieh, oder trieb es fort, und verwüstete jedes Gut gründlich, namentlich auch das Gut Pinnau, welches an der großen Heerstraße lag.

Als man sich nach 1807 einigermaßen erholt hatte, brachte das Jahr 1812, in welchem die Franzosen, als Freunde, nach Rußland zogen, fast noch größeres Unheil. Die ganze Provinz wurde mehr oder weniger ausgesogen und verwüstet. Als dann die Russen den Franzosen folgten, benahmen sich diese neuen Freunde kaum weniger rücksichtslos. Man lebte eben mitten im Kriege.

Mein Vater wußte auch von manchen Grausamkeiten der Russen zu erzählen gegen die so gut wie wehrlosen, halb er-

frorenen und kranken Franzosen, die man ohne weiteres niederschoß. Auch wurden damals viele von der aufgebrachten Bevölkerung ermordet und ausgeraubt. Es wird erzählt, daß man die Franzosen über das Eis des Haffs nach Pillau zu bringen versprach, wo sie eine Rückkehr in die Heimat zu Schiff erhofften, daß man sie aber unterwegs in einer „Wuhne“ (offenen Stelle) versenkte und sich ihres Geldes bemächtigte.

So viel von dem Tode meines Urgroßvaters und den damaligen Zuständen.

Da die Kirchenregistratur in Haffstrom bei der Invasion der Franzosen teils verbrannt, teils sonst vernichtet ist, lassen sich weitere Mitteilungen über ihn nicht machen. Doch stammt von diesem Vorfahren die alte in Leder gebundene, halb zerlesene Bibel (namentlich bei den Psalmen und den Evangelien), welche zum ersten Male im Jahre 1534, in dritter revidierter Auflage aber 1744 bei Kanter in Königsberg erschienen ist. Sie bildet noch jetzt ein wertvolles Erbstück in unserer Familie. Auch habe ich sie besungen.

Der fromme Mann mag jene zerlesenen Stücke so gut wie auswendig gewußt haben.

Von seiner Ehefrau, einer geborenen Knickhof, weiß ich nichts als den Namen. Auch seine Kinder: Kommissionsrat Passarge, genannt der bunte Onkel, Charlotte, verheiratet an Amtsrat Bjelke, und eine jüngste Tochter, verheiratet an den Registrator Kiewitt, sind uns unbekannt geblieben. Nur der zweite Sohn, Johann David Passarge, tritt uns näher als der Vater meines Vaters; leider weiß ich auch von diesem nichts weiter, als das Geburtsjahr 1755 und das Todesjahr 1814. Begraben ist er am 2. Oktober hinter dem Chor der Kirche in Brandenburg, wohin Pinnau, das Gut meines Großvaters, kirchlich gehört.

Es tritt nun mein Vater, Karl Passarge, in den Vordergrund, geboren zu Pinnau am 19. Oktober 1794. Seine Jugend fällt in die Zeit des „unglücklichen" Krieges (1806—7), auch müssen seine Eltern in demselben sehr verarmt sein, denn er hat nicht mehr als neun Monate Schulunterricht in Brandenburg erhalten und sich bis zum Tode seines Vaters mühsam durchhelfen müssen. Dann hat er das Gut Pinnau wieder selbständig bewirtschaftet und später verkauft. Dieses muß vor 1819 geschehen sein. Denn als er in diesem Jahre meine Mutter heiratete, hatte er bereits das Bauerngut Quilitten im Kreise Heiligenbeil gepachtet, welches er dann nur ein Jahr bewirtschaftete, worauf er, ebenfalls als Pächter, nach dem nahen Gute Wolittnick zog. Hier hat er darauf vierzig Jahre lang gelebt. So knüpfen sich denn auch fast alle unsere Jugenderinnerungen an diesen einen Ort.

Von uns neun Kindern ist meine älteste Schwester Rosalie noch in Quilitten geboren, alle anderen haben das Licht der Welt in Wolittnick erblickt. Getauft sind wir alle in der Kirche zu Bladiau.

Was meine Mutter Dorothea betrifft, so war sie die Tochter des Mühlenbesitzers Braun in der Ober-Ecker bei Zinten, dessen Vater wieder der Mühlenbesitzer Braun in Wilhelmsdorf bei Kreutzburg gewesen ist. Das ganze Braunsche Geschlecht muß sich stets durch eine ungewöhnliche Selbständigkeit und Energie ausgezeichnet haben, denn nicht bloß daß der Vater meiner Mutter davon einen guten Teil besaß, auch diese war stets eine selbständige und resolute Frau, wovon noch auf uns Kinder eine gute Portion übergegangen ist. Auch habe ich später, wo ich in Ostpreußen einem Braun begegnet bin, diese Eigenschaft stets bei ihm bemerkt, so z. B. bei einem Buchhändler Braun in Königsberg, der sich politisch auszeichnete,

und bei einem Kreisrichter Braun in Lötzen, welcher den 1866 in der dortigen Festung internierten Doktor Johann Jakoby (Verfasser der „Vier Fragen") besuchte und dafür später zu leiden hatte. Vielleicht stammt von dieser Braunschen Seite auch mein lebhaftes Verlangen nach Freiheit.

Neben jener Energie besaß meine Mutter aber eine erstaunliche Milde und Herzensgüte, die sich besonders als Liebe zu ihren Kindern äußerte. Nie ist mir wieder eine ähnliche mütterliche Liebe vorgekommen. Sie war es auch, welche, obwohl aus einer „ungebildeten" Familie stammend, dafür Sorge trug, daß uns Kindern ein wissenschaftlicher Unterricht zuteil wurde, während mein Vater, der doch studierte Vorfahren gehabt hatte, davon nicht viel hielt. Er war eine sanfte, stets müde, melancholische Natur, die nur auflebte, wenn er sich der Gesellschaft Dritter erfreuen konnte. Die Familie mit ihren kleinlichen Sorgen übte einen Druck auf ihn aus. Auch war seine Jugend zu schwer gewesen und durch traurige Erfahrungen getrübt und selbst zerrüttet worden. Er schwebte in einer ewigen Angst vor der Zukunft, die einen Schatten in jede Freude warf. Wie oft nannte er nicht das Leben eine bloße Pracherei mit Musik!

Als er im Alter von 25 Jahren heiratete, war er so schwächlich gewesen, daß eine Frau geäußert hatte: Schade ums Traugeld! Später hatte er sich bedeutend erholt, die Signatur seines ganzen Wesens blieb aber doch die Müdigkeit. Er war sehr sanft und freundlich zu den Leuten — was nicht hinderte, daß er gelegentlich einen bösen Knecht durchprügelte, welchem edlen Zweck ein tüchtiger Kantschu diente — und wurde darum auch von ihnen geliebt. Die verheirateten Instleute blieben jahrelang bei ihm. Auch meine Mutter war bei den Mägden beliebt, doch hatte sie den Fehler, daß sie nicht kurz schalt,

sondern zu lange sprach, wodurch sie mehr ermüdete als besserte.

Als ich am 6. August des Jahre 1825 geboren wurde, lebten von den Geschwistern Rosalie und Otto; ein zweiter, 1823 geborener Bruder Gustav war acht Monate nach seiner Geburt gestorben. Es kam bei meinen Eltern nur alle zwei Jahre ein Kind, weil meine Mutter alle selber nährte, was sich damals ganz von selbst verstand. Das letzte, neunte Kind, Anna, wurde im Jahre 1840 geboren.

Ich erhielt in der Taufe die Vornamen Hermann Theodor Ludwig.

Wohl die meisten Menschen werden sich fragen, wie weit ihre erste Erinnerung reiche und in welchem Lebensalter sie gleichsam zum Bewußtsein erwacht seien. Ich erinnere mich nun, daß ich im Alter von etwa drei oder vier Jahren, als wir in Wolittnick auf dem Bach im Erlengrunde ein Schiffchen — welches Otto geschnitzt hatte — an einem Faden schwimmen ließen, in das Wasser fiel und weinend in das Haus zurückkehrte. Ganz deutlich sehe ich noch das buntgemusterte, leinene, selbstgewebte Röckchen, welches ich anhatte.

Vielleicht noch ein Jahr älter ist eine andere Erinnerung. Wir waren nach Königsberg gefahren und hielten in der Hintern Vorstadt, dem „Goldenen Ring" gegenüber, an einem Hause neben dem Sankt-Georgen-Hospital. Hier wohnten bei einer Familie die beiden Töchter Ottoline und Emilie des Hauptmanns von Dierike, welcher eine damals schon verstorbene Schwester meines Vaters, Henriette, geheiratet hatte. Ottoline hob mich damals vom Wagen und trug mich in das Haus. Nachts erweckte mich das ungewohnte Gerassel der Wagen.

Dieses wird meine früheste Erinnerung sein.

Wie es gekommen, daß meines Vaters Schwester Henriette den Hauptmann von Dierike geheiratet hatte, weiß ich nicht. Letzterer war der Sohn des Generals von Dierike, welcher einst die Söhne des Königs Friedrich Wilhelm III., den späteren König Friedrich Wilhelm IV. und den Kaiser Wilhelm I., erzogen hat. Der Sohn scheint keine besondere Bedeutung gehabt zu haben; er war später Beamter in Bartenstein und hat noch einmal geheiratet. Aus dieser Ehe entsprang ein Sohn, welchen ich nach Jahren bei einer gerichtlichen Verhandlung kennen gelernt habe. Er befand sich damals in einer sehr bescheidenen Stellung.

Aus der Ehe des Hauptmanns von Dierike mit der Schwester meines Vaters stammten drei Mädchen und ein Sohn. Die ersteren, so gut wie elternlos, da die Mutter sehr früh starb, hatten es im Leben nicht leicht, am besten die jüngste, Alwine, welche ihren Onkel, einen Oberst von Dierike in Schlesien, heiratete. Ottoline und Emilie sind nach mehrfachen, meist trüben Erfahrungen gestorben; die erstere bei ihrer Schwester Alwine — doch dort in eine Ottilie umgetauft —, hochgefeiert von Moltke, Roon und andern hohen Offizieren, als Enkelin des berühmten Generals von Dierike. Auch Kaiser Wilhelm sandte ihr stets ein reiches Geschenk, wenn sie sich in bedrängter Lage an ihn wandte. Von Emiliens weiteren Schicksalen weiß ich nichts weiter, als daß ich bei ihrer Trauung mit einem Landwirt als „guter Mann" anwesend war.

Am schlimmsten ging es dem Sohne Otto von Dierike, der sich durch eine merkwürdige geistige Beschränktheit auszeichnete. Man wollte ihn als Offizier ausbilden, als das nicht ging, wenigstens als Unteroffizier. Auch das war nicht möglich. So wurde er verabschiedet, sank — dem Trunke ergeben — von Stufe zu Stufe und ist schließlich als — Nacht-

wächter in Thorn gestorben. Er besuchte uns einmal in seiner Soldatenuniform, von Potsdam aus etwa vierzehn Tage zu Fuß wandernd, in Wolittnick, wo er uns unwissenden Kindern die entsetzlichsten Geschichten aus der Kaserne (den Communs bei Sanssouci) erzählte. Wir brachten ihn, nach Beendigung seines Urlaubes, im Wagen bis Frauenburg, von wo er mit Fischern über das Haff, die Nacht hindurch, nach Elbing fuhr, um sodann weiter nach Potsdam zu wandern.

Er weinte beim Abschiede laut, wie ein Kind. Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen.

Ein seltsames Naturgesetz, welches bedeutenden Eltern meist sehr unbedeutende Nachkommen gibt. Aber es ist doch ein fürchterlicher Sprung von einem Könige erziehenden General zu einem der Trunksucht verfallenen — Nachtwächter.

* * *

Wolittnick war ursprünglich ein Vorwerk der großen Weßlienenschen Güter, bestehend aus fünfzehn Hufen Land, drei Wirtschaftsgebäuden und einem Wohnhause mit Strohdach, welches mein Vater etwa Mitte der dreißiger Jahre durch ein Dachpfannendach ersetzte. Als er Wolittnick — eigentlich Wolittnicken, aber die letzte Silbe verlor sich allmählich — 1820 pachtete, gehörten die Weßlienenschen Güter noch einem Grafen von der Gröben, sie waren jedoch wegen der großen Schulden des Eigentümers von der Ostpreußischen Landschaft, welche ein bedeutendes Pfandbriefkapital darauf stehen hatte, sequestriert. Anfangs der dreißiger Jahre wurden dann die einzelnen Güter, darunter Wolittnick, im Wege der Subhastation verkauft, und mein Vater erstand letzteres für 11 000 Taler. Als er das Gut im Jahre 1860 freihändig verkaufte, erhielt er 60 000 Taler dafür. So sehr hatten sich die Zeiten zum Besten der Land-

wirtschaft geändert. Darum gab es damals auch noch keine „Agrarier“.

Das Gut liegt etwa zwanzig Minuten von einer Bucht des Frischen Haffs entfernt, im Norden von diesem durch den Haffberg getrennt, von welchem man eine schöne Aussicht bis nach Pillau an der Ostsee hat. Nach Norden fast offen, wird der Gutshof westlich durch eine kolossale Scheune gedeckt, welche den oft fürchterlichen Weststurm abhält. Es gibt Tage, wo man dann das dumpfe Brausen der zwei Meilen entfernten See vernimmt. Dafür klingt aber auch von Süden, bei gutem Wetter und günstigem Winde, die Glocke der Kirche zu Bladiau herüber. Im Osten führt eine Birkenallee zu einem sandigen „heidnischen“ Begräbnisplatz, wo wir Kinder Bernstein- und Glasperlen auflasen, im Süden fließt mit starkem Gefälle ein Bach, der von dem Weßlienen-Bladiauer Hochlande kommt und eine tiefe Schlucht gewühlt hat. Dieser „Erlengrund“ ist der Naturpark von Wolittnick. Unzählige Quellen sprudeln aus den beiden Steilufern, ebenso im Sommer wie im Winter, und da sie die Wärme der Jahrestemperatur haben, so erwacht im tiefen Grunde das Pflanzenleben sehr früh. Es gibt hier schon im Februar, fast noch unter dem Eise, reichliche Kresse. Alle Waldblumen, namentlich die Kuhblumen (Caltha palustris), blühen in diesem geschützten Grunde vierzehn Tage früher als anderswo. Im Sommer bedeckt sich dafür der Boden, so weit er nicht sumpfig ist, mit Nesseln von mehreren Fuß Höhe. Außer den Erlen, die in zwanzig Jahren hohe Bäume bilden, gedeihen hier, sich oft auf hohen Wurzeln aus dem Sumpfe erhebend, Faul- und Quitschen- (Ebereschen-) Bäume. Zahllose Drosseln nähren sich im Herbst von den roten Beeren der letzteren, werden aber dann auch in Pferdehaarschlingen gefangen.

Am Ausgange des Grundes staut eine Schleuse das „Fließ" — so wird der Bach hier genannt — etwas an, um das Wasser einer tiefer gelegenen Mühle zuzuführen. Da es fast ausschließlich Quellwasser ist, behält das Fließ in seinem ganzen Laufe, von Weßlienen ab, Sommer und Winter, so ziemlich dieselbe Temperatur. Im Winter gefriert es nur leicht an der Oberfläche, im Sommer erscheint es eiskalt, so daß eine große Überwindung dazu gehört, sich darin zu baden. Wir zogen denn auch meist das lauwarme Wasser des Haffs vor, doch nicht dann, wenn es sich zeitweise mit Millionen von Pflanzenfasern erfüllte, die einen fauligen, Fieber erzeugenden Geruch verbreiteten. Man sagte dann: das Haff blüht. Eine sehr lästige Blüte.

Der Erlengrund war unser schönster Aufenthalt, von frühester Jugend an. Dort sammelten wir die erste Kresse für den Sonntagstisch, pflückten wir die ersten Blumen, schlugen wir Bänke auf und legten rasenbedeckte Ruhesitze an, darauf zu sitzen freilich meist recht feucht war. Selbst ein kleines Boot schaukelte sich auf dem etwas durch die Erlen eingeschränkten Bach; darin liegend habe ich einst zum ersten Male mit unbegrenztem Entzücken den Faust gelesen.

Der Wolittnicker Erlengrund ist mir einst das gewesen, was dem Horaz seine bandusische Quelle, und ich sage mit ihm: fies nobilium tu quoque fontium; „auch du wirst unter den gefeierten Quellen nicht fehlen;" ich habe ihn denn auch in meinen Gedichten genügend gepriesen.

Der „Grund" setzt sich noch etwa zwei Kilometer südlich bis Weßlienen fort, immer leicht aufsteigend, um schließlich den dortigen herrlichen Park zu durchschneiden, welcher meist aus Birken besteht, doch auch auf seinem Boden den sonst wild nur selten vorkommenden Efeu hegt. Im Süden dieses Parkes

lag damals — vielleicht auch noch jetzt — ein ungeheurer Gneisblock, mit glatter Oberfläche und rings wie behauen. In jener erblickte man, eingemeißelt, ein paar Spielkarten und einen Kelch nebst einer Oblatenschale. Wie es hieß, hätten hier einst böse Buben während des Gottesdienstes, und namentlich während des Abendmahls, Karten gespielt. Aus welcher Landschaft Skandinaviens mag wohl einst dieser vom Gletschereise getragene Block gekommen sein? Wir Kinder verstanden damals jene Bilder nicht und kletterten vergnügt, selbst tanzend, auf dem großen Steintisch umher. In neuerer Zeit zersprengt man überall diese Denkmäler einer einstigen Vorzeit, oft ohne Grund, oft um eines geringen Gewinnes willen.

Verfolgt man die nahe, von Bolbitten nach Bladiau führende Straße, so trifft man an einer Grenzscheide einen andern, mehr spitzen Stein. Fahren die Leute mit einer Leiche vorüber, so muß noch immer auf den Stein etwas Stroh vom Leichenwagen geworfen werden, damit der Tote sich darauf ausruhen könne, wenn er am Abend wieder zurückkehre, um am Trauermahl der Familie teilzunehmen. Findet man dann in dem aufgetragenen Brei Eindrücke wie von einem Finger, so hat der Tote davon gegessen. Man darf also auch auf sein Wohlwollen rechnen.

Es gab damals noch allerlei Totensagen. So hatte man früher auf die Gräber der Angehörigen am Allerseelentage wohl einen Mehlbrei gestellt, als Speise für die Toten. Zu unserer Zeit lebte diese Erinnerung nur noch fort in dem „Seelenkleister“, wie man verächtlich einen Brei nannte, wenn er besonders zähe war und überhaupt nicht schmeckte; denn die Toten hatten sich auch mit einem schlechten Brei begnügen müssen, wie einst die griechischen Götter mit den Knochen und dem Fett des geopferten Tieres, während die Opfernden das Fleisch für sich nahmen.

Der schönste Weg und zugleich Spaziergang von Wolittnick ist der ostwärts durch eine Birkenallee über Wangnieskeim nach Weßlienen führende. Er mündet nach etwa einem Kilometer in eine herrliche Lindenallee, welche sich gleich einer ungeheuren Schlange zu dem hochgelegenen Weßlienen hinaufzieht. In Wangnieskeim, das nur aus ein paar Häusern besteht, befand sich die Schule, zu welcher die Kinder aus weitem Umkreise kamen, um vom Lehrer Wuttstrack in die Geheimnisse des Abc und des Einmaleins eingeweiht zu werden. Dieser Lehrer, ein feingebildeter Mann, der fertig französisch sprach, mochte einst eine seiner Bildung mehr entsprechende Vergangenheit gehabt, aber etwas erfahren haben, was ihn in diese Stellung gebracht hatte. Er lebte in seinem bescheidenen Schulhäuschen recht und schlecht, nicht wie ein Bauer, sondern wie ein niedriger Arbeiter oder Instmann; er bearbeitete seinen Kartoffelgarten selber und zerhieb das für Küche und Ofen erforderliche Holz höchst eigenhändig. Dabei war er die Bescheidenheit selber, besaß großen gesellschaftlichen Takt und befriedigte seine Sehnsucht — vorausgesetzt daß er welche empfand —, indem er auf einem alten tafelförmigen Klavier, einem sogenannten Klimperkasten, spielte. Gab es bei uns Besuch und sollte getanzt werden, so wurde wohl gelegentlich dieses Klavier geholt und Wuttstrack spielte zum Tanze auf. Vorher war zum Tanze immer nur gesungen worden.

Ein wirkliches „Hammerklavier" war damals selbst in wohlhabenden Familien etwas sehr Seltenes. Vom Gutsbesitzer Austigal in Mükienen ging eine Sage, daß er für seinen Martyschen Flügel ganze tausend Gulden bezahlt habe. Ich betrachtete dieses seltene Instrument stets mit frommer Scheu, zumal wenn eine Dame, seine Enkelin, einen rauschenden Husarengalopp darauf spielte, der mir noch jetzt in den Ohren klingt,

prächtiger als die Eroica Beethovens. Auch Schwester Rosalie versuchte sich darauf, mit einem Finger die Melodie zu dem Liedchen spielend:

Schickt mich mein Vater in'n Wald hinein,
Schickt mich mein' Mutter in'n Klee,
Kamen zwei Jäger, ein Hirschelein,
Schossen das Hirschlein — o weh!

Später lernte sie allerdings nach Noten spielen und brachte es bis zu dem beliebten „Walzer eines Wahnsinnigen".

Die Wangnieskeimer Schule besuchten auch Rosalie und Otto, während ich, zu meinem großen Schmerze, zu Hause bleiben mußte. Aber an einem schönen Vormittage war ich — ohne Mütze — ihnen doch nachgelaufen, wurde aber auf halbem Wege von Liese eingeholt und weinend zurückgebracht. Indessen hatte dieses doch die Folge, daß mir der Schulbesuch wirklich gestattet wurde, worauf ich denn mit Rosalie und Otto stolz an dem kleinen grünen Tische der „Herrschaftskinder" saß und mit Andacht das Abc auf eine Schiefertafel schrieb.

Dieser Liese möchte ich doch auch einen Nachruf widmen. Sie war anfangs im Hause eine bloße Magd, verstand sich aber auf allerlei nützliche Arbeiten, namentlich in der Küche. Sie litt zwar an Kleptomanie, aber diese Krankheit war damals überhaupt epidemisch, wurde also nicht besonders übel genommen und meist mit ein paar Ohrfeigen gut gemacht. Später heiratete sie den Instmann Seeger, stahl aber auch als „Seegersche" wie ein Rabe. Brannte es ihr zu sehr auf den Nägeln, so ließ sie sich gewissenhaft von einer Kartenlegerin sagen, wo sich die gestohlene Sache befände, und zeigte dann heroisch diesen Ort an. Sie liebte uns alle sehr und war im übrigen eine treue Seele. Ihr Mann Seeger litt an Schlafsucht. Er schlief stets, selbst beim Donner der Kanonen, selbst wenn er als Kutscher durch die löbenichtsche Langgasse

in Königsberg fuhr, wo das Steinpflaster von der Art war, daß es hätte Tote erwecken können. Zuletzt legte er sich auf das Trinken und schlief sanft und selig für immer ein.

Auch der übrigen Instleute in Wolittnick kann ich nicht ohne Rührung gedenken. Es waren alles ruhige, freundliche, arbeitsame Menschen, von keinem Ehrgeiz, keiner Sehnsucht geplagt, mit den schönen Namen Klang, Kohn, Bäwernick, Groß, Engel u. a.; glücklich, wenn sie nach vollbrachtem Tagewerk sich auf der Ofenbank ausruhen, oder in dem großen Himmelbett mit den bunten Leinwandgardinen in den Sonntag hinein schlafen konnten. In der Kirche husteten sie im Winter entsetzlich (einen ähnlichen Winterhusten habe ich nur noch in Spanien kennen gelernt), aber ihre Andacht ließ nichts zu wünschen übrig und sie sangen aus Leibeskräften. Nach Beendigung der Ernte gab es stets ein „Austbier“ auf einer Tenne, mit schönen Tänzen, darunter der nicht sehr dezente „Zweitritt“, bei einer großartigen, aus einer Laterne bestehenden Beleuchtung.

Im Winter droschen sie den ganzen lieben Tag in der Scheune, und wir waren an diesen Dreischlag so gewöhnt, wie der Müller an das Klappern seiner Mühle.

Auch auf einer ihrer Hochzeiten bin ich als Kind gewesen. An der langen Tafel in der niedrigen Stube saßen die Gäste höchst anständig, obenan aber das Brautpaar unter einer großen Krone von Tannenzweigen, geschmückt mit Goldschaum und behängt mit vielen Äpfeln. Daß diese letzteren ein Liebessymbol seien, wußte wohl keiner der Anwesenden.

In dem nahen Sandkruge dicht am Haff verkehrte alles was mit der Schiffahrt und dem Fischfange in Verbindung stand, also die Holzhändler, die Seeleute und die Fischer aus der Wolitta. Es herrschte hier eine merkwürdig schlechte Luft, eine Mischung von Branntwein-, Bier-, Tabaks- und

Heringsduft, aber das war gerade die Atmosphäre, in welch[e]r die Leute sich wohl fühlten. Von den Wolittaer Fischern, die mitten in den Haffsümpfen lebten und amphibienartig ebenso auf dem Wasser zu Hause waren, wie auf ihrem kleinen Landstrich, den sie mit Kartoffeln und Kohl („Kumst") bepflanzten, hieß es, daß sie nicht sprächen, sondern bellten. In der Tat war ihre Aussprache eine vorherrschend gutturale.

Nahe dem Sandkruge steht jetzt der Bahnhof Wolittnick. Auch dieser, eigentlich nur sein Name, hat eine Geschichte. Er sollte nämlich, als 1852 die Eisenbahn gebaut wurde, Sandkrug heißen. Das empörte das Gefühl meines Vaters, welcher nun schon 32 Jahre in Wolittnick wohnte, im höchsten Grade. In einer an den Minister von der Heydt gerichteten Eingabe, deren Verfasser zu sein ich die Ehre hatte, wurde das Sachverhältnis genügend erörtert und die Bitte ausgesprochen, dem auf Wolittnicker Boden gelegenen Bahnhofe auch diesen, nicht den häßlichen, fast zweideutigen Namen Sandkrug zu geben; wobei mein Vater einfließen ließ, daß er, als alter Besitzer, diesen Namen als eine persönliche, sehr unverdiente Kränkung ansehen müsse. In der Tat bewilligte der Minister die Namensänderung. Die Folge war freilich, daß mein Vater sich den tödlichen Haß des leitenden Eisenbahn-Baumeisters Hegewald zuzog. Doch wurde auch diesem eine Vergeltung zuteil. Denn als er sich einmal bei der Sandkrügerin über die mangelhafte Verpflegung beklagte und auf die fetten Enten draußen hinwies, erhielt er die klassische Antwort:

De fräte wi sölv. (Die fressen wir selbst.)

Weßlienen war in unseren Augen damals das, was jetzt in einer kleinen Residenz ein Fürstenschloß sein möchte. In der Tat gehört das Gut nach Lage, Bauart und sonstiger Bedeutung zu den schönsten in Ostpreußen. Solange die Weß-

lienenschen Güter — zusammen mit Pohren, Bolbitten, Wolittnick, Lokehnen, Rödersdorf einen großen Besitz bildend — von der Ostpreußischen Landschaft sequestriert wurden, hauste in dem großen Herrenhause nur ein Verwalter. Auch wohnte hier ein junger Inspektor Vollmeister, der plötzlich starb und in dem Park begraben wurde. Wir waren alle zu dem Begräbnis gewandert und ich gedenke noch des Augenblicks, da man den Sarg in die Tiefe senkte und ein darüber geneigter blühender, wilder Birnbaum einen Schauer von Blüten fallen ließ. Es war das erstemal, daß ich einem Begräbnis beiwohnte, auch wohl das erstemal in meinem Jugendleben, daß mir — unbewußt — der Begriff der Poesie aufging.

Auch bei einem anderen Totenfest waren wir Kinder mit, nämlich in dem nahen Bolbitten, wo der Pächter Richau starb. Die Kinder wurden nämlich damals überall mitgenommen, selbst zu Tanzgesellschaften, Bällen und Begräbnissen. In Bolbitten gab es eine kleine Spielkameradin, Marie, die uns einst veranlaßte, einen Kirschbaum zu plündern, von der Mutter dabei ertappt wurde, als sie gerade einen Ast abgebrochen hatte, und nun mit diesem kräftig auf das „Röcklin" bekam. Sie aber lachte nur und rief in einem fort: Es tut nicht weh, es tut nicht weh!

Bolbitten kam bei Verkauf der Weßlienenschen Güter in den Besitz des sogenannten „Alten Liedtke" aus Haselau, der sich durch seine Neigung für Frauenzimmer auszeichnete — weshalb er auch von seiner Frau getrennt lebte — und auch durch einen merkwürdigen Geiz. Dafür hinterließ er aber auch bei seinem Tode (etwa 1858) ein Vermögen von einer Million. Wenn er mit den Leuten in den ein paar Stunden entfernten Wald nach Holz fuhr, steckte er in seine Hosentasche eine paar Handvoll gekochter grauer Erbsen, die ihm als Mittagsmahl

dienten. Im Winter saß er abends, um zu sparen, im Finstern und zog sogar seine Pelzhosen herunter, um sie beim Sitzen auf dem hölzernen Stuhle nicht abzunutzen. Fragt man aber, wo sein großes Vermögen später geblieben, so kann man mit Heine sagen:

Es pfeift der Wind, es wandern und schäumen die Wellen.

Weßlienen wurde in der Subhastation, anfangs der dreißiger Jahre, von Herrn von Auerswald erstanden, einem durchaus vornehmen Manne, dem nur die Fähigkeit fehlte, mit Geld umzugehen. Er war Gutsbesitzer, später eine Zeitlang Oberbürgermeister in Königsberg, 1848 Ministerpräsident in Berlin. Oft in Geldverlegenheit, verkaufte er die vielhundertjährigen Eichen im Rödersdorfer Walde, welche über den Sandkrug und das Haff in die weite Welt gingen, und baute dafür in Rödersdorf ein großes Schloß, welches dann wieder von seinem Besitznachfolger abgebrochen wurde, zumal es nur halbfertig war. Von ihm stammen die Türen und Fenster im neuerbauten Pfarrhause in Bladiau her.

Frau von Auerswald, eine geborene Reichsgräfin Dohna, liebte sehr die junge Gesellschaft und starb einsam, auf einem Schlosse bei Schlobitten. Ihre einzige Tochter Anna, später verheiratete Gräfin Dohna, war die beste Freundin meiner Schwester Rosalie. Sie hatte das lebhafteste Temperament, ritt vortrefflich und vergaß doch in keinem Zuge die vornehme Dame. Die größte Not mit ihr hatte ihre Gouvernante, Fräulein Schneider, zumal wenn sie ihr vormachte, wie die „dörfschen" Kinder weinten und heulten. Es ging durch die ganze Auerswalder Familie ein freier, fröhlicher Zug.

Wir waren, dieser vornehmen Familie gegenüber, natürlich die reinen Bauernkinder, die davon liefen oder sich versteckten, wenn sich einer von ihnen auch nur sehen ließ.

* *

Das ganze Leben bei uns in Wolittnick war das denkbar einfachste. Die niedrigen Zimmer in dem strohgedeckten Wohnhause hatten kahle Wände und ungeheure, kaum behauene Balken, die man fast mit den Händen erreichen konnte. Die Fenster mit ihren kleinen, in Blei gefaßten Scheiben schlossen schlecht; im Winter befroren sie oft fingerdick, tauten sie dann auf, so floß das Wasser auf den rohen Fußboden hinab. Große Kachelöfen dienten zur Erwärmung und die Röhren darin zum Braten unserer „eisernen" Äpfel. In der gemeinschaftlichen Schlafstube war es ein rohgeschrögter Ofen, hinter dem wir Kinder spielen konnten, doch hing er im Winter meist voll von den nassen Windeln des jüngsten Kindes. Wir wurden gewarnt, den Kopf in die andere enge Öffnung zwischen Ofen und Wand zu stecken, denn in Rippen beim Hauptmann von der Gröben hätte dessen Tochter Valeska dabei fast den Tod haben können, wäre man ihr nicht durch das Einschlagen des Ofens mit einer Axt zu Hülfe gekommen. Natürlich probierten wir immer gern, ob wir für unsern Kopf wohl freien Spielraum hätten.

Die eisernen Äpfel, von denen ich sprach, kamen aber aus dem Vorwerk Pammern, wo ein Insthaus meines Vaters stand. Sie waren in der Tat hart wie Eisen und wurden erst zu Weihnachten, und auch dann am besten gebraten, genießbar. Vielleicht hat dieses Heine gewußt, wenn er sagt, daß es in Ostpreußen keine anderen reifen Äpfel gäbe, als gebratene. Übrigens hat man hier vortreffliches Obst, auch Äpfel, die ich den berühmten Tiroler „Maschansker" und „Calviller" weit vorziehe. Ihr Geschmack ist kräftiger, auch aromatischer. Aber welch seltsame Vorstellungen hat man nicht in der Ferne von unserer Provinz! Fragte mich doch einmal ein Schweizer, ob bei uns noch Getreide wachse! Ein Italiener in Rom sagte

zu mir: So, aus Königsberg? Vicino da Pietroburgo. (Nahe bei Petersburg.)

Mit dem Essen wurden wir nicht verwöhnt. Die ersten zehn Jahre meiner Jugend (1825—1835) fielen in eine ungewöhnliche wirtschaftliche Depression. Die ländlichen Produkte waren so gut wie wertlos; der Scheffel (fast ein Zentner) Roggen galt zeitweise sechzig Pfennig. Selbst später, in guter Zeit, wurde ein Pfund Butter in Pillau nur mit dreißig bis vierzig Pfennigen bezahlt.

In jener schweren Zeit drehte sich für den Gutsbesitzer alles darum, wie er die „Landschaftszinsen" aufzubringen vermöchte. Mein Vater hatte anfangs für die Pachtgelder, sodann als Eigentümer für diese Zinsen zu sorgen, nämlich à 3½ % von 6000 Talern. Fällig waren diese 210 Taler je zur Hälfte zu Johanni und Weihnachten. Um sie aufzubringen, wurden im Frühjahr die Schafe (etwa dreihundert) geschoren, im Herbst aber große Fuhren mit Getreide nach Königsberg gefahren. Der Ertrag an Wolle spielte damals, als man von überseeischer Zufuhr noch nichts wußte, eine große Rolle. Die Schafwäsche bildete denn auch eine Art Wasserfest, welches gewöhnlich mit einem Kampfe der Knechte und Mägde endigte; denn das Naßwerden und Untertauchen war ja der Hauptspaß dabei. Der Preis des Zentners Wolle richtete sich nach deren Feinheit und Wäsche und betrug zwischen sechzig und achtzig Talern. Dieses gilt jedoch nur von den spanischen Schafen (merinos). Die Wolle von den einheimischen groben Schafen kam garnicht zum Verkauf, wurde vielmehr nur im Hause verarbeitet.

Einen hohen Preis für die spanische Schafwolle zu erhalten, war gleichsam Ehrensache bei den Gutsbesitzern, und so renommierten sie auch wohl bei ihren Zusammenkünften mit etwas erhöhten Beträgen.

Den nach Königsberg fahrenden Getreidewagen, die mein Vater stets begleitete, kamen die Agenten meist schon vor dem Tore der Stadt entgegen und der Vertrag wurde sofort oder im Kontor des Kaufmanns abgeschlossen. Die Ablieferung erfolgte nach dem damals allein gültigen holländischen Maß und Gewicht auf dem Speicher, wobei vereidigte Messer maßgebend waren (ein reichliches Trinkgeld durfte nicht fehlen, sonst strichen sie sehr fest bis zum blanken Eisen quer über dem Scheffelmaß); die Bezahlung fand nur in Silber statt, in sogenannten Guldenstücken (1 Mark) oder Halbengulden, und in „Achtehalbern" (25 Pfennige). Der Gulden war nämlich in 10 Silbergroschen geteilt, dieser in 12 Pfennige, oder 3 Groschen à 4 Pfennig; es bildeten aber 7½ Groschen einen „Achtehalber"; eine sehr populäre Münze im Kleinverkehr.

Zu Hause wurden die großen Geldbeutel wieder nachgezählt, wobei wir Kinder halfen und uns sehr die Hände beschmutzten. So lernten wir wenigstens äußerlich frühzeitig mit Geld umgehen.

Einmal hatte mein Vater bei der Rückkehr aus Königsberg die große lederne Geldtasche in einen Winkel des Gasthauses in Brandenburg gestellt und dann vergessen. Erst zu Hause wurde der Verlust bemerkt. Otto, der damals schon ein großer Junge war, mußte sofort ein Pferd satteln und trotz der dunklen Nacht nach dem zwei Meilen entfernten Brandenburg reiten. Er kam auch richtig mit der noch unberührten Geldtasche heim; aber das übermüdete Pferd stürzte dicht vor Wolittnick und brach sich den Hals.

Kein Wort des Vorwurfs kam aus dem Munde des Vaters.

Das jetzt so beliebte Papiergeld — Ein-, Fünf-, Fünfundzwanzig- und Fünfzig-Talerscheine — wurde damals von den Landleuten nur ungern genommen; Goldgeld, Dukaten und Friedrichsdore waren willkommen, aber leider sehr selten.

Die Landleute, wenn Bauern, verwahrten ihr Geld meist in großen Strümpfen, wenn Gutsbesitzer, in leinenen Beuteln. Ausgeliehen, gar auf Zinsen, wurde es nicht. Brauchte ein Nachbar Geld, so erhielt er die gewünschte Summe ohne Widerrede und zahlte sie seinerzeit prompt zurück. An einen Schuldschein oder sonstige Kautelen dachte niemand. Die Ehrlichkeit verstand sich eben so von selbst, wie die reine Luft, die man atmete. Wer eine sehr große Summe besaß, verwahrte sie in Talerstücken in einem eisernen Kasten. So hieß es vom Gutsbesitzer Austigal, er habe sechstausend Taler unter seinem Bett stehen. Hätte er das Geld auf Zinsen ausleihen wollen, er würde kaum einen Borger gefunden haben, denn es gab niemand, der ein größeres Kapital brauchte. Mit andern Hypotheken als den Pfandbriefen der Landschaft war kaum ein Gut belastet. Auch fiel es niemand ein, über seine Mittel hinauszugehen. Bedeutende Verbesserungen des Gutes nahm man nicht vor, von Spekulationen ganz zu schweigen.

Als man später kultivierter wurde, verwahrte man nicht mehr das Geld unter dem Bett, sondern kaufte die Pfandbriefe der Ostpreußischen Landschaft, welche von dieser auf unverwüstlichem Pergament (echtem, nicht nachgeahmtem) ausgestellt waren, meist von dem Bankier N a t h a n J a k o b. Er hieß allgemein der ehrliche Jude und wohnte zu Königsberg in der Magistergasse, dem späteren Hôtel de Prusse gegenüber. Ich habe den alten, wirklich ehrlichen Mann noch gekannt. Heutzutage nagt an jeder Ehrlichkeit die Konkurrenz, wie der Rost am Eisen. Was aber die ehrlichen Gutsbesitzer betrifft, so täten sie besser, statt zu spekulieren, wieder zu den Geldstrümpfen zurückzukehren.

Herrschte damals in Wolittnick große ökonomische Beschränktheit, so wurde sie von uns Kindern doch niemals empfunden:

wir kannten ja nichts Besseres. Zu essen gab es stets genug, aber fast nur Erzeugnisse der Landwirtschaft, die also kein Geld kosteten: Roggenbrot, Butter, Honig, eingesalzenes und geräuchertes Fleisch, Kartoffeln und Erbsen, auch getrocknete Honigbirnen, Äpfel und Pflaumen aus dem alten Obstgarten in Pammern. Im Herbste begann das ersehnte „Gänsequartal“, das zu Weihnachten endigte; dafür wurden nun Schweine geschlachtet, auch meist ein Rind. Zu diesem Zweck kam ein Fleischer aus Bladiau nach Wolittnick, ein höchst jovialer Mann, der alles durch seine oft derben Witze erheiterte. Wir halfen beim Zerlegen und Einmachen des Fleisches und dem Stopfen der Würste, bliesen auch die Schweinsblasen auf, taten Erbsen hinein und banden sie wohl gar einer Katze an den Schwanz. Denn der Schabernack liegt tief im Blute der Kinder.

Luxuswaren gab es kaum, Kaffee und Bier nur an den Feiertagen; doch fehlten dann auch nicht weizene Strützel, Napfkuchen und ein sogenannter Anhaltsfladen. Kam Besuch an Sonntagen, so wurden „Flinsen“ (Pfannkuchen) gebacken, oder Waffeln oder „Purzeln“ (Krapfen). Nichts kam den Flinsen gleich, welche beim Onkel Klötzing in der malerischen Mühle Hoppenbruch gebacken wurden, und wohin wir einmal im Jahre fuhren. Kinder beurteilen solche Besuche natürlich nur nach dem, was sie dort zu essen bekommen.

Semmel brachte jeden Werktag die alte „Hellwigsche“ aus Bladiau, sehr zähe, aber von bedeutender Größe. Die gute Frau wanderte stets hinab über Weßlienen und Wolittnick bis zum Sandkruge, zurück aber über Bolbitten. Sie war zugleich der Postbote und vermittelte alle Bestellungen. Auch stand sie in dem Rufe, Geister zu sehen. Als ich sie in späteren Jahren einmal fragte, ob sie diese Gabe noch immer besitze, sagte sie ganz traurig, das habe sie nun verlernt; auch

der Tod habe sie vergessen. Wie viele tausend Meilen mag sie wohl auf ihrer Wanderung von Bladiau nach dem Sandkruge zurückgelegt haben? Und sie war ihr ganzes Leben nur diesen einen Weg gewandert.

Ob es heutzutage noch solche Wanderer gibt?

Reichliche Fische kamen aus Wolitta, jenem merkwürdigen, fast im Haff gelegenen Fischerdorfe: Hechte, Schleien, Brassen, Aale, besonders Kaulbarsche, welche die Litauer am kurischen Haff Puikei nennen. Es wurden für ein großes Gericht Fische selten mehr als zwanzig oder dreißig Pfennig gezahlt. Es fehlte eben damals an allem Absatz, von einer Konkurrenz gar nicht zu reden.

In Wolitta wohnen vielleicht die ältesten Bewohner Ostpreußens, wahrscheinlich Slaven, denn der Name des Ortes ist slavisch (Wola = Sumpf, litauisch: Bala), wie auch der anderer Orte am Frischen Haff: Pammern, d. h. Pomore = am Meer, Bregden, Karben, Lentzen, Leysuhnen (das polnische Lesie), Pohren und andere. Das Flüßchen Omatza bei Heiligenbeil ist das russische Omet. Es gibt hier sogar neben dem „preußischen" Bahnau ein „polnisch" Bahnau, ein Beweis, daß noch in neuerer Zeit hier Polen gewohnt haben.

* * *

Daß wir Kinder auch gelegentlich krank wurden, versteht sich von selbst. Ich erinnere mich, daß ich im frühesten Alter die Lungenentzündung hatte und im Bett eine herrliche Glasperle, meinen einzigen Schatz, zerbrach. Später, wenn wir krank wurden, erhielten wir zur Unterhaltung stets das in grünem Leder gebundene Stammbuch meiner Mutter, darin Freunde und Freundinnen sich mit den rührendsten, doch meist sehr konventionellen, Versen eingetragen hatten. Auf manchen Blättern gab es gemalte Rosen und Vergißmeinnicht, auch Freundschaftsaltäre und flammende Herzen. Auf einem hatte

eine Freundin gar ihr schönes blondes Haar zu einer künstlichen Kette verarbeitet, und auf einem andern ein spaßiger Freund quer über ein Blatt geschrieben:

Und soll ich in dies Buch hinein,
So mag es auch die Quere sein.

Wo sind sie nun geblieben, diese rührenden Denkmäler einer ephemeren Freundschaft? Wo?

* * *

Wie beschränkt und still man auch bei uns lebte, so fehlte es doch nicht an allerlei Abwechslung. Die Gutsbesitzer besuchten einander Sonntags, stets ohne Anmeldung, denn man war des Willkommens gewiß. Im Winter klingelten die Schlitten oft von allen Seiten heran. Es gab Kaffee, Tee und Grog und ein reichliches Abendbrot. Die Herren spielten bis in die Nacht hinein Boston, oder später Whist, und trumpften auf den Tisch, daß es eine Freude war. Die französischen Bezeichnungen des Bostonspieles: quatre honneurs à main, petite misère ouverte u. a. wurden nicht eben sehr korrekt ausgesprochen, dafür um so deutlicher. Wenn cœur ausgespielt wurde: „kehr" um, mein lieber Weidemann; bei trèfle: „trefflich" schön singt unser Herr Kantor; und bei pique: „Piken", die die Kosaken haben. Welcher Ruf sich an carreau knüpfte, weiß ich nicht mehr. Wer sämtliche dreizehn Stiche zu machen das Glück hatte, von dem hieß es, er mache „Schlemm". Daß gelegentlich auch „gesuggert" wurde, verstand sich bei der Harmlosigkeit des Spieles von selbst; denn das „Point" betrug stets nur einen halben Pfennig. Ich lernte dabei nicht bloß die Karten, sondern auch die Spiele kennen.

In der Kreisstadt Heiligenbeil, auch in Zinten — der zweiten Stadt des Kreises — gab es im Winter stets Bälle. Es wurde erzählt, daß hier in früherer Zeit die Herren eine be-

stimmte Tanzpause benutzt hätten, um in Hemdärmeln miteinander auch einmal tüchtig zu ringen, ja ganz aufrichtig zu raufen. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß eine solche Probe frischer, jugendlicher Kraft bei einem Vergnügen der Art ganz natürlich, ja fast notwendig ist. Ich selber bin als Kind bei einem solchen Balle in Zinten gewesen. Man tanzte damals in einem so niedrigen Raume, daß die Decke den Leuten gleichsam auf dem Kopfe lag. Doch hatte man dafür und um die Hitze zu mildern, in die Decke ein großes Loch geschnitten, durch welches ein eisiger Luftstrom in den überfüllten Saal stürzte.

Auch nach Königsberg wurde gelegentlich gefahren, bald zum Theater, bald wenn „spanische Reiter" einen Zirkus aufgeschlagen hatten. Doch gilt dieses mehr von einer späteren Zeit, als die ökonomischen Verhältnisse sich schon zum Bessern gewandt hatten.

Das so nahe liegende, aber durch das Haff von uns getrennte Pillau wurde nur im Winter besucht, wenn eine fußdicke Eisdecke auch die schwersten Lasten zu tragen vermochte. Ich wurde von den Eltern nur einmal mitgenommen, als sie dort den Lehrer Hübner besuchten, welcher das Fräulein Agnes Schultz, eine entfernte Verwandte von uns, geheiratet hatte. Er war vor seiner Verheiratung einmal nach Wolittnick gekommen, um mit meiner Mutter zu besprechen, ob er wohl auf das Gehalt von 150 Talern (450 Mark) hin heiraten könne. Es wurde damals alles bis ins kleinste erörtert, und das Resultat war: ja, er dürfe heiraten, aber zum Tabak bliebe nichts übrig, das Rauchen müsse er sich abgewöhnen. — Und das Pfund Rauchtabak, Littera F, kostete damals doch nur 1 Mk. 25 Pfg.

Hübner blieb einige Jahre in Pillau und erhielt später die gute Pfarre in dem nahen Tenkitten, dort, wo ein großes Kreuz von Gußeisen die Stelle bezeichnet, auf welcher

einst der Heilige Adalbert aus Gnesen den Märtyrertod erlitten hat, indem er von den heidnischen Preußen erschlagen wurde. Eine selten poetische Stelle.

Unsere Hauptfahrten gingen aber nach Bladiau, nicht bloß wegen der Kirche, sondern auch, weil dort eine Tante meiner Mutter mit zwei Töchtern wohnte. Die dortige Kirche von Stein und Ziegeln stammt noch aus der „Ritterzeit", nämlich der des deutschen Ordens, ist aber im Innern modernisiert. Gewölbe von Brettern mit darauf gemalten Heiligenbildern sind an Stelle der alten gemauerten Gewölbe getreten; häßliche Emporen verunzieren die kahlen Wände; die größeren Gutseigentümer haben dort jeder einen eigenen „Chor", zu dem ein Aufgang von außen führt. Der geschmacklose Altar, sowie die Kanzel stammen wohl aus dem achtzehnten Jahrhundert. Eine große Tafel mit dem Landwehrkreuz und vielen Namen erinnert an die Freiheitskriege und an ihre Toten.

Hier wurde Schwester Rosalie von einem noch jungen Pfarrer Dietrich eingesegnet. Sein Vorgänger war der alte Fabritius gewesen, von dem man nicht sehr erbaut war, weder kirchlich noch moralisch. Jenem Pfarrer Dietrich folgte ein schon älterer Dittrich, dem das Schicksal eine große Zahl von Kindern gegeben hatte, wie es sich ja auch — nach Wieland — für einen evangelischen Pfarrer ziemt. Er war der alte Student in jedem Zuge, trug hohe Stiefel und rauchte aus einer langen Pfeife in seiner Weise, indem er in sie hineinblies. Am Kartentische, seinem schönsten Platz, räucherte er förmlich seinen Widerpart ein, indem er die lange Pfeife bis unter dessen Sitz streckte und kräftig in sie hineinblies, so daß jener wie eine Pythia auf dem Dreifuße saß.

Tante Steffen, welcher unser Besuch in Bladiau galt, war die Schwester der Mutter meiner Mutter, eine geborene

Lemke. Von ihrer Vergangenheit weiß ich so gut wie nichts; aber sie hatte das seltsame Schicksal gehabt, die Ehefrau eines bereits verheirateten Mannes zu werden. Ein Holzhändler Steffen aus Danzig war nämlich schon vor langer Zeit wiederholt in die Haffgegend gekommen, hatte sie, damals noch ein junges Mädchen, kennen gelernt und sie geheiratet. Die Ehe war auf Grund der vorgelegten Papiere vor dem Pfarrer Fabritius in Bladiau etwas voreilig geschlossen worden. Mehrere Jahre später, als vier Kinder geboren waren, kam es heraus, daß Steffen schon mit einer Frau in Danzig verheiratet sei. Infolgedessen trennte sich Tante Steffen von ihm, behielt aber seinen Namen bei und erlernte, da sie ohne Vermögen war, die Kunst einer Hebamme. Als solche hat sie uns Kinder alle ans Tageslicht gefördert, später auch im sogenannten Oberlande bei den adligen Familien, namentlich in den gräflich Dohnaschen Häusern, viel Anerkennung gefunden. Sie war in jeder Beziehung eine höchst achtenswerte Frau. Ihre Söhne wurden, der eine ein ehrsamer Riemer in Bladiau, der andere ein überaus kräftiger Gendarm in Thorn, der uns manches Stücklein von den polnischen Spitzbuben erzählte. Eines teile ich später mit.

Sie hatte außerdem zwei Töchter, von denen die ältere, Wilhelmine, sich nicht bloß durch große wirtschaftliche Tätigkeit auszeichnete, sondern auch durch ein seltenes Handarbeits- und Schneidertalent. Als solche war sie in den bürgerlichen und adligen Häusern, namentlich auch in Weßlienen bei Frau von Auerswald, sehr angesehen. Außerdem war sie der geborene Schöngeist. Sie hatte fast alle Werke von Schiller und Goethe gelesen, selbst den damals nicht verstandenen Faust, wußte eine große Zahl von Gedichten auswendig, und war mit allen Romanen, alten und neuen, bekannt. Sie war es, die

mir einst mit Begeisterung von Rehfues Scipio Cicala sprach. Ein armer Fuhrmann Seeger, welcher mit seinem zweifelhaften Einspänner einmal in jeder Woche den Verkehr nach Königsberg vermittelte, brachte ihr aus der Leihbibliothek die nötigen Bücher, die sie nicht bloß las, sondern gleichsam auswendig lernte, denn sie konnte ganze Seiten aus dem Kopfe hersagen. Als im Jahre 1840 unser junge Bruder Theodor starb und in Wolittnick in dem kleinen Friedhof, hoch über dem Erlengrunde, begraben wurde, deklamierte sie halblaut zu mir, in das Abendrot schauend, eine Strophe des von Heine später so übel mitgenommenen Dichters Gustav Pfitzer:

Abendlich ist mir nun zumute,
Da im Westen die Sonne sinkt,
Und ein Kreis von rotem Blute
Rings das duftige Blau umschlingt.
Ich fühle die Kraft des Lebens beben,
Ich steh' an des Grabes offnem Rand,
Ich will um das aschenbleiche Leben
Noch winden des Morgenrots Purpurband.

Vielleicht habe ich damals, unbewußt, die größte poetische Anregung erfahren von dieser einfachen Dörflerin, welche man heutzutage halbgebildet nennen möchte; aber sie vereinigte in erstaunlicher Weise Natur und große praktische Tätigkeit mit höchster idealer Empfindung und Bildung.

Als sie später den jüngeren Pfarrer Fabritius in der Danziger Niederung als zweite Ehefrau heiratete, war sie nichts weiter als die ehrliche, praktische Hausfrau. Sie hatte ihre Poesie in Bladian gelassen. Leider vergiftete sich später ihr sechzehnjähriger Stiefsohn, weil er die „Bladiausche Mutter" nicht leiden mochte. Sie selber hatte nur eine Tochter Mathilde.

* * *

Durch den Kreis Heiligenbeil und speziell durch Bladiau führte seit dem Beginne der dreißiger Jahre die große Staats-

chaussee, welche wohl ganz besonders dem Verkehr mit Rußland dienen sollte. Die nächste Poststation von Bladiau südlich war Quilitten, die nächste nördlich Brandenburg. Nach Quilitten bin ich im Frühling des Jahres 1848 täglich hingeritten, um aus der „Zeitungshalle" die neuesten politischen Ereignisse zu erfahren. Am 22. März traf ich hier mit Freund Bernhard Weiß zusammen, der, aus Berlin kommend, den Barrikadenkampf des achtzehnten März in nächster Nähe mit erlebt hatte. Wer hätte so etwas früher auch nur für möglich gehalten!

In Quilitten lebte damals Posthalter Laukien, ein alter, mürrischer Mann, dessen Ehefrau dafür einst eine Schönheit gewesen sein mochte. Diese hatte ihr Sohn Artur geerbt, ein schwärmerischer und musikalisch sehr begabter Jüngling, der später auswanderte und in Australien eine „Erbin" geheiratet haben soll. Eine Tochter des Posthalters Laukien, namens Marie, kam zeitig nach Spanien und wurde die Lehrerin der Königin Mercedes, ersten Gemahlin von Alfons XII. Die Sehnsucht führte sie in späteren Jahren noch einmal nach der ostpreußischen Heimat; sie ließ sich in Königsberg von einem Reporter ausforschen und teilte diesem mit, daß sie nach Madrid zurückkehren und — da die Königin gestorben — in einem Kloster ihr Leben beschließen wolle. Zur katholischen Kirche war sie schon früher übergetreten.

Auch unsere enge und bescheidene Heimat war nicht ohne Romantik.

Passierten durch Quilitten hohe Herrschaften: der König mit der Fürstin von Liegnitz, der Kronprinz mit Gemahlin, so wurde stets dorthin gefahren und Hurra gerufen. Auch nach Königsberg folgte man ihnen, etwa zu einer Revue, bei der man freilich nicht viel sah. Doch erinnere ich mich auch einer großartigen Gondelfahrt auf dem reich illuminierten Schloßteiche,

dem Stolze Königsbergs, nur daß er faul ist und im Sommer übel riecht.

Viele Jahre später brach bei einer solchen Gelegenheit das Geländer von Holz an der vollgedrängten Brücke, welche den Schloßteich überspannt, und es ertranken viele Menschen.

Nahe bei Quilitten, in Rauschnick, wohnte damals ein Gutsbesitzer Thiel, der sich durch einen unbändigen Jähzorn auszeichnete, sonst aber ein durchaus gutmütiger Mann war. Als er einst einer Magd die siedende Kaffeemaschine ins Gesicht geworfen hatte, mußte er eine Haftstrafe verbüßen. Um diese Schmach zu vertuschen, hieß es, er sei in ein Bad gereist. Diese Version war später den Herren, welche wirklich ein Bad besuchten, recht fatal; denn nun hieß es dafür von ihnen, sie müßten wohl eine Strafe absitzen.

Eine solche Badereise war damals etwas sehr Kostspieliges. Man fuhr in eigener Equipage, häufig mit vier Pferden und Bedienung, und brauchte in das Bad, z. B. das damals beliebte Salzbrunn, eine Woche. Hier mietete man eine große Wohnung und trug sich in das Fremdenbuch womöglich als Quasi-Adliger ein, etwa: Rittergutsbesitzer Will von Pohren; dann ging der Badegast fernerhin als: Herr von Pohren.

Ausschreitungen der Gutsherrschaft gegen die Dienstboten kamen zwar überall vor, wurden aber nicht sehr übel genommen. Daß eine Magd ein paar Ohrfeigen erhielt, ein Knecht — wenn verschuldet — einen Buckel voll Prügel, verstand sich von selbst. Hatte ein solcher es gar zu arg getrieben, so wurde er gebunden auf einen Wagen gesetzt, und ins Landratsamt nach Heiligenbeil gebracht, wo ihm der Wachtmeister eins gehörig aufzählte. Eine solche Strafe war durchaus nicht entehrend, der gezüchtigte Knecht kam ganz munter zurück und alles war wieder gut.

Es wurde erzählt, daß in der früheren Zeit, namentlich während der Untertanenschaft, der bestrafte Knecht dem Herrn jedesmal die Hand geküßt und für „gnädige Strafe" gedankt habe.

Der litauische Dichter Donalitius erzählt sogar, daß im 18. Jahrhundert selbst die Bauern und Kämmerer von ihrem Amtmann eigenhändig durchgebläut wurden. Prügel sind nun einmal ein höchst natürliches Strafmittel, und die menschliche Gesellschaft hat nicht gut getan, darauf gänzlich zu verzichten.

Die Prügelstrafe kam später ab, namentlich, seitdem die meisten Knechte in dem Heere gedient hatten. Ich erinnere mich, daß der eine oder andere zu dem zornigen Herrn sagte: Herr, schlagen Sie mich nicht, ich bin Soldat gewesen!

Das Verhältnis des Herrn zu den Dienenden und Untergebenen war bei aller Strenge ein durchaus patriarchalisches. Die Mägde nannten die Frau „Madamchen", die Knechte und Instleute den Herrn „hochgeehrter Herr". Die Mägde und Knechte wurden dafür mit Du angeredet, die — stets verheirateten — Instleute mit Er (die Männer) und Sie (die Frauen), doch im Singular. Man sprach von den „Manns" und „Muttersch". Stets verstand sich die plattdeutsche Sprache von selbst. Wir Kinder kannten sie, redeten aber nur noch hochdeutsch; unsere Mutter dagegen unterhielt sich mit ihren Schwestern und sonstigen Verwandten gern plattdeutsch.

In der Tat klingt es gemütlicher und voller als das uns halbfremde Hochdeutsch.

* * *

Die große Berliner Chaussee hatte den Fernverkehr an sich gerissen und die alte Landstraße, welche an Wolittnick vorüber, längs dem Haff nach Brandenburg lief, verödet. Auf diesem Wege war einst alles gefahren, was nach Königsberg und weiter nach Rußland wollte: hohe Herren, Abenteurer, Künstler, fran-

zösische Philosophen, Kaufleute und viele andere Reisende. Von Königsberg ging es dann längs der Kurischen Nehrung, früher der „Strand" genannt, nach Memel; eine lange Fahrt, welche Diderot in einem launigen Gedicht: La poste de Koenigsberg à Memel, beschrieben hat. Den durchgehenden Postwagen sich anzuvertrauen, hatte damals seine Bedenken. Es gab da nur hölzerne Bänke mit hohen Lehnen. Als mein Vater einmal in einem solchen Wagen fuhr, warnte ihn der Postillion, sich anzulehnen und gar zu schlafen; denn — sagte er — gestern hat sich ein Reisender dabei das Genick abgestoßen.

Die Post von Danzig nach Königsberg folgte nicht unserer Landstraße, sondern ging längs der Frischen Nehrung nach Pillau. Hier bestand die Kalamität darin, daß man den reitenden Postillionen gern die silbernen Armschilde raubte.

Auf unserer Landstraße gab es ein reizendes Laubwäldchen bei Keimkallen. Es wurde erzählt, daß die preußische Prinzessin Charlotte, Gemahlin des Kaisers Nikolaus, hier stets abgestiegen und zu Fuß durch das Wäldchen gegangen sei. Im übrigen war die Straße öde und oft sehr sandig. In manchen Equipagen — so erzählte meine Mutter — saßen die Reisenden abends bei einer hängenden Laterne und lasen in einem Buche; denn es ging in dem tiefen Sande oft nur im Schritt, und die Fahrt von Berlin bis Königsberg dauerte viele Tage. Noch in der Mitte der vierziger Jahre, als der Postminister von Nagler die Verkehrsverhältnisse bereits wunderbar verbessert hatte, bin ich von Königsberg nach Berlin noch dreimal vierundzwanzig Stunden gefahren. Als nach 1848 die beschleunigte Kurierpost nur sechsunddreißig Stunden zu dieser Fahrt brauchte, glaubte man am Ende aller Möglichkeiten angekommen zu sein. Heutzutage genügen neun bis zehn Stunden, freilich mit der Eisenbahn, die 1853 eröffnet wurde.

Verfolgte man von Wolittnick die alte Landstraße nach Osten, so kam man nach etwa zwanzig Minuten zu der Mühle Fedderau, die unserem Onkel Schönrade gehörte, dem Ehemann einer Schwester meiner Mutter. Von allen Bekannten aus jener Zeit war er jedenfalls die interessanteste Persönlichkeit und überall gern gesehen, weil eine stetsfließende Quelle von Witz und Humor. Er war sehr groß und kräftig und ging Sommer und Winter meist in Pelzkleidern; im Winter, wie er sagte, gegen die Kälte, im Sommer gegen die Hitze. Er bekümmerte sich weder um die Mühle, noch um seine sonstige Wirtschaft, saß oder lag stundenlang auf der Ofenbank und war von einer unbesiegbaren Trägheit. Die ganze Last der Wirtschaft ruhte auf den Schultern der Frau, welche, recht im Gegensatz zu dem Manne, sich nicht vor den niedrigsten Arbeiten scheute und immer selber mit dem zu verkaufenden Mehl nach Königsberg fuhr, wo sie das ganze Geschäft allein besorgte. Der Mann segelte nur zuweilen nach Pillau auf einer kleinen, vom Schiffer Unruh geführten Jacht, um Mehl an einen dortigen Bäcker abzuliefern. Sonst bestand seine Beschäftigung darin, daß er vormittags nach Wolittnick kam, um einen Schnaps zu trinken und weiter nach dem Sandkruge zu wandern, wo er sich einen zweiten geben ließ.

Er war — wie gesagt — überall gern gesehen wegen seines unversieglichen Humors. Als es hieß, die Landstände — zu denen auch mein Vater als Besitzer eines Rittergutes gehörte — sollten sich eine goldgestickte Uniform anschaffen, meinte er trocken: Dann würden sie sich wohl auf die Epauletten die Worte „Johanni" und „Weihnachten" sticken lassen. Das waren aber die für die Zahlung der landschaftlichen Zinsen bestimmten Termine.

Einmal kam er in seiner Behäbigkeit in die Gefahr zu ertrinken. Er wanderte nämlich mit meinem Vater und dem

Papierfabrikanten Güllich auf dem Damm am Mühlenteiche in Fedderau, als er plötzlich in diesen hineinrutschte. Die Stelle war sehr tief und das Ertrinken kaum zu vermeiden. Aber die Pelzkleider hielten ihn schwimmend, und bevor sie sich voll Wasser gesogen, hatten die beiden Herren ihn mit ihren langen Tabakspfeifen herangeangelt, so daß sie ihn hinaufziehen konnten. Hier paßte in der Tat die ostpreußische Redensart: wieder auf den Damm kommen.

Eine zweite Geschichte!

Einst fuhr er mit seinem Kutscher auf der Landstraße in der Richtung nach Westen von Hause fort. Nach einer Weile sagt er:

Johann, wo fahre wi egentlich hen?

Dat weet ek nich, Meister.

Na, da kehr' man wedder om, wie wölle dat froge.

In der Tat kehrten sie um und erfuhren nun, wohin sie eigentlich wollten. Um jedoch ganz sicher zu sein, schrieb er den Namen des Ortes mit Kreide auf seine ledernen Hosen.

Eine dritte Geschichte!

Er hatte einmal Roggenmehl an einen Bäcker in Pillau geliefert. Als er später wieder zu diesem kam, machte der Bäcker ihm den sehr schlimmen Vorwurf, das Mehl habe von ausgewachsenem Korn hergerührt. Ein solches Mehl verliert nämlich den Kleberstoff und der Teig läuft beim Backen auseinander. Schönrade widersprach energisch und verstand sich schließlich zu der gefährlichen Äußerung:

Na, wenn dat wohr ös, da sall mi doch gliek de Düwel hole.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Türe und herein trat ein Mohr, deren es in Pillau schon damals wohl den einen oder andern gab, da sie über See mit den Handelsschiffen ankamen.

Auf die Kniee fallen und einen heisern Schrei ausstoßen, der sich in einem Gurgeln verlor, war eins.

Vielleicht hat er seitdem den zu mahlenden Roggen sorgfältiger geprüft.

Was an dieser durchaus wahren Geschichte vielleicht noch merkwürdiger, ist, daß sie von meinem Sohne Anton im „Südafrikanischen Gemeindeblatt“ vom 30. Januar 1903, welches in Kapstadt erscheint, in plattdeutscher Sprache, doch mehr novellistisch ausgeführt, erzählt wird. Wenn das sich der gute Schönrade hätte träumen lassen!

Die schönste Geschichte war es aber doch, als er einst im Spätherbst mit dem Schiffer Unruh nach Pillau fuhr und nach Erledigung der Geschäfte, auf der Rückkehr, mitten im Haff einfror. Es kann hier nämlich der Frost mit ungeheurer Stärke, gleichsam wie ein Dieb in der Nacht, über den Schiffer kommen. Geschieht dieses bei Windstille, so bildet sich sehr rasch ein starkes Eis, das einem Segelschiff die Weiterfahrt verbietet. Unruh hatte, als Kenner des Haffs, den kommenden Frost wohl gerochen, aber gehofft, Fedderau noch erreichen zu können, da ein guter Westwind wehte. Dieser ließ aber mitten auf der zwei Meilen weiten Fahrt plötzlich nach, und der Frost setzte ein.

Unheimlich rasch schossen die Eispfeile auf der stillen Wasserfläche hin, sich erst zu „Fenstern“, dann zu einer einzigen Kristalldecke verbindend. Es dauerte nicht lange, so lag die Jacht fest; sie konnte weder vorwärts noch zurück. Um sich aber auf die nur langsam stärker werdende Eisdecke zu wagen, dazu gehörte ein Frost von etwa drei Tagen. Welch eine Aussicht!

Trotz der warmen Kleidung, die sie trugen, litten sie sehr von der Kälte und durften die kleine Kajüte achter, eigentlich nur einen finstern Verschlag, nicht verlassen. Es war ein Glück, daß Schönrade wenigstens eine Düte mit Rosinen und eine Flasche Rum mithatte. Dieses war aber auch ihre einzige Nahrung und Erquickung. Doch der Appetit verging dem

ängstlichen und aufrichtig feigen Manne, wenn er an seinen sehr strammen Geldbeutel dachte und auf den stillen Unruh blickte, dem er das Böseste zutraute.

Am dritten Tage war das Eis stark genug, um sie zu tragen, doch nicht, wenn sie darauf aufrecht gingen; sie banden sich also unter jeden Fuß eine Stange und nahmen in jede Hand ein Ruder. Mit Mühe gelangten sie aus der Jacht auf die knisternde Eisdecke und krochen so langsam der nördlichen, samländischen Küste, als der nächsten, zu, in jedem Augenblick gewärtig, durch die Eisdecke zu brechen. So kamen sie endlich an Land und wurden von den Leuten, welche sie schon lange beobachtet hatten, in Empfang genommen.

Daß man sie anfangs für Eisbären gehalten und auf sie habe schießen wollen, war eine jener Ausschmückungen, die sich eine solche Geschichte gefallen lassen muß.

* * *

Die Bewohner der Haffküsten wissen mancherlei Abenteuer zu erzählen von Reisenden zur Winterzeit auf dem im Sommer so harmlosen Haff, wenn eine mehr als fußdicke Eiskruste den ungehinderten Verkehr in Schlitten nach allen Richtungen gestattet. Benutzte doch auch einst der Große Kurfürst diese Eisbahn, als er die flüchtigen Schweden einholen wollte, indem er bei Karben mit seinen Soldaten in die Schlitten stieg und sechs Meilen weiter in Königsberg landete.

Aber im Winter sind die Tage kurz, die Gefahren groß; namentlich verirrt man sich leicht in der Dunkelheit, wenn kein „Schneelicht“ die ungeheure Weite erhellt. Die breiten, offenen Risse im Eise verschlingen in einem Nu das ganze Gefährt. Das trügerische Leuchtfeuer von Pillau lockt den Reisenden in das stets offene Tief, die Verbindung von Haff und See. Das Haff ist im Winter nicht tot wie sonst ein Landsee, es besitzt

vielmehr ein eigentümliches Leben, hervorgerufen durch die See, von der es abhängt. Die salzige Flut dringt in das Haff bald ein, bald fließt sie ab. Im ersten Falle hebt und zerreißt sie die Eisdecke, und wäre sie noch so stark, im andern Falle senkt sich diese und zersplittert. Jenes geschieht bei starkem West-, dieses bei anhaltendem Ostwinde. Steigt das Wasser, so schlagen oft meilenlange Risse mit donnerähnlichem Knall und bilden offene, bis drei Meter breite Kanäle, welche kaum ihr Dasein verraten, am wenigsten in der Dunkelheit. Fällt dagegen das Wasser, so türmen sich längs einem ebenfalls stundenlangen Risse die zerbrochenen Ränder in großen Eisschollen dachartig auf und bilden einen Wall, über den man nur schwer gelangen kann. Doch gibt es hier und da eine natürliche Überfahrt, während jene offenen Risse künstlich überbrückt werden müssen, wie auf dem Lande ein Fluß. Auch wird die Bahn für Schlitten meilenweit durch Tannenbäumchen bezeichnet, welche durch eigens dazu verpflichtete Beamte in das Eis gesteckt werden und einfrieren.

Trotz alledem verirren die Reisenden leicht und verleben viele Stunden, ja zuweilen die ganze Nacht, auf dem unwirtlichen Eise. Ja, es kann vorkommen, daß sie ihren eigenen Spuren im Kreise folgen, wie jener Reiter in der Jacinto-Prärie Sealsfields.

An einem Tage — es war gerade Fastnacht — waren unsere Eltern und noch einige Nachbarn nach Pillau gefahren. Wir Kinder vergnügten uns — wie es damals zu jenem Tage gehörte — bei Tageslicht in einer Schaukel, die darin bestand, daß die Stränge eines Pferdesielens durch die Balken unserer Wohnstube gezogen wurden; am Abend, indem mit den Mägden eine Art Kontretanz aufgeführt wurde, gebildet durch zwei Reihen, die sich bald näherten, bald von einander entfernten,

wobei mit lauter Stimme gesungen wurde: Freut euch des Lebens! — ein Tanz, wie er einst bei allen germanischen Völkern, selbst in Island, Sitte war. (Aus dieser gesungenen Ballata entwickelte sich später die deutsche Ballade.)

Es wurde spät, die Eltern kamen nicht. Voller Unruh blieben wir alle bis Mitternacht auf; da langten sie endlich an, erschöpft und ganz verschneit. Sie hatten in dem am Abend entstandenen Schneegestöber die Richtung verloren, die Balgaer Berge für die Brandenburger gehalten, und waren weit westlich nach Leysuhnen verschlagen, wo die freundliche Wirtin nichts so sehr bedauert hatte, als die schönen Mäntel.

Schlimmer erging es einem Riemermeister Lossau aus Heiligenbeil, als er in seinem Einspänner aus Pillau nach Hause zurückkehrte. Die Bahn läuft dort im weiten Bogen nach Osten, um die stets sehr zweifelhafte Stelle zu vermeiden, wo das Haff durch das Tief sich mit der See verbindet. Plötzlich bricht das Pferd ein. Er springt mit einem Satz aus dem Schlitten und erreicht glücklich eine Eisscholle, die ihn trägt, aber Pferd und Schlitten versinken vor seinen Augen. Es war bereits dunkel, von Pillau erblickte man nichts als das Licht des Leuchtturms, doch vermochten Leute seine Hülferufe zu hören. Heutzutage würde ein Dampfboot Rettung bringen, damals war es in der Dunkelheit unmöglich, sich der Unglücksstelle zu nähern. So brachte er die ganze Winternacht auf der Eisscholle zu, wobei er von Zeit zu Zeit noch seine Pelzmütze abnehmen mußte, um darin den einen Fuß zu erwärmen, oder doch vor dem Erfrieren zu bewahren, von dem er beim Hinausspringen den Stiefel verloren hatte. Erst am frühen Morgen arbeitete sich ein Boot durch die Eisschollen und brachte den Halberstarrten nach Pillau.

Bricht der Weststurm die Eisdecke plötzlich auf, so werden die Schollen zuweilen weit auf das Ufer geschoben und be-

drohen die nahen Häuser der Fischer in Kahlholz. Im Winter 1854 auf 1855, während des Krimkrieges, zerstörten sie sogar eine ganze Flotte von Kauffahrteischiffen, welche, mit russischen Rohprodukten beladen, von Königsberg nach Pillau sich einen künstlichen Weg durch das Eis bahnten. Nur noch ein Tag und sie hätten offenes Wasser gehabt und Pillau erreicht. Aber der Weststurm zerbrach die Eisdecke uud die Schollen warfen die großen Dreimaster um oder zerschnitten sie. Der Verlust betrug Millionen.

Wir konnten von Wolittnick die Katastrophe gut beobachten.

Wie bekannt, waren in jenem Winter die russischen Häfen von der englisch-französischen Flotte blokiert; der ganze Verkehr ging also über die preußischen Häfen, namentlich Königsberg und Memel. Auch unser stille Sandkrug erhielt mit einem Male Bedeutung, indem die russischen Produkte dorthin mit der Eisenbahn und sodann über das Haff nach Pillau befördert wurden. Das schlechteste Geschäft machte in jenem Winter aber Memel, indem es zum größten Teil durch Feuer zerstört wurde.

Spielte das Haff in unserem Leben stets eine große Rolle, teils wegen der Schau über die weite Fläche bis zu dem Berge Galtgarben im Samlande, teils wegen der Kahnfahrten und der prachtvollen Mummeln, welche dort mit zehn Fuß langen Stengeln und großen Blättern aus der geheimnisvollen Tiefe auftauchen und den Badenden verstricken; teils wegen der Vogelscharen, die zu Tausenden die fast undurchdringlichen Rohrkampen beleben; teils wegen der Binsen, die wir zu Schiffchen verarbeiteten: so übertraf doch alles die Ankunft der Schwäne, welche stets anlangten, wenn im Frühjahr gerade das Haff aufging und sich in ein Chaos von Eisschollen und Blänken auflöste. Immer erschienen sie zu vielen Hunderten, auf ihrer Sommerwanderung nach Norden hier eine Rast machend und die Luft mit ihrem weitberühmteu Gesange erfüllend. In Wahr-

heit ist er gellend und weder melodisch noch schön; aber sie haben nun einmal den Ruf des poetischen Tönens für sich, und es wäre verwegen, ihn schmälern zu wollen.

Unser Vater lag, ihnen gegenüber, einer eigentümlichen Jagd ob, indem er, möglichst unbemerkt, sich ihnen zu nähern und schließlich, auf dem Bauche kriechend, wie ein Seehund, ihnen in Schußweite zu kommen suchte. Die Jagd auf Schwäne ist nicht bloß an sich schwierig, da sie angeblich Wachen ausstellen und sehr scheu sind, sie hat auch das Eigentümliche, daß selbst ein von einer Kugel getroffenes Tier oft ruhig auffliegt. Die berühmte Schwanenbrust und das ganze Federkleid bilden nämlich einen kugelfesten Panzer, von welchem die Kugel abprallt. Der Schwan wird bestimmt nur erlegt, wenn die Kugel ihm durch den Hals geht. Der Schütze muß also sehr sicher sein oder Glück haben. Da die Schwäne meist in großer Schar nebeneinander auf den Blänken schwimmen, erblickt der auf dem Bauch liegende Jäger nur ihre hochragenden Hälse; das Zielen wird ihm aber durch seine Lage sehr erschwert. Er schießt meist, sozusagen, aufs Geratewohl in diese Hälse hinein.

Mein Vater erlegte jedes Jahr mindestens einen Schwan, meist mehrere. Es wurde auch der Versuch gemacht, sie zu braten, doch wollte das etwas tranige Fleisch nicht schmecken. Besser, wenn man es vorher in Essig einlegte. Der altenglische Dichter Chaucer sagt dagegen von einem forschen Mönch, er habe gebratene Schwäne zumeist geliebt.

Erstaunlich war die Größe mancher Schwäne. An den Füßen aufgehängt, maßen sie bis zu dem Kopf unten oft zwei Meter. Herrlich war stets der Flaum ihrer Brust, aber es gab bei uns niemand, der es verstanden hätte, ihn herzurichten.

Ich habe die Schwäne in den sechziger Jahren noch einmal von Ludwigsort aus besucht und denke mir eine Jagd auf die-

selben als ganz besonders vergnüglich, wenn auch noch so schwierig. Angeschossene, etwa flügellahme Schwäne waren stets sehr schwer zu fangen, da sie nur in einem Boot verfolgt werden konnten. Während man das Boot zwischen den Eisschollen weiter schob, waren sie schon auf und davon.

Auf allen Jagden war mein Vater stets von der treuen Dido begleitet, welche das Wild aufspürte und die erlegten Schwimmvögel aus dem Wasser holte. Uns Kindern war sie eine ganz besondere Freundin. Leider vergalten wir ihre Zuneigung sehr schlecht, denn wenn sie drei bis vier Junge geworfen hatte, was jedes Jahr geschah, so ertränkten wir diese in dem tiefen, kalten Tümpel an der Schleuse. Ich sehe sie noch, die armen, blinden Dinger, wie sie langsam in der Tiefe versanken, während die Mutter ängstlich hin und her lief und den traurigen Vorgang offenbar gar nicht begriff.

Mitleid ist nichts Angeborenes, es muß, wie jede Tugend, gelernt werden.

Ein Hauptvergnügen für uns war der Fang der Neunaugen, welche im Fließ unterhalb der Schleuse zu finden waren, und meist, in Nestern vereinigt, im Sonnenschein über dem kiesigen Grunde spielten. Der Fang bestand einfach darin, daß man mit beiden Händen plötzlich in ein solches Nest griff. Aber auch die ergriffenen wußten sich oft noch zu retten, indem sie sich der Hand entwanden; denn ihre Haut ist glatt und schleimig. Die Gefangenen wurden, nach Art des heiligen Laurentius, von uns auf einem Rost gebraten und kaum mit Appetit verspeist. Aber was wird nicht alles von Kindern gegessen!

In der Provinz Ostpreußen, namentlich in Litauen, spielen die Neunaugen keine kleine Rolle; anderswo sind sie kaum bekannt und noch weniger beliebt.

Es gibt noch eine kleinere Sorte, die aber nicht gefangen wird und sich äußerst schnell in den Sand bohrt.

Wenn das Fließ im Frühjahr hie und da aufgeräumt wurde, entdeckte man oft ganze versteckte Nester von Neunaugen und fing sie leicht. Sie hatten dort wohl überwintert. Unser Fang fand nur im Sommer statt.

Im ersten Frühling, wenn das Eis des Haffs aufging, ergötzte uns oft das Anzünden des trocknen Schilfes und der Binsen, welche die Wellen in langen Reihen auf den Strand geworfen hatten, wobei es galt, munter durch Rauch und Flammen zu springen. Dann war auch der Strand mit zahllosen Muscheln bedeckt, die wir gern auflasen. Auch fanden sich kleine Bernsteinstücke vor, welche die Flut aus der See hier angeschwemmt hatte.

So viel von unsern Vergnügungen, den Jagden und dem Winterhaff, welchem der Frühling die ersehnte Erlösung brachte, nämlich die Eröffnung der Schiffahrt und zahllose Segler, die nun — andre Schwäne — die blaue Wasserfläche belebten.

* * *

An einem Tage anfangs der dreißiger Jahre kam der gute Schönrade in den Verdacht, einen Menschen ermordet zu haben. Indem man nämlich in Fedderau zufällig neben einem Stalle grub, fand man in etwa zwei Fuß Tiefe das Skelett eines Mannes und daneben ein rostiges Beil, dessen Schneide genau in eine Spalte im Schädel paßte. Also unzweifelhaft ein Erschlagener. Da außer den Knochen alles bereits spurlos verrottet war, mußte der Tote mindestens schon zwanzig Jahre in der Erde gelegen haben. Dann konnte Schönrade aber nicht der Täter sein — was die guten Leute ihm so gern zur Last gelegt hätten —, da er erst später die Mühle Fedderau übernommen hatte. So riet man denn hin und her, wer wohl

der Erschlagene gewesen. Es bildete sich ein förmlicher Mythus aus. Schließlich einigte man sich darüber, daß es wohl einer der Franzosen gewesen, welche im Winter auf 1813 im erbärmlichsten Zustande aus Rußland zurückkehrten und gelegentlich von der durch den unglücklichen Krieg (1807) aufgebrachten Bevölkerung erschlagen wurden. Mancher Gastwirt soll damals plötzlich sehr reich geworden sein, zumal, wenn ein französischer Offizier mit der Kriegskasse bei ihm eingekehrt war; doch hatte das Gerücht, wie überall in solchen Fällen, freien Spielraum und machte Gebrauch davon.

Wir Kinder konnten uns den Anblick des Skeletts nicht entgehen lassen und betrachteten namentlich mit großer Andacht das verrostete Beil. Der Tote aber wurde wieder zugedeckt und die Sache war damit erledigt. Wie viele Bogen Papier würde man nicht heutzutage darüber vollgeschrieben haben!

Mir gab die Geschichte etwa vierzig Jahre später den Stoff ab für eine Erzählung, welche unter dem Titel „Der Franzosenmüller" und unter dem Pseudonym „Franz Leyden" in den von Masius herausgegebenen „Mußestunden für die Jugend" erschienen ist, allerdings mit einer Katastrophe, welche an das Abenteuer Lossaus beim Pillauer Tief erinnert.

* * *

Indem ich wieder nach Wolittnick, dem „alten Nest", wie es meine Mutter oft nannte, zurückkehre, steht vor meinen Blicken eine sehr alte, freundliche Frau mit treuen, blauen Augen, stets tätig, stets glücklich, die, weit davon entfernt, jemals ein hartes Wort zu sagen, niemals eines zu hören bekam: die Mutter meines Vaters. Sie führte die Vornamen Katharina Elisabeth und war eine geborene Sämann. Nach dem Verkaufe von Pinnau war sie zu meinen Eltern gekommen, welche ihrem Alter die größte Achtung bewiesen. Sie belebte,

wie der Sonnenschein, alles was in ihre Nähe kam, denn für einen jeden hatte sie ein freundliches Wort, eine Gefälligkeit in Bereitschaft, und freuen konnte sie sich über alles wie ein Kind. Stand mittags ein „Schmorchen“ auf dem Tische, so war dieses etwas ganz Himmlisches; kam Besuch, so war sie selig. Als einmal der Maler Schröter aus Heiligenbeil („Maler und Lackierer, Bekleckser und Beschmierer“, wie er lachend sich selber nannte) um einen einfachen, geschrögten Ofen eine Weingirlande gemalt hatte, stand sie davor in vollster Bewunderung und hätte vor Freude fast geweint. Ihre Domäne war alles, was wir an Kleidern zerrissen, beschädigten oder sonst verdarben. Sie benähte, bestrickte, flickte und reparierte alles. War ein Loch im Strumpf — zur Großmutter. Sie besorgte alles, wies nichts zurück und belebte uns durch ihre ununterbrochene Freude. Märchen dagegen hat sie uns niemals erzählt; war sie doch ein Stadtkind.

An ihrer rechten Hand waren die drei Mittelfinger steif, doch vermochte sie mit derselben ganz gut zu arbeiten. Die Steifheit rührte aber von folgendem Vorfall her. Als die Franzosen 1807 aus ihrem Winterlager bei Liebstadt aufgebrochen waren und nach Königsberg zogen, waren sie auch nach Pinnau gekommen, welches an der großen Heerstraße ebenso lag, wie das früher schon genannte Hasstrom. Einer der Soldaten benahm sich besonders ungebührlich, verlangte Geld und zückte gegen die Großmutter den Säbel. Voll Angst griff diese in die Schneide, der Soldat zog den Säbel zurück und durchschnitt die drei Finger der rechten Hand bis auf den Knochen. So kam sie immer noch besser davon als ihr Schwiegervater, der Pfarrer in Hasstrom.

An einem Wintertage — es war der 26. Januar des Jahres 1838 — hieß es, sie wäre gestorben; und nun lag sie

— uns ganz unverständlich — erstarrt auf ihrem Bette in der kleinen Giebelstube mit dem geschrögten Ofen, dessen Weinkranz sie so sehr erfreut hatte. Ein hitziges Fieber, so hieß es damals immer, wahrscheinlich eine Lungenentzündung, hatte sie nach kurzem Krankenlager dahingerafft.

Da ihr Ehemann schon vierundzwanzig Jahre früher hinter dem Chor der Kirche in Brandenburg begraben war, sollte auch sie dort ihre letzte Ruhestätte finden; sie blieb jedoch noch eine Woche in Wolittnick aufgebahrt, wo man diese Zeit über gleichsam nur auf Zehen umherging und niemand laut zu reden wagte. Denn nach damaligem Glauben befand sich der Geist der Toten noch mitten unter uns und verriet sich gelegentlich durch einen fremdartigen Geruch, etwa nach Moschus oder einem andern ungewöhnlichen Stoff. Von diesem Glauben war niemand bei uns frei, auch nicht mein Vater.

Da es am Begräbnistage, den 2. Februar 1838, wohl starken Frost, aber keinen Schnee für Schlitten gab, beschloß mein Vater, die Leiche über das spiegelblanke Eis des Haffs nach Brandenburg zu bringen. Eine seltsame Fahrt; der Sarg im Stroh eines Holzschlittens wohlverpackt, wir, die Hausgenossen und Nachbarn in mehreren Schlitten folgend. Damals gab es noch keinen Böcklin, der den phantastischen Zug gemalt hätte.

An der Kirche hatte man das Grab des Großvaters aufgegraben und dessen Knochen vorläufig auf den Rand gelegt. Mein Vater nahm den Schädel in seine Hand und erkannte ihn sofort als den seines Vaters; denn von den zweiunddreißig Zähnen fehlte nicht ein einziger, und der Tote hatte sich immer der schönsten, perlkleinen, weißen Zähne erfreut. Er küßte den toten Mund und legte den Schädel wieder in das Grab.

Zurück die zwei Meilen lange Fahrt nochmals über das Eis, um in Wolittnick noch einen Begräbnisschmaus, eine

sogenannte altpreußische Zarm, zu feiern, bei dem eine Partie Boston am Kartentisch nicht ausgeschlossen war.

Als wir Kinder schlafen gingen, ohne die Großmutter, sagte Bruder Otto, der vier Jahre älter war als ich, weinend:

Wer wird nun meine Strümpfe stöpfen?

* * *

Ich habe noch nicht von dem Vater meiner Mutter, dem Müller Braun, gesprochen, welcher als Witwer, verlassen, mürrisch und eigenwillig, in der Ober-Ecker bei Zinten wohnte. Einst reich, war er allmählich heruntergekommen, vielleicht beeinflußt durch den Tod seiner Ehefrau, einer geborenen Lemke, welche von ungewöhnlicher Sanftmut und Liebe gewesen sein soll. Sein einziger Sohn Wilhelm war früh gestorben, dafür lebten sechs Töchter, alle verheiratet, aber die meisten in sehr bescheidenen Verhältnissen. Die jüngste, Minchen, verheiratet an den Landmann Kähler — Sohn des Konsistorialrats Kähler in Königsberg, welcher mehrere damals vielgelesene Romane geschrieben hatte — wanderte nach dem Tode ihres Mannes mit ihrer Tochter Therese nach Amerika aus und lebte zuletzt in San Franzisko. Therese aber heiratete dort einen Musiker Blaukard und spielte in dessen Quartettsoireen Piano, „begleitet von einer Violine". Einst schickte sie uns von dort noch ein Konzertprogramm; seit längerer Zeit hat aber eine Verbindung mit ihr nicht mehr bestanden.

Nach der Ecker fuhren wir in meiner frühen Jugend stets zu Pfingsten. Mit der Einrichtung einer Wassermühle war ich schon von Fedderau her bekannt, aber es gab dort auch ein schönes Wäldchen, die „Packmarei" — wahrscheinlich verdorben aus Putkammerei — und einen Garten mit einer blühenden Fliederlaube, welche noch meine Mutter als Mädchen eigenhändig gepflanzt hatte, dazu Tulpen und Narzissen. Das alles war

uns neu, da es in Wolittnick noch keinen rechten Blumengarten gab — wegen der großen Pauvreté, würde Onkel Bräsig gesagt haben — sondern nur ein paar Büsche sogenannter Zuckerrosen, die man, in Teig getaucht und in der Pfanne gebacken, gern verspeiste. Auch wurden ihre Blätter eingesalzen, um im Winter, in die Ofenröhre gelegt, herrlichen Rosenduft zu verbreiten.

Der Großvater Braun lebte damals noch. Von seinem einstigen Reichtum zeugte eine schöne dunkelblaue Tapete mit weißen Rosen in der oberen Stube, auch las man an deren Balken mehrere fromme Sprüche.

Die Ober-Ecker bestand und besteht wohl noch aus zwei vom Flüßchen Stradeck getriebenen Mahlmühlen. Unterhalb derselben in der Unter-Ecker befand sich aber eine große Papiermühle, die dem reichen Besitzer Güllich gehörte. Sein Haus war das denkbar gastfreieste. Die Fremden kamen und gingen, wie in einem Bienenstock; mit welcher Folge, kann man sich denken. Auch ich bin dort gewesen und habe zugesehen, wie man das Büttenpapier schöpfte. Am meisten imponierte mir jedoch ein schöner Martyscher Flügel (mit Elfenbein-Tasten!), auf welchem die beiden Töchter die Ouverture zur Weißen Dame vierhändig spielten. Wie neu und herrlich mir das klang! In einem Zimmer hing an der Wand ein mit Seide gesticktes Bild, darauf ein Grieche abgebildet war, welcher seinem neben ihm stehenden türkischen Herrn das Pferd hielt. Die Erinnerung an den Griechenkrieg war damals noch ganz neu. Das Schönste aber war ein Trinkglas, in dessen doppeltem Boden ein Talerstück versteckt war. Setzte man es an die Lippen, so bewegte sich der Taler klingend, so daß man erschreckt das Glas absetzte.

Welch wunderbare Dinge in unsern nicht verwöhnten Augen!

Stand man dort vor der Türe des Wohnhauses, so erblickte man in einiger Entfernung an einer hohen Blumenterrasse

die Anfangsbuchstaben des Namens der Frau A(nna) L(aura) G(üllich). Von dieser Terrasse aus entwickelten an einem dunklen regnerischen Abend junge Leute aus Königsberg einmal ein prachtvolles Feuerwerk. Als ich später die „Wahlverwandtschaften“ las, versetzte ich sofort das dort geschilderte Feuerwerk in die Unter-Ecker. So stark sind alle sinnlichen Eindrücke, zumal in der frühen Jugend.

Güllich war eine sanguinische Natur ersten Ranges, kein guter Wirt, aber ein guter Mensch, und er liebte seine durch Schönheit ausgezeichnete Frau leidenschaftlich. Auch war er ein vortrefflicher Schauspieler. Als er einmal von Königsberg in der Nacht zurückkehrte, spielte er erst den vollständig Betrunkenen, so daß er der Frau und den Kindern die größte Furcht einflößte; dann ließ er plötzlich die Maske fallen und beglückte alle durch die mitgebrachten reichen Geschenke. Ganze Stücke, welche er im Theater gesehen hatte, trug er mit erstaunlicher Lebhaftigkeit und Treue vor. Er hätte auf jeder Bühne sein Glück gemacht. In die bürgerliche Enge einer Fabrik paßte er nicht. Immerhin galt sein Papier als vorzüglich. Die ganze Auflage des großen polnischen Lexikons von Mrongowius, welches in Danzig erschienen, ist auf Güllichschem Papier gedruckt. Uns interessierte diese Lieferung doppelt, da mein Vater das Papier auf einem eigens dazu eingerichteten Schlitten nach Danzig schaffte, indem er von der Ecker erst nach dem Sandkruge zu Lande, dann aber auf dem Haff, um die Landspitze von Kahlholz herum, und schließlich in die Weichsel fuhr. Er kam glücklich wieder heim. Als ein genauer Kenner des Haffs und dessen Eisverhältnisse hatte er alle Risse und gefährlichen Stellen, namentlich auch das hohle Eis („Bolleis“) an den Rändern des Haffs zu vermeiden gewußt. Nicht so gut ging es dem Krämer Ehlert aus Heiligenbeil, welcher, einen

verdächtigen Richtweg wählend, mit seinen aus Königsberg geholten Waren einbrach und durch den im Wasser zergehenden Zucker nur die überraschten Fische erfreute.

Die Papierfabrikation in der Unter-Ecker ist später eingegangen. Das Büttenpapier wich dem Maschinenpapier, die Handarbeit der Fabrikarbeit. Wie ich es noch selber gesehen, wurde jenes aus einem mit Wasser und Papiermasse gefüllten, durch eine Art Quirl umgerührten Bottich, mit einem Siebe geschöpft und sodann an der Luft getrocknet. Später war es eine besondere Beschäftigung der Frauen, aus den Bogen die nicht gewünschten Knötchen und Fasern mit einem Messer auszukratzen. Beschnitten wurde es nicht. In neuerer Zeit ist das Büttenpapier wieder zu einem Luxusartikel geworden; doch gibt es auch bereits künstliches Büttenpapier. Mit der Maschine kann es die Hand nicht aufnehmen. Man schreibt, näht, stickt und strickt, webt und druckt, keltert, fährt, säet, erntet und drischt mit Maschinen und stellt sich ganz und gar in ihren Dienst. In meiner Jugend war von alledem nicht die Rede, man kannte nur eine einzige Maschine: die Hand.

Wo und wann gibt es wohl eine Grenze?

Aber es bleibt ewig schade um die eigentümliche Poesie, welche namentlich auf dem Lande mit dem Begriffe der Handarbeit verbunden ist. Wie ganz anders wirkt der Pflüger, welcher ein Paar Zugochsen lenkt und sein „heitsch" und „zä" (kurz gesprochen) ruft, sowie der Sämann, der in den Furchen geht und seine Saat rechts und links ausstreut; ferner der Häuer auf der Wiese oder dem Kornfelde, — wie ganz anders als der passive Lenker einer Maschine, welche zwar eben dieselbe Arbeit verrichtet, nur ganz mechanisch und ohne jede Poesie. Einem solchen Lenker fehlt der herrliche Strauß am Hut; er weiß nichts von dem Durst, den er mit Wasser stillt, nichts von

der erquickenden Ruhe auf hartem Lager. Und was ist ihm das „Austbier"? Früher ein herrliches Erntefest auf der Tenne, mit Tanzen und Springen, trotz sehr matter Beleuchtung; jetzt ein bloßes Trinkgelage. Und wenn nun im Spätherbst zum ersten Male die Dreschflegel von der Scheune erschollen, in jenem munteren Dreitakt, der an einen lustigen Walzer erinnerte, war das nicht unendlich schöner als das einförmige Brausen der Dreschmaschine, welcher man Händevoll Futter in den Rachen stopft, wie einem nimmersatten Ungeheuer?

Die Mägde suchten dann aber ihre Wocken vor, spannen am Abend bei matter Öllampe das schönste Garn auf die Spule, haspelten es ab und brachten es später, lang geschoren, auf den Webstuhl, wo nun das Weberschiffchen hin- und herflog, daß es eine Freude war. Wie trostlos still ist es in einem Hause, wo kein Wocken schnurrt, kein Webstuhl klappert! Fast so trostlos wie in einer Mühle, die stillsteht, weil es an Mahlgut fehlt. Dazu ertönte dann stundenlang Gesang; auch wurden Märchen erzählt: von schönen Prinzessinnen, welche ein Prinz entzauberte, oder vom dummen Hans, dem doch alles am besten glückte. Wir Kinder hörten dann staunend, oft uns grauend, zu, halfen auch hie und da und füllten die „Schütten" für die Weberin.

Selbst den Schwestern wurde bei der Hausarbeit geholfen. Ich erlernte spielend alle Handarbeiten und schäme mich dessen durchaus nicht. Als ich viele Jahrzehnte später in Lissabon eine prachtvolle Ausstellung von Stickereien besuchte, konnte ich mich als Kenner aufspielen. Auch fehlte es damals bei uns nicht an einem „gefährlichen" Sofakissen, darauf wunderschöne Fasanen sich breit machten. Gefährlich war ein solches Kissen aber, nach der Erzählung meiner Mutter, einer sehr soliden Familie geworden, indem die Töchter an ihm ihre Kunst erprobt hatten. Aber da man es genügend bewunderte, fand man, daß

zu diesem Sofakissen nun doch das Sofa fehle. Also wurde eines angeschafft. Ihm folgten die anderen Möbel, ein Klavier. Die ganze Einrichtung des Hauses wurde verändert. Es wurden Gesellschaften gegeben. Man befand sich plötzlich in bedrängter Vermögenslage: die Katastrophe blieb nicht aus. Das alles dankte man dem einen Sofakissen.

Eine Eigentümlichkeit in jener Zeit waren bilderartige Glaskästen, die man an den Wänden als Zierrat aufhing, mit Blumenkränzen darin, deren Anfangsbuchstaben einen Personennamen bildeten. In andern Kästen derart erblickte man einen Kranz von lauter Figuren und Schleifen, ganz und gar aus Menschenhaaren gearbeitet. Zu diesen mußten die weiblichen Mitglieder der Familie reichlich beisteuern. Auch Ohrgehänge und Ketten wurden aus solchen Haaren gearbeitet. Lange Dauer besaßen sie nicht, doch waren die Goldschmiede darauf eingeübt, sie künstlich mit Gold zu beschlagen und aneinander zu fügen.

Wir Kinder mußten uns mit den Haaren begnügen, welche den Schwänzen der oft darüber sehr erzürnten Pferde entnommen wurden; doch arbeiteten wir meist nur Fingerringe und wußten auf ihnen auch ein Schildchen von bunten Perlen anzubringen. Welch eine Pracht!

Wie unendlich reicher und lehrreicher ist doch das Leben auf dem Lande als das in der Stadt, namentlich für die Jugend! —

Die Fabrikation des Papieres in der Unter-Ecker gab mir Veranlassung, auf die ländlichen Arbeiten in jener Zeit zurückzukommen. Jetzt will ich nur noch der Fahrten nach dem sogenannten Oberlande zum Onkel B o r n in Krapen gedenken, wo die tertiäre Kreideformation zutage tritt („Krap" bedeutet Stein) und man sich eines weiten Blicks nach Christburg und über die Elbinger Niederung erfreut. Die Fahrt dahin erforderte mit den kräftigen Schimmeln von Wolittnick einen ganzen Tag,

sei's, daß man den Weg südlich vom Drausensee einschlug oder über Elbing und durch die Niederung fuhr. Aber man war in allen Fällen in dem alten, von Bohlen erbauten Hause in Krapen sehr willkommen. Es kommt mir manchmal wie ein Traum vor, wenn ich jene Zeit mit der heutigen vergleiche. Onkel Born, der echte, noble, treuherzige, weltkluge Landmann mit dem kindlichen Gemüt; seine Frau nichts als die treue Mutter und die tätige Wirtin. Die Besucher sahen diese nur selten, aber ihre Speisen waren vortrefflich.

Was die Leute damals so sehr auszeichnete, war der trockene Witz, während dieser heutzutage beißend ist. Als mein Vater einmal von der soeben verkauften Schafwolle sprach und den erhaltenen Preis — wie üblich — etwas zu hoch angab, sagte Onkel Born ruhig: Hör' einmal, Bruder, Dein Wort in Ehren, aber Du lügst niederträchtig.

Onkel Borns Sohn, Hermann, war schon der gebildete Gutsbesitzer, auch heiratete seine Tochter bereits einen — Leutnant. Denn es ist ein Gesetz der Natur: was die Eltern an Vermögen sammeln, zerstäuben die Kinder, zumal die Schwiegersöhne.

Dieser Drang nach oben, nach der Kultur und dem Luxus, wird für eine jede Familie verhängnisvoll. Indem sie sich von den natürlichen Grundlagen des Familienlebens entfernt, besiegelt sie damit ihren Untergang.

* * *

Den Eltern waren bis zum Jahre 1832 sechs Kinder geboren. Als das jüngste, Emma, etwa sieben Jahre alt geworden, litt es an einem eigentümlichen Krampf, einer Art schmerzloser Nervenzuckung, welche sich so äußerte, daß täglich ein paar Mal das Kind mit beiden Armen heftig nach unten stieß, das Gesicht verzerrte und laut aufschrie. Diesem Leiden gegenüber waren nicht bloß die Heiligenbeiler Doktoren (Chi-

rurgus Sohl, Dr. Koch), sondern auch die Königsberger Universitätsprofessoren ratlos. Da hieß es dann gelegentlich: was sagt die alte Domnicksche dazu?

Diese Frau war eine wohlhabende Eigentümerin in Patersort am Haff, galt aber seit langer Zeit als sehr klug uud hatte einen großen Zulauf von Kranken. Überdies legte sie die Karten und wußte in vielen Fällen ihre Kenntnis der lokalen Verhältnisse und der Fragenden sehr gut zu benutzen. Als zum Beispiel einem Manne von der Bleiche ein Stück Leinwand gestohlen war, gab sie — nach den Karten — sofort an, es liege in dem nahen Kornfelde. Der Mann wollte sich nicht das Feld von den Suchenden zertreten lassen; aber bei der Ernte fand man die Leinwand — nun allerdings verstockt und unbrauchbar — wirklich vor.

Sie war in den Kriegen 1813 bis 1815 mit und in Paris gewesen, wo sie, wie es hieß, ihre ganze medizinische Wissenschaft von einem französischen Heilkünstler erlernt haben sollte. Mir gegenüber war sie ganz offen; sie sagte, sie habe alles von den Schweinen gelernt, welche sie in ihrer Wirtschaft geschlachtet und genau untersucht habe. Der menschliche Organismus und der eines Schweines sei fast derselbe. Von dem Schweine wisse sie, wie es im Innern des Menschen aussehe.

So war denn ihr Wissen in der Tat nicht ohne anatomische Kenntnisse, wenn auch etwas anzüglich.

Zu dieser, nicht weit von Wolittnick wohnenden Frau fuhr also meine Mutter mit dem kranken Kinde. Sie nahm nicht gern Fremde an, aber die Wolittnicker waren alte Bekannte.

Nach der Erzählnng meiner Mutter und auch des Kindes war ihr Verfahren nun einfach so gewesen. Sie blieb mit dem Kinde allein, zog es aus und legte es in ihr Himmelbett; dann bedeckte sie mit der linken Hand die Stirn des

Kindes, mit der rechten die Brust und strich leise auf und ab; alles nur ein paar Minuten.

Von diesem Augenblick ab war und blieb das Kind gesund.

* * *

Mit dieser Geschichte beschließe ich die Mitteilungen aus meiner frühesten Jugend. Sie umfaßt einen Zeitraum von etwa zehn Jahren. Manches, was ich erzählt habe, fällt allerdings schon in eine spätere Zeit; aber das Leben ist nicht in Kapitel eingeteilt wie ein Buch. Es gleicht eher einer Welle, die vom hohen Meere kommt, sich bald erhebt, bald versinkt und sich immer weiter schiebt, bis sie schließlich am Ufer zerschellt und sich auf dem Sande verliert. Was wir eine Periode im Leben nennen, verfolgt nur den Zweck einer bequemen Einteilung. In Wahrheit gibt es keinen Abschnitt in der Entwicklung eines Menschendaseins. Alles ist ein einziges System, ein inniger Zusammenhang. Allenfalls könnte man von Jahresringen sprechen, wie bei einem Baume. Wir wachsen und wissen nicht wie; wir vergehen und merken es nicht.

Zweiter Bericht.

Es wächst viel Korn in der Winternacht.

Bis Ostern 1834 war ich mit Otto und Rosalie von zwei Elementarlehrern, Mierau und Bernhard, von denen jeder ein Jahr blieb, unterrichtet worden. Auch ein Knabe aus der Nachbarschaft und Malchen Schönrade aus Fedderau kamen zu den Unterrichtsstunden, von denen ich nur das eine weiß, daß die letztere einmal in Ohnmacht fiel. Im übrigen versagt mir hier jede Erinnerung.

Um etwas Ordentliches zu lernen — denn man versprach uns in zwei Jahren bis Tertia zu bringen —, kamen wir, Otto und ich, nach der Kreisstadt Heiligenbeil und besuchten auch wirklich die dortige Bürgerschule zwei Jahre lang; als wir sie aber verließen, waren wir höchstens für Quinta reif! In Pension waren wir das erste Jahr beim Kaufmann Ehlert, von dem ich zum ersten Male in meinem Leben die Konkurrenz kennen lernte, indem er einmal wütend (er litt an Jähzorn) auf ein Dienstmädchen schalt, die einen Hering in der Stadt, statt bei ihm, in der Vorstadt, gekauft hatte. Wir lebten dort sehr einfach, fast dürftig, doch erinnere ich mich noch des uns neuen, starken Kaffees, den wir aus Bechern von Blech tranken.

Von irgend einer Erziehung oder auch nur Aufsicht war hier nicht die Rede. Wir lebten ganz nach unserem Belieben, wurden nach dem Muster der Heiligenbeiler Jugend wahre Straßenjungen, liefen — meist ohne Mütze — mit großen, selbstverfertigten Peitschen auf den Gassen umher, hieben auf die Tiere ein, ärgerten die Leute und wurden dafür von diesen verfolgt und bei den Lehrern angezeigt, wo dann die Strafe nicht ausblieb. Namentlich zeichnete sich in allen Wagnissen und im Spielen von Schabernack Otto aus.

Eine Hauptbeschäftigung außerhalb der Schule war das Schießen mit Drückbogen — damals Flitz-, das heißt Ziehbogen, genannt — welche gekauft wurden; dagegen verfertigten wir die dazu gehörigen Bolzen selbst, indem wir sie von Holz schnitzten, die Spitze einkerbten und in einer Papierhülse mit Blei ausgossen. Es wurde, mit wenig Erfolg, nach Vögeln geschossen, mit größerem nach einer Scheibe, die wir ebenfalls selbst verfertigten. Dieses Schießen wurde mit Vorliebe geübt, da nach einer dunklen Sage im Laufe des Sommers ein Schützenfest für uns Knaben in Aussicht stand.

In der Tat verkündete Rektor Masuch, welcher übrigens gern dem Glase mehr als wünschenswert zusprach, an einem Sommertage: künftigen Sonnabend findet ein Scheibenschießen statt, ihr seid alle dazu feierlich eingeladen. Unser Aufjauchzen unterbrechend, fuhr er fort: schon habe ich drei Gewinne besorgt. Darauf holte er einen Mann herein, welcher sie trug, darunter einen herrlichen Drückbogen als ersten Gewinn.

Bald wurden nun auch die Chargen verteilt. Die größeren Jungen wurden zu Offizieren ernannt, andere zu Unteroffizieren, einer gar zum Generalissimus. Der Rest war ein bloßer numerus, das heißt, er bestand aus Gemeinen. Mir wurde die eigentümliche Rolle des Gewinnträgers zuteil.

Nun begann ein lebhaftes Treiben, nicht bloß übendes Schießen, es wurden auch alle nur vorhandenen Degen und Säbel hervorgesucht und von den jungen Offizieren anf der Straße geschwungen, während die Unteroffiziere und Gemeinen sich mit hölzernen Säbeln, sogenannten Schabbels, begnügen mußten.

Der Jubel stieg ins Ungeheure, als wir eines Tages mit unsern Bogen und Waffen vor die Stadt zogen, um auf freiem Felde von zwei alten Invaliden einexerziert zu werden. Unserem Mut fehlte es nur an einem wirklichen Feinde, nm zur Tat zu werden.

Am Tage vor dem Scheibenschießen zogen wir noch in den Wald bei dem herrlich an der Banau gelegenen Wermten, um reichliches Eichenlanb zu holen, aus welchem die jungen Damen für uns Kränze flochten, einen um die Brust und einen um die Mütze. Und da man das Laub nicht gespart hatte, so sahen wir wie halbe Waldteufel aus.

Unsererseits großartiges Reinigen und Bürsten der Kleider und Stiefel.

Am frühen Morgen allgemeines Sammeln und Einreihen. Mir wurden die Gewinne aufgehängt, namentlich der Bogen über den Rücken, während ich die kleineren auf einem seidenen Kissen mit den Händen zn tragen hatte.

So setzt der Zug sich in Bewegung: erst ein Musikkorps, dann der General, der Träger der Fahne (blau-weiß-rot), darauf ich mit den Gewinnen.

Vor dem Ehlertschen Hause begrüßt mich plötzlich die Stimme meiner Mutter, von deren Kommen ich nichts wußte. Ich stoße verwirrt an einen Stein, der Gewinnträger liegt am Boden, die Gewinne sind auf der Straße zerstreut, allgemeine Verwirrung.

Ein kräftiger Griff und ich stehe wieder auf den Füßen. Aber die weißen Hosen und die blaue Jacke mit den goldeneu Knöpfen behielten die Spuren des jähen Falles den ganzen Festtag.

Vor dem Westtore des Städtchens fand das eigentliche Schießen statt. Ich errang mir keinen Gewinn. Wer aber einen solchen erschossen hatte, wurde mit Musik und Jubel in die Stadt zurück und vor seine Wohnung begleitet, wo es Bier gab, wirkliches, braunes Bier! Bairisches war damals bei uns noch unbekannt.

Am Abend schließlich ein großartiger Ball, welchen der Gewinner des ersten Preises eröffnete.

* * *

Eine zweite Erinnerung aus Heiligenbeil steht lebhaft vor meinen Augen. Wir saßen an einem dunklen Abend ruhig bei unserer Arbeit, als plötzlich der Ruf: Feuer! ertönte. Wir stürzten hinaus, — es standen die Scheunen im Osten der Stadt in lichter Lohe. In wenigen Minuten wogte ein Feuermeer. Es brannten zu gleicher Zeit dreiundfünfzig Scheunen, alle mit Stroh gedeckt und mit Brennmaterialien gefüllt. Kaum ertrug der Blick dieses Glutmeer, dessen feurige Wogen zum Himmel aufschlugen, und diese gräßliche Helle. Dazu die dunklen, nun grellrot beleuchteten Häusermassen und die bleichen Gesichter der herbeieilenden ratlosen Leute. Was half da Hülfe! Löschanstalten und Spritzen nichts als ein Wassertropfen in dem Feuermeere!

Ich war damals sehr furchtsam. Vor Angst verkroch ich mich in ein Bett, um nichts zu sehen, nichts zu hören. Trotzdem drang zu meinem Ohre das Geschrei der verbrennenden Tiere. Denn den Heiligenbeiler Ackerwirten dienten diese Scheunen zugleich als Ställe für Kühe und Pferde.

Es folgte ein herrlicher Morgen. Die Sonne beleuchtete mitleidslos all das Elend, die verkohlten Sparren, die halbverbrannten Kadaver der Pferde und Kühe. Überall ein fürchterlicher Gestank. Aber ebenso deutlich als alles dieses stehen vor

meinen Augen die geputzten Heiligeubeiler Damen, welche die noch rauchende Brandstätte beschauten.

* * *

Der eigentliche große bürgerliche Festtag in jener Zeit war der „Königs Geburtstag“ am dritten August. Dann zog alles was Leben und Odem hatte in den Grüttmannschen Garten im Osten von Heiligenbeil und freute sich des schönen Tages. Die meisten, namentlich die vom Lande Gekommenen, brachten in großen Körben Kirschen und unendliche Speise mit, daran wir Kinder unbegrenzt teilnehmen durften. Am Abend erstrahlte der ganze Garten in einem nach damaligen Begriffen feenhaften Lichte. Man zog mit dem Musikkorps vor eine im Süden des Gartens aufgebaute Mooshütte, in der sich die bronzierte Büste des Königs (Friedrich Wilhelm III.) befand, nahm die Hüte und Mützen ab und sang mit ungeteilter Hingebung: Heil dir im Siegerkranz. War doch damals die Erinnerung an die Freiheitskriege noch sehr lebendig.

Noch jetzt, nach fast siebenzig Jahren, vermag ich dieser schönen Szene nicht ohne Rührung zu gedenken. Aber wo sind diese Zeiten hin? Und kehren sie jemals wieder?

Der König liebte Heiligenbeil. Es hatte sich zwischen ihm und den Bewohnern eine Art patriarchalisches Verhältnis gebildet. Wenn er nach Königsberg reiste, blieb er die letzte Nacht stets hier, und zwar in dem Hause, welches in der Nordostecke des Marktes, links an der nach Norden führenden Nebenstraße liegt. Er kaufte dann auch gern die weitgepriesenen Drechslerarbeiten in Knochen und Wacholder-(Kaddig-)Holz von Wegner, dessen Werkstatt sich in jener Nebenstraße befand. Später ist diese Handindustrie eingegangen und hat der Maschinenarbeit Platz gemacht.

Heiligenbeil war einst befestigt, wie alle Städtchen in Ostpreußen. Wir trieben uns auf den Mauerresten umher und

warfen Steine in den nahen Mühlenteich; badeten auch in der Jarft an einer Stelle, wo man ohne Gefahr durch den Fluß gehen konnte. An einer Lohmühle, unterhalb des Teiches und der Schleuse, war ein anderer, tiefer Badeplatz, wo der Fluß in gefährlichen Wirbeln ging. Hier wäre bei einem Haar ein Junge ertrunken. Es sprang ihm aber ein größerer nach und zog ihn ans Land, wofür er von dem Geretteten einen Kuß erhielt, was mir auffiel, da ich noch nie gesehen hatte, daß ein Junge einen andern küßte.

Das Städtchen hat in seiner Mitte einen sogenannten Ring als Marktplatz, mit dem Rathause und einem sich daranschließenden großen Hause, damals das Schrötersche genannt, in welchem sich ein kleiner, schmaler Saal befand, der einzig geeignete für Bälle, Konzerte und sonstige Aufführungen. Hier hörte ich das erste Violinkonzert von der Tochter des Stadtmusikus Schöneck; Tiroler sangen ein Scherenschleiferlied mit Nachahmung des zischenden Schleifens; ein behender Franzose spielte — sozusagen zu gleicher Zeit — auf etwa zwanzig Trommeln. Ja, wie das Kerlchen die beiden Reihen vor- und rückwärts entlang sprang und herumwirbelte wie ein Trommelstock.

Seitdem weiß ich, daß man auf jedem Instrument, ja auf jedem Gebiet Virtuose sein kann.

Wir Jungen tanzten auf den Bällen stets mit, oft mit den sitzengebliebenen Damen, was nicht der Komik ermangelte, wenn diese sehr groß waren. Dieses galt besonders von einem Fräulein, die von uns sehr unhöflich mit dem berühmten riesigen „Paukenscheck" der Kürassiere verglichen wurde, welche in einem Sommer bei Heiligenbeil manöverierten. Allerdings trug dieser Scheck auf seinem Rücken zwei Pauken von Silber, als Belohnung für irgend eine Heldentat in den Freiheitskriegen, und schritt mit vieler Würde einher.

* * *

Das zweite Jahr, bis Ostern 1836, war ich mit Otto in Pension beim Konrektor Hube. Dieser war ein kluger, höchst begabter Theologe und Schulmann, aber er hatte, um heiraten zu können, auf die theologische Laufbahn verzichtet. Ich traf ihn zwanzig Jahre später als gebrochenen Mann. Die alte Geschichte! Er verstand alles, musizierte, tanzte ausgezeichnet und predigte auch gelegentlich in der Stadtkirche.

Zu dieser Kirche mußten auch wir jeden Sonntag uns bequemen, was mir dieselbe Pein verursachte, wie dem Goetheschen Glockenflüchtling, doch ohne dessen Heilung. Pfarrer war damals in Heiligenbeil ein ausgezeichneter Redner, Ohlert aus Königsberg. Sonderbarerweise habe ich von seinen Predigten nichts behalten als den Ausspruch: mit dem ersten Erröten des Kindes hört dessen Unschuld auf.

Das Innere der Kirche in Heiligenbeil war damals das Kahlste, Ödeste und Kälteste, was man nur sehen konnte. Die Kanzel befand sich über dem Altartisch in dem geschmacklosen Aufbau, den die Spanier Retablo nennen; an den Wänden zogen sich die langen Emporen hin; nirgends ein Bild, ein Ruhepunkt für das Auge. Es ist etwas Trostloseres garnicht zu denken.

Wie anders in den katholischen Kirchen! Freilich kannte ich solche damals noch nicht. Alles Katholische, wenn es je genannt wurde, erschien uns als etwas ganz Fernliegendes, Unbegreifliches, wie etwa der Muhamedanismus. Nicht so das katholische Dienstmädchen bei Hube, die aus dem Ermlande stammte, immer traurig war und Leinöl zum Roggenbrote genoß.

Auch der Postwagen wurde damals bestohlen und zwar von der Frau des Posthalters. Der Mann, der mitschuldig, kam als „Baugefangener" nach der Festung Pillau, und es haben ihn dort Leute gesehen mit einem dicken eisernen Ring um den Kopf und einem Horn daran, sowie stets eine schwere Kugel

nachschleppend. So hart behandelte man damals Sträflinge und doch beklagte sich niemand über mangelnde Humanität.

Die Post befand sich in dem Hause, in welchem ich etwa zwanzig Jahre später als Richter gewohnt habe. Es ist das Haus am Tore links, wenn man von Osten die Stadt betritt. Hinter dem Hause ist der Stadtgraben. Damals wohnte darin ein Rendant E. Eines Tages waren wir mit seinem uns befreundeten Sohne in Wolittnick. Als wir abends nach Heiligenbeil zurückkehrten, hatte er sich erhängt, wie es hieß, wegen mannigfacher Defekte.

Es war der erste Selbstmord, von welchem ich in meinem Leben erfuhr.

Am Stadtgraben befand sich auch die Färberei vou Weidlich, die sehr viel zu tun hatte, denn die Landleute trugen damals fast ausschließlich selbstgewebte Zeuge, welche hier indigoblau, mit Sternmustern, gefärbt und gepreßt wurden. „Kattune" und wollene Zeuge kamen über Leipzig meist aus England, seidene aus Frankreich.

Ein Ballstoff „Linon", dunkelrot, durchscheinend, über weißer Seide getragen, war sehr beliebt. Dazu trug man Pelzboas, welche sechzig Jahre später wieder Mode wurden. Sie bildeten zu weißen oder hellfarbigen Ballkleidern einen hübschen Gegensatz. Auch meine Schwester Rosalie hatte eine solche Boa, welche sie auf einer Rückkehr vom Balle, nahe bei Keimkallen, verlor. Denn diese argen Schlangen lösten sich gern vom Halse los, ohne daß man es merkte. Am andern frühen Morgen hatten sie die Leute, sie voll Entsetzen für eine lebende Schlange haltend, mit Sensen angegriffen.

An Stelle der Weidlichschen Färberei steht jetzt ein großes Hôtel „Haus Wiens", so genannt nach dem Kaufmann Wiens, der nicht bloß vortreffliche Weine führte, sondern sie auch selber

trank. Aber das Schicksal spielte auch ihm, dem Glücklichen, einen bösen Streich. Als nämlich im Jahre 1860 der spätere Kaiser Wilhelm I. als Prinzregent mit seinem Sohne, dem Kronprinzen, auf der Eisenbahn, von Königsberg kommend, auch Heiligenbeil berührte, hatte Wiens „für alle Fälle" auf dem dortigen Bahnhof auch sechs Flaschen seines vorzüglichen Portweins anfahren lassen. Es war nämlich noch früh am Tage und recht kalt.

Wie der Zug hält, tritt Wiens an den Wagen und fragt, ob Se. Königl. Hoheit etwa ein Glas Portwein befehle, was der Prinz huldvoll bejaht. Wiens stürzt atemlos in das Wartezimmer zu den Flaschen, ergreift eine, bemerkt aber, daß kein Pfropfenzieher vorhanden.

Ein Pfropfenzieher! ruft er gellend dnrch das Haus. Er ruft es wiederholt: niemand weiß einen zu finden; keiner hat einen an seinem Taschenmesser — — — der Zug fährt ab.

Seitdem war Wiens ein gebrochener Mann. — —

Hinter der Wiensschen Besitzung befand sich damals und befindet sich wohl noch ein alter Friedhof. Für mich ist er stets geblieben das Lokal des Goetheschen Totentanzes. Gedichte der Art schwebten von jeher mir niemals in der Luft, ich verband sie stets mit einem ganz bestimmten Schauplatz. So auch hier, wo die alten „Gräber in Lage" jetzt unter einem Rasenteppich ruhten.

In der Weidlichschen Färberei, das heißt im Wohnhause an der Straße, befand sich auch eine Reihe von eingerahmten bunten Bildern aus dem Leben und Sterben von Karl Sand, dem Mörder Kotzebues. Das Interesse der Leute beschränkte sich damals ausschließlich auf Untaten und ausländische Ereignisse. Vom Inlande, zumal von der Politik, wußte man nichts. Ein sonst sehr gebildeter Gutsbesitzer kannte anfangs

der dreißiger Jahre jedes Ereignis der spanischen Guerilla aus dem Karlistenkampfe und allenfalls ein paar Daten aus der letzten polnischen Revolution, sonst nichts. Vielleicht interessierten noch militärische Übungen oder Hofnachrichten. Es herrschte im ganzen öffentlichen Leben eine wahre Totenstille. Ein Mensch mit liberalen Ideen würde für verrückt gehalten sein; und wer etwas mehr davon wußte, sagte: das paßt nicht für uns, das ist nicht deutsch. Der König und die Regierung verstanden ja alles am besten; sie korrigieren wollen, wäre eine Blasphemie gewesen. Als später eine Vertretung des Volkes gefordert wurde, hieß es allen Ernstes: die Ordensversammlung am achtzehnten Januar, im Berliner Schlosse, wäre die beste Volksvertretung.

Glückliche Zeiten! — —

Eine große Qual verursachte mir in den beiden Heiligenbeiler Jahren ein körperliches Leiden, jetzt heilbar, damals für eine bloße Untugend gehalten, — das Bettnässen. Auch Bruder Otto litt daran und später Bruder Karl, geboren 1834, der sich besonders aus diesem Grunde 1848 das Leben nahm. Vergebens suchte ich dem Übel beizukommen durch Aufbleiben, Wachhalten, Beten, Zubinden: — es half nichts. Dabei der ewige Hohn und die Drohungen! Erst das vierzehnte Lebensjahr brachte Befreiung. Aber das Elend der verflossenen Jahre grub sich tief in die Seele des Kindes ein.

Doch schließe ich diesen Abschnitt lieber mit etwas Heiterem.

Tanzen konnte damals jeder Junge, denn man lernte es in der Familie. Später, von Wolittnick aus, sollte aber auch die höhere Tanzkunst geübt werden, weshalb wir: Rosalie, Otto und ich, Otto als Kutscher, jeden Tag, sechs Wochen hindurch, den elf Kilometer langen Weg nach Heiligenbeil fuhren, wo uns dann im Schröterschen Saale der Tanzlehrer Selke in Terpsichores Geheimnisse einweihte. Es ging alles vortrefflich.

Zur letzten Stunde, mit geladenen Gästen, wurden geschriebene Programms verteilt. Als nun die robuste Tochter eines biederen Landmanns eines in die Hände bekam, wies sie es verächtlich mit den Worten zurück: Dat kann ick nich lese, dat ös ja — latinsch!

Ein paar Jahre später wurden wir nach dem herrlichen Weßlienen eingeladen, das dem Herrn von Auerswald gehörte. Seine drei Kinder erhielten nämlich von einem wunderbar vornehmen Tanzlehrer aus Königsberg Unterricht, und wir drei Wolittnicenses — wie es später in meiner Studentenmatrikel hieß — sollten eine Kolonne mitbilden helfen. Leider ging es gar nicht gut, ich begriff nichts und machte Fehler über Fehler, trotz meiner weißen Hosen („Schmandbüchsen"). Dafür besahen wir die eingefangene Hirschkuh in einem Kuhstall, der stark an den des Augias erinnerte. Ich fiel mit dem Hinterteile in einen Kuhfladen, wurde mit Mühe gereinigt und stieg sodann bei der Abfahrt auf den Wagen gerade auf der Seite, wo sich die auf der Treppe befindliche Gesellschaft noch lebhaft von meinem Unfall überzeugen konnte.

Schließlich gedenke ich noch des großen Kometen, der uns mit seinem ungeheuren Schweife im Sommer 1835 plötzlich im Norden über dem Rathause in Heiligenbeil erschien, als wir vor unserer Wohnung am Marktplatz eines Abends saßen. Damals verband sich mit seinem Erscheinen noch die Vorstellung eines bevorstehenden großen Ereignisses, wenn nicht gar Unglücks.

* * *

Die beiden Heiligenbeiler Jahre gingen zu Ende und wir kehrten Ostern 1836 nach Wolittnick zurück, um vom Predigtamtskandidaten Ludwig Wessel, als unserem „Hauslehrer", unterrichtet zu werden. Die meisten Kandidaten der Theologie

hatten damals ein solches Fegefeuer durchzumachen. Denn Theologie studierten vorzugsweise Söhne aus armen Familien. Wie sie während der Gymnasialjahre lebten, weiß ich nicht; als Studenten hatten sie wenigstens einen Freitisch, das heißt ein Mittagessen, sei's einen staatlichen, sei's einen täglich wechselnden in Familien, wofür sie sich dann oft mit einer der Töchter verlobten und nun auch für das Abendessen nicht zu sorgen brauchten. In einer solchen Lage hatten sie meist viele Jahre auf eine Anstellung zu warten, es sei denn, daß ein adliger Gutsbesitzer, als Patron einer Kirche, sie schon früher für ein geistliches Amt berief. Viele brachten es nie zu einem solchen, namentlich wenn sie gar keines oder nur das erste theologische Examen gemacht hatten (letzteres war bei Hube der Fall gewesen); es waren dieses die verbummelten Genies, die ewigen Hauslehrer, die „bemoosten Häupter", wie sie Benedix geschildert hat. Manche ergaben sich dem Trunke, blieben in der Stadt, saßen in den Kollegien oder in den Kneipen, gaben Stunden und standen in jedem Falle sehr tief auf der sozialen Stufenleiter.

Wessel gehörte zu den klugen und gelehrten Theologen, welche rechtzeitig und mit Lob ihre Examina machen. Er war ein geistvolles, fixes, sehr unterrichtetes Kerlchen; eine Art Swift, und kaum weniger bissig, doch zugleich voller Humor und Laune; alles, nur nicht ein Theologe nach dem Herzen der Kirche. Er dichtete, sang, las vortrefflich vor. Den Leuten fielen am meisten seine täglichen weiten Spaziergänge auf; denn auf dem Lande geht man überhaupt nicht spazieren; wozu wären denn Wagen und Pferde da! Er predigte gelegentlich auch in der Bladiauer Kirche, und ich höre noch seinen lauten Schrei: Ja, Herr! womit er seine erste Predigt begann, weil er die Akustik der Kirche noch nicht genügend kannte. Damals machte sich auch der Kaufmann Beckherrn in Bladiau das Vergnügen, dem im

Wagen ankommenden kleinen Wessel feierlich einen Bogen Lösch-papier zu überreichen, damit er diesen sich auf der Kanzel unter die Füße lege. Wessel lachte darüber von Herzen. Denn er war gutmütig und für einen Witz stets empfänglich.

Er war vor seinem Eintritt in Wolittnick Hauslehrer in der Familie des Landschaftsdirektors von Brandt in Pellen gewesen, des Musters eines großen Ostpreußischen Gutsbesitzers. Mein Vater hegte eine große Achtung für ihn und besaß auch sein Porträt. Wessel erzählte vieles von ihm, unter anderem, wie vortrefflich er die wandernden „Reisenden" abgefunden, indem er, bevor diese noch ein Wort gesprochen, freundlich geäußert habe: Sie wollen gewiß einen Gulden (gleich der heutigen Mark)? Hier, mein Freund!

Mit Wessel zog die Bildung in Wolittnick ein. Über seinem Bett in der kleinen „Schulstube" hing ein Bild mit den Porträts von Goethe, Schiller, Wieland, Lessing, Herder. Er besaß mehrere der deutschen Klassiker (damals eine Seltenheit), viele Noten für Klavier und Gesang, darunter mehrere Löwesche Balladen: Edward, Herr Olaf, des Goldschmieds Töchterlein, die Braut von Korinth. Er sang sie mit seiner mäßig starken Tenorstimme vortrefflich, stets leidenschaftlich bewegt und hochdramatisch. Ich habe den Edward nie wieder so großartig vortragen hören. Die Wirkung auf uns alle, die wir ja überhaupt nichts von Musik und gar von solchen Kompositionen verstanden, war anfangs eine verblüffende, halbkomische, dann steigerte sie sich zur Bewunderung.

Es war, als öffnete sich uns eine ganz neue Welt.

Ebenso leidenschaftlich trug er Schillersche Dramen vor. Doch kann ich nicht verschweigen, daß ich das erste Mal — es war bei der Maria Stuart — einschlief. Jeder geistige Genuß bedarf ja der Übung, auch zählte ich damals erst elf Jahre.

Wessel war sehr eitel; er wähnte, alle Damen wären in ihn verliebt. Leider war das Gegenteil der Fall, zumal seit der Zeit, da er sich mit einem Fräulein Karnap in Königsberg verlobte und deren Bildnis über seinem Bett (unter dem der deutschen Dichter) aufhing. Am wenigsten mochte ihn Schwester Rosalie leiden, die ihr Herz schon an ihren spätern Ehemann, August Liedtke, verloren hatte. Wessel versuchte anfangs noch die Sechzehnjährige zu unterrichten, aber sie wandte sich beharrlich von ihm ab, trotz seiner Bitte, ihn doch wenigstens anzusehen; und so hörte der Unterricht bald auf. Wie sehr auch er fehl griff, ergibt die Tatsache, daß er von Rosalien verlangte, sie solle den „Lear" lesen, ja bewundern.

Wessel war zwei und ein halbes Jahr in Wolittnick. Er spielte später (1849) eine Rolle in Berlin als Mitglied des Abgeordnetenhauses, schrieb Korrespondenzen für die Königsberger Hartungsche Zeitung („Das Ministerium Manteuffel ist faul an Haupt und Gliedern", hieß es in einer) und ist schließlich verschollen, nachdem er von seinem Pfarramte in Páris abgesetzt worden. „Wenn sie mir zu Leibe gehen", schrieb er einmal an mich, „trete ich mit meiner ganzen Gemeinde aus der evangelischen Kirche aus." Natürlich folgte, als es galt, die Gemeinde ihm nicht. Heute gehört er, wie so viele Tausende, zu den Vergessenen.

Wessel ging am Theologen zugrunde. Offenbar zu etwas ganz anderem bestimmt (wozu, wußte er wohl selber nicht), die Theologie als Notbehelf ergreifend (der Fluch so vieler armen Studierenden), war sein ganzes Leben eine Kette von Irrtümern.

In Wessels Lehrstunde war ich oft ein träger Schüler; jedoch nur in den alten Sprachen und der Mathematik. Auch blieb ich sehr bald sein einziger Schüler; denn Otto lernte nichts, trotz aller Strenge und mancher Prügel, und war auch im übrigen nicht zu bändigen. Damals gab es noch solche frische

Naturen. Er kam später wieder nach Heiligenbeil, um auf dem Landratsamte die sogenannte „Schreiberei" zu erlernen, und diente dann drei Jahre bei den Husaren in Elbing, deren Vorsänger er war („Held Friedrich zog mit seinem Heer, Hurrassassa —"), wenn sie, vom Manöverieren zurückkommend, in die staunende Stadt einritten. Er besaß nämlich eine vortreffliche Stimme. Auch Figur und Haltung ließen nichts zu wünschen übrig, weshalb er auch überall viel Glück bei den Frauenzimmern gehabt hat. Und mit Recht. Denn einen gesünderen, kräftigeren und frischeren jungen Menschen hat es wohl selten gegeben. Und was das Sonderbarste: in dieser frischsinnlichen Natur steckte ein — Dichter.

Er starb im Januar 1888 in Schönrade als Vater von elf Kindern.

* * *

Während meines Lebens in Wolittnick (Ostern 1836 bis Michaeli 1838) ergriff mich sehr bald das Lesefieber. Die Eltern besaßen kaum ein paar Bücher, aber sie waren bei der Leihbibliothek von Voigt & Fernitz in Königsberg abonniert und wechselten alle paar Wochen die sechs Bücher. Heute würde man diese schmutzigen, stinkenden und zerlesenen Bücher nicht berühren wollen, damals waren sie ersehnte Ankömmlinge; doch erinnere ich mich auch, daß mein Vater ihren Inhalt meist sehr verächtlich kritisierte. Er war überhaupt kein Freund von Büchern, obwohl er doch aus einer „gelehrten" Familie stammte; ihm, als einer geselligen Natur, stand in erster Reihe das Leben. Anders bei meiner Mutter, die alle Bücher mit hohem Genuß und mit Verständnis las.

Ich verschlang Dutzende dieser Leihbibliotheksbücher, alles wüst durcheinander, ohne jede Anleitung und Auswahl, bald Romane von Amalie Schoppe geborenen Weise, Johanna

Schopenhauer, Fanny Tarnow, Luise Brachmann, bald von Fouqué, Cooper und Walter Scott. Die dicksten Bücher waren mir die liebsten; es stimmte mich traurig, wenn ein Buch seinem Ende nahte. Während des Lesens hielt ich oft inne, nicht um auszuruhen, sondern nur um den Genuß zu verlängern. Ich war imstande, wenn es au neuem Stoff fehlte, ein soeben beendetes Buch sofort von vorn wieder zu lesen: eine geistige Wiederholung, nach Art wiederkäuender Tiere. Ein solches Buch wußte ich halb auswendig und hätte den ganzen Inhalt Seite für Seite hersagen können.

Denn welch ein Gedächtnis hat nicht die Jugend für das, was sie wirklich interessiert! Eine Mahnung für Lehrer.

Als meine Lesewut offenbar wurde, verwahrte man diese Bücher vor mir. Dann mußten die einheimischen Bücher in der Schulstube heran, die von einem Amtmann Bertold in Weßlienen herstammten und wohl in einer Auktion gekauft waren: zum Teil Übersetzungen aus dem Französischen, lasziven und kombabischen Inhalts. Im Sommer kroch ich mit den erhaschten Büchern gern in die Bude von Stroh, darin nachts die Mägde schliefen, um die bleichende Leinwand zu bewachen, und fühlte mich so selig wie Heine in seinem Hühnerhäuschen und Stroh. Dort empfand ich tiefen Schmerz mit dem „Verwiesenen" der Frau Schoppe, dort rührte mich die edle Aufopferung Jennys im „Kerker zu Edinburg" zu Tränen. Über dem Robinson vergaß ich Essen und Schlaf.

Das klingt heutzutage beinahe lächerlich, wo kein Mensch mehr, und selbst die Jugend nicht, ein Buch mit Andacht liest; wo jeder nur noch kritisiert oder selber Bücher schreibt, von denen wiederum kein Mensch Notiz nimmt.

Aber „so war es vor sechzig Jahren", wie der Nebentitel des Waverley lautet.

Nicht immer war die Bleichbude mit ihrem Stroh mein heimliches Pathmos. Ich schlug mir auch unter Weiden, die ich zu einer Laube verband, ein Bänkchen auf, und legte wohl mitunter das liebe Buch fort, wenn die Sonne darauf schien und die Bienen an den Kätzchen sogen. Da deklamierte ich wohl still für mich das Gedichtlein von Gleim:

Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her und sog
Süßigkeit aus allen Blumen.
Bienchen, sprach die Gärtnerin,
Die sie bei der Arbeit trifft,
Manche Blume hat doch Gift,
Und du saugst aus allen Blumen?
Ja, sprach sie zur Gärtnerin,
Ja, das Gift laß ich darin.

Ähnlich ging es mir mit meinen französischen Büchern: das Gift ließ ich darin.

Aber es trat auch eine neue Wendung in meinem geistigen Leben ein: es fing der Reiz der Natur an, auf mich zu wirken. Der Bube, welcher auf dem Lande aufwächst, nimmt die Natur als etwas Selbstverständliches, wie auch der Gesunde nicht das Bewußtsein der Gesundheit hat. Sonne, Mond und Sterne, Luft, Wetter und Tau, das Kommen des Winters und des Frühlings, alles ist ihm etwas so Alltägliches und Selbstverständliches, daß er darüber gar nicht nachdenkt. Noch bildet ihm die Natur keinen Gegensatz zum Leben, namentlich nicht zur Kultur mit ihren einengenden Formen. Die Bücher erschließen ihm eine neue Welt. Er lernt die Menschen kennen, die Widersprüche der Interessen, die Bildung, den Kampf. Da erscheint ihm die Natur wie eine Offenbarung, wie eine einzige, große Symphonie. Er flieht zu ihr, er verbirgt sich an ihrem Busen.

Es ist vielleicht der erste große, süße Schmerz der Jugend. —

In meiner Weidenlaube, deren Poesie ja auch Shakespeare schildert, suchte und fand mich niemand. Hier dichtete ich, halb träumend, meine ersten Lieder. Aber das Schicksal brach mir auch hier drohend herein. Wie ich nämlich auf meiner stillen Bank sitze und die Augen aufschlage, bemerke ich einen großen Bienenschwarm, der sich aus dem nahen Bienenhause hier niedergelassen hatte und nun wie eine schwarze, häßliche Traube an einem Aste hing. Vater wurde herbeigerufen. Er zog schnell seinen Bienen-„Kasel“, mit dem unförmlichen Drahtsieb vor dem Gesicht, an und schüttelte den Schwarm in einen Korb.

„Gut, daß Du den Schwarm nicht aufgestöbert hast,“ sagte er zu mir, „die Bienen hätten Dich tot gestochen.“ — —

Welch ein Glück für mich, daß ich meine ganze erste Jugend habe auf dem Lande verleben können! In der Stadt wäre ich verkommen, wie so viele Tausende. Denn die Kinder in der Stadt haben überhaupt keine Jugend.

Im W i n t e r bestand das Hauptvergnügen in dem „Herunterlassen“ (Rodeln) mit Handschlitten, die wir uns selbst anfertigten und sogar mit Eisen beschlugen; oder in dem Fahren mit dem „Karussell“ auf dem Teiche hinter dem Viehschuppen. Mit dem Schlittschuhlaufen ging es schwach und ich habe es mein ganzes Leben lang nicht gelernt. Selbst auf meine Söhne ist diese Unfähigkeit übergegangen.

Die größte Unterhaltung bereitete uns im Sommer ein Gewitterregen, wenn die Wasser von allen Seiten herabströmten und wir sie zu Teichen eindämmten. Waren sie übervoll, so wurde der Damm durchstochen und der Strom stürzte in die Tiefe. Auch wurde wohl gelegentlich eine Art Mühlrad geschnitzt und das Wasser zu einer solchen Mühle geleitet. Stundenlang ließen wir Schiffe auf dem Teiche segeln, die wir aus Holz selbst gearbeitet hatten, alle zierlich

und mit eben solchen Segeln versehen, wie sie die Jachten auf dem Haff hatten. Auch fuhren wir in einem Backtroge auf dem Teiche spazieren und fielen nicht selten in das lauwarme Wasser.

Wir lernten alle ländlichen Werkzeuge gebrauchen. In der sogenannten „Schirrkammer" waren wir ganz zuhause und verstanden mit allem Handwerkszeug umzugehen: mit Beil, Säge, Hobel, Bohrer und Schneidemesser. Dort stand auch eine alte Kutsche und ein noch älterer, selten gebrauchter Verdeckschlitten. In diesen zu sitzen, die vorgespannten Pferde anzutreiben und eine Reise in die weite Welt zu machen, schien der Gipfel aller Seligkeit. Auch wurden hier Märchen erzählt. Zum Lesen von Büchern war es jedoch zu dunkel.

Der eigentlichen Landwirtschaft vermochte ich dagegen kein Interesse abzugewinnen, sodaß Vater seinen Ärger mit mir hatte.

Allgemein glaubte man, ich würde einst Pfarrer werden; denn das war damals noch immer das Ziel eines mit wenig Glücksgütern bedachten Studierenden. Oft sang man mir das verbreitete Liedchen vor:

Der Herr Pfarrer aus Plibischken
Ist gefahren in die Stadt,
Hat die Erbsen in der Lischke,
Die er selbst gedroschen hat.

Ich wehrte mich dagegen zornig; denn der erzwungene Kirchenbesuch in Heiligenbeil hatte mir die Kirche für immer verleidet. Nur eine Dame aus Königsberg sagte einmal: sie sähe in mir einen zukünftigen Regierungsrat. Auch Herr von Auerswald meinte etwas ähnliches. Ihre Voraussage ist denn auch im wesentlichen eingetroffen.

Man beschäftigte sich damals viel zu sehr mit mir, was immer ein Fehler ist; denn man muß den jungen Baum wachsen lassen und abwarten, ob und welche Früchte er tragen werde.

Daß die Städter im Sommer auf längere Zeit das Land aufsuchen, war damals noch nicht Sitte; kaum ging einer und der andere aus Königsberg in das nahe gelegene Seebad Krantz. Eine Reise gar, über die Weichsel hinaus, galt als etwas so Ungewöhnliches, daß der Reisende durchaus angestaunt wurde. So erging es auch uns, als Doktor Zander, der Lehrer in Sekunda, also etwa 1840, uns die großartigen Eindrücke mitteilte, die er auf einer Ferienreise nach Dresden und der sächsischen Schweiz erfahren hatte! Nur die Kaufleute reisten im Jahre ein- bis zweimal nach Leipzig zur Messe.

Auch in Wolittnick waren längere Besuche von Städtern selten. Zu den willkommensten gehörten die der Familie Schultz aus Königsberg, deren drei Töchter Agnes, Klara und Gertrud mit einander an Schönheit wetteiferten. Kam gar noch ihr Bruder Karl mit, ein frischer schöner Artillerieoffizier, so gab es vielfache Scherze und Aufführungen, einmal sogar die der „Weißen Dame", wobei Karl plötzlich als solche in der Tür des Schafstalles erschien. Noch ausgelassener war Klara, deren liebenswürdige Streiche besonders dem Hauslehrer Wessel galten. Man war damals harmlos genug keinen Spaß zu verderben. Leider starb Karl Schultz schon im Jahre 1848 an der Cholera.

* * *

Michaeli 1838 hielt Wessel mich reif für Tertia und so fuhren wir eines Morgens im September ganz früh — nämlich Mutter, Wessel und ich — nach Königsberg, kehrten in dem (jetzt abgebrochenen) „Goldenen Ringe" in der hinteren Vorstadt ein und begaben uns — Wessel und ich — sofort zum Friedrichskollegium, wo wir den allgewaltigen Direktor Gotthold in dem kleinen Hofgärtchen lesend antrafen. Wessel war ihm als sein ehemaliger Schüler schon bekannt. Ich wurde examiniert,

bestand sehr schlecht und zerriß vor Verlegenheit ein paar Blätter des Johannisbeerstrauches vor der Laube.

„Ei, Du denkst wohl, wir haben hier so viel Grünes wie bei Euch auf dem Lande," sagte Gottholb freundlich. „Hier ist das etwas Seltenes und muß geschont werden." Auf Wessels Versicherung, daß ich für Tertia reif sei, wurde ich angenommen. Meine Mutter kehrte gegen Abend nach Wolittnick zurück. Mir war das Herz zum Zerspringen schwer, und doch wußte ich damals nicht, aber ich ahnte es wohl, daß es nun mit der unbefangenen Jugend für immer vorbei wäre. In der Tat folgten sechs Jahre — eine Ewigkeit in jenem Alter — an die ich noch jetzt nur mit Grauen denke.

* * *

In Königsberg war ich anfangs in Pension bei dem Pianofabrikanten Hermann Gebauhr, dem Sohne des Seite vier genannten Pfarradjunkten, welcher im Publikum allgemein als technische Größe galt, in Wahrheit aber nur sehr mäßige Instrumente verfertigte. Ich habe immer gefunden, daß, wo Lob oder Tadel einmal feststehn, dieses für die Dauer gilt. Sie sind wie in Stein gehauen.

Gebauhr wohnte in der löbenichtschen Langgasse, damals der häßlichsten und lautesten Straße Königsbergs; denn hier hatten die Bierbrauer ihren Sitz und die Wagen rollten den ganzen Tag auf und ab. Auch diese einst so reichen und beneideten, selbst in lateinischen Hexametern gepriesenen Mälzenbräuer sind ausgestorben. Das bayerische Bier hat sie getötet. Wer sechs Jahre später noch ein Glas echten löbenichtschen Braunbiers trinken wollte, mußte in die versteckte „Wolfsschlucht" im Mühlengrunde gehen, die „Hallen" führten jenes Bier nicht mehr.

Ich hatte nicht den kleinsten Raum für mich in dem hohen, ungemütlichen Hause und schlief sogar in der großen, dunklen

Hinterstube zusammen mit den Dienstboten — darunter eine Amme mit Säugling — und einem Arbeiter, den Frau Gebauhr zu ihrem Posamentiergeschäft hatte aus Berlin kommen lassen. Da dieser sich um die Dienstmädchen durchaus nicht kümmerte — ein Verbrechen in ihren Augen — wurde er von ihnen fortwährend gehänselt. Auch war er in der Tat ein Urbild von Häßlichkeit.

Frau Gebauhr war eine sanfte, stets tätige Frau, eine geborene Kalibe aus Berlin und Jüdin. Ich habe später von 1848 bis 1853 als Referendarius in ihrer Familie, am sogenannten Schiefen Berge Nr. 7, gewohnt und danke ihr vieles Gute.

In den Mußestunden spielte ich auf den neuen Klavieren in dem ungeheizten Saale oben und quälte mich ab mit der Ouvertüre zum „Vampyr", die bekanntlich nicht leicht ist. Wessel hatte mir nämlich nur Tänze, Auszüge aus Opern und Ouvertüren zum Spielen gegeben; eine eigentliche Klaviermusik kannte er nicht; auch wußte er nichts von Anschlag und sonstigen technischen Feinheiten. Ich natürlich noch weniger. Und dabei blieb es, denn zu einem Musikunterricht reichten die Mittel nicht aus; betrug doch selbst die volle Pension nur fünfzig Taler das Jahr. Aber dennoch danke ich dem Schicksal, daß es mich zeitig an Entbehrung und Einfachheit gewöhnt hat, dieser besten Grundlage für ein zufriedenes Leben. Dabei wurde ich aber doch von manchem meiner Mitschüler als der Sohn eines „reichen Gutsbesitzers" beneidet. Man war damals überall noch unsäglich arm, und bekanntlich ist unter den Blinden der Einäugige König.

Nach zwei Monaten kam ich als Pensionär zum Musikdirektor Sämann, einem entfernten Verwandten meines Vaters, dessen Mutter ja eine geborene Sämann gewesen war. Er wohnte am sogenannten Muckerplatz, da, wo die abgebrochene Alt-

städtische Kirche gestanden hatte, im zweiten Stock des Eckhauses an der Altstädtischen Langgasse. Unter ihn wohnte der später so berühmt gewordene Doktor Rupp, damals Oberlehrer an dem nahen Altstädtischen Gymnasium. Ich erhielt ein eigenes Dachstübchen, zahlte dafür aber auch ganze sechzig Taler Pension!

Sämann war ein tüchtiger Orgelspieler, daher auch Kantor an der Altstädtischen Kirche, ferner guter Dirigent und leidlicher Komponist, doch ohne tiefere musikalische Bedeutung. Für die vortreffliche Altstimme seiner Tochter Laura komponierte er eine Kantate mit Chor: Ino von Ramler, deren Schlußverse: „sei gegrüßet, Gott Palämon, sei gegrüßt, Leukothea" ich noch immer höre; ferner für seinen gemischten Singchor: Das Grab im Busento. Auch arbeitete er sein ganzes Leben lang an einer Oper, doch besaß er für eine solche weder das Talent, noch auch nur einen Text. Diese Oper war seine Ibsensche „Lebenslüge". Traf ihn jemand auf der Straße, so hatte er es stets sehr eilig, denn „er arbeite gerade an seiner Oper", — so versicherte er dem ungläubigen Hörer.

Durchaus verdienstvoll war seine wiederholte Aufführung des „Faust" von Radziwill im Saale der Deutschen Ressource. Hier deklamierten der Student Heinrich Ebert den Faust und Dr. Gervais den Mephistopheles, während ein Kürassierleutnant von Schimmelpfennig mit schöner Tenorstimme den Chor: Schwindet ihr dunklen Wölbungen droben! einleitete.

Schon damals wurde allen Ernstes erörtert, ob wohl ein Offizier öffentlich in Uniform singen dürfe! — An mir selber probierte Sämann ein paar Jahre später den „Erdgeist", doch besaß ich nicht die genügende Stimmtiefe. Selbst gebildete Musiker hatten damals kein Ohr für die Stimmanlage eines Menschen. Ich mit meinem Bariton galt als tiefer Baß. Gustav Diestel, der spätere oft gehörte erste Tenor auf der Brühlschen Terrasse

(in einem Dilettanten-Quartett) mußte in Königsberg mehrere Jahre den zweiten Baß singen. Erst Louis Köhler stellte uns richtig an. Aber wie viele Sänger schaden bei solchem Irrtum ihrer Stimme für immer.

Da Sämann gelegentlich im Theaterorchester den Klavierpart spielte, statt der damals nicht vorhandenen Harfe, so hatte er dafür freien Eintritt im Theater und schmuggelte auch mich dann und wann ins Parterre ein. So lernte ich den Freischütz kennen (mit unerhörtem Pulverdampf im zweiten Akt), die Nachtwandlerin, Belmonte und Konstanze, den Maurer und Schlosser, den politischen Kannegießer und noch manches andere. Wieder eine neue Welt!

Sämanns Familie war wenig sympathisch. Seine Frau liebte besonders die Gesellschaft von Herren und wußte sie durch einen vorzüglichen Weinpunsch zu erfreuen. Ich war in dieser Familie nicht sehr sicher. Man revidierte meine Sachen, meine Briefe, verzehrte was meine Mutter mir an Wurst und dergleichen zukommen ließ, und öffnete sogar das Schloß an meiner „Bundeslade".

Zu den besuchenden Herren gehörte auch der Hausarzt, Medizinalrat Sachs, welcher wegen seiner Witze und beißenden Bemerkungen ebenso bewundert wie gefürchtet wurde. So sagte er einmal, als von einer älteren Dame die Rede war: bei ihrem Alter von Schönheit zu sprechen, wäre indiskret, aber in ihrer Jugend muß sie — scheußlich gewesen sein.

Damals trat auch der ebenso gelehrte wie geistvolle und reich verheiratete Jurist Eduard Simson, der „geborene Präsident", als Dozent auf und bestieg das Katheder, in Nachahmung der Pariser Professoren an der Sorbonne, stets im Frack und in weißen Glacéhandschuhen. Von diesem sagte Sachs trocken: Er spielt den Narren und hat es nicht nötig. —

Später nahm Simson mehr die Pose „Goethe“ an, doch blieb er stets der wahre Gentleman und liebenswürdige Mensch, und ich danke ihm in meiner juristischen Laufbahn für sein stetiges Wohlwollen.

Von der Tochter Laura Sämann, der Altistin, weiß ich nur zu berichten, daß sie nach einer ewigen Brautschaft mit einem ungewöhnlich langen, bemoosten Studenten Stadion, der stets in ungeheuren Gummischuhen einherging, sich mit einem Mühlenbesitzer in Litauen verheiratete.

Die Mutter sank später tief und soll im größten Elend gestorben sein.

Die jüngste Tochter Cäzilie war eine ausgesprochene Range, die ich aus meinem Stübchen oft gewaltsam entfernen mußte, wenn sie, dramatisch bewegt, das Gretchen sang und von mir als Widerpart den Faust verlangte. Sie trieb den heillosesten Schabernack, zerschnitt einmal in der Töchterschule (am Danziger Keller) mehrere Mäntel der Mitschülerinnen, wurde dafür hinausgeworfen und bildete sich später als dramatische Sängerin aus. Als solche kam sie bis nach Caracas, sodann als verheiratete de Paëz nach Koburg, wo Herzog Ernst sie erst auszeichnete, dann aber fallen ließ, worauf sie sich in Gotha vergiftete.

Wenn die Damen am Arme der Herren abends durch die damals sehr schlecht beleuchteten Straßen gingen, war es ein Hauptspaß von Cäzilie, einem nichts ahnenden Wanderer ins Gesicht zu springen und mit schrecklicher Stimme zu rufen: Parlez vous français, Monsieur?

Leider muß ich bekennen, daß diese Unart auch mich sehr belustigte.

Schade um die schöne, talentvolle Erscheinung! Es fehlte ihr die Moral und Würde der Familie, um das künstlerische Blut zu bändigen.

Der Vater Sämann war übrigens ein ausgezeichneter Schlittschuhläufer, der uns in zwei Wintern in Wolittnick besuchte, als das „spiegelblanke“ Eis des Haffs den Läufern besonders günstig war. Es mochte indessen keine Kleinigkeit sein, in einem halben Tage, den Pregel entlang, an Holstein vorbei, bis Wolittnick zu laufen und am folgenden Morgen die sechs Meilen nochmals zurückzulegen, zumal wenn der Wind entgegenwehte oder in der Nacht gar ein leichter Schnee gefallen war. Aber Sämann hatte auch ausgezeichnete, glatte Schlittschuhe, während die unsrigen gereift waren und daher zu tief in das Eis einschnitten. Auch ist ja den Sportsleuten, wie schon Horaz meint, nichts zu schwierig.

Auch zwei Söhne Sämanns, der eine ein verunglückter Chirurgus, erschienen gelegentlich im elterlichen Hause, um repariert und bekleidet zu werden. Ich sehe noch den einen, der mich mit Stolz auf seine neuen Stiefel aufmerksam machte, während der Rock noch ungeflickt war. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, so wurden damals solche nicht geratene Söhne allgemein als etwas Selbstverständliches angesehen. Doch gab es noch kein Amerika für sie.

Sämanns ewiger Gegner, dessen Name im Hause kaum ausgesprochen werden durfte, war ein jüngerer Konkurrent, der Musikdirektor Riehl. Auch er führte Oratorien auf: Das schickte sich nicht. Ich habe ihn — einen sehr nervösen Musiker — nicht kennen gelernt, wohl aber, nach vielen Jahren, seine Tochter, ein blödsinniges Fräulein, welches vom Vater mit Gewalt, Schlägen und Zorn als musikalisches Genie ausgebildet werden sollte, darüber aber den Verstand verlor. Sie spielte damals noch immer sehr fertig, sehr korrekt das Piano, aber mit dem Genie einer Drehorgel. Es war ein unsagbar schmerzlicher Anblick.

* * *

Die wenig angenehmen Familienverhältnisse veranlaßten meine Eltern, mich von Sämann fort und zu einer Taute, Frau Charlotte Thiel, zu geben, die auf der Untern Laak in einem bescheidenen Hause als Vorsteherin einer „Kleinkinder-Bewahranstalt" wohnte. Ihre Mutter uud die meiner Mutter waren Geschwister gewesen. Mit sechzehn Jahren an einen Landwirt Thiel verheiratet, hatte sie nach wenigen Jahren alles verloren und lebte nun unter sehr bescheidenen Umständen in Königsberg.

Unsere Wohnung bestand nur aus einer Giebelstube und zwei Dachkammern. Es waren noch zwei Töchter und ein Sohn im Hause. Wir schliefen für gewöhnlich in einer der Dachkammern, wurde es im Winter gar zu kalt (unter 15° R.!), so trugen wir die Betten in die Giebelstube, die selten höher als auf zehn bis zwölf Grade erwärmt werden konnte. Im Parterre befanden sich zwar zwei große, warme Zimmer, diese dienten aber als Schulstuben für die große Zahl der kleinen Kinder, welche in der Frühe von Tagesarbeiterinnen hier hingebracht und am Abend wieder abgeholt wurden. Doch schliefen wir mitunter auch unten in zusammengestellten Schulbänken.

Der älteste Sohn von Tante Thiel, Heinrich, galt als ein Taugenichts. Er trieb sich in der Welt umher, diente in der Fremdenlegion in Algier — weshalb er gern französisch sprach —, war Habitué in verschiedenen Strafanstalten und ist schließlich verschwunden, wenn nicht gar, wie es im „Peer Gynt" heißt, gehängt.

Der zweite Sohn, Hermann, in meinem Alter, war schon als Junge der geborene Schwindler, der uns Dumme beim Spielen betrog; er lernte das ehrliche Zimmerhandwerk, machte sich in seinem großen Schurzfell (er war sehr schön) großartig und wanderte später nach Amerika aus, wo er im Sklavenkriege gefallen sein soll. Vor seiner Abreise beehrte er mich, den „Glückspilz", noch mit einem groben Briefe.

Mir ist das eigentümliche Schicksal bis in das späte Alter zuteil geworden, von Leuten, die nicht vorwärts kamen, beneidet, und darum gehaßt zu werden.

Von den beiden Töchtern der Tante Thiel war die eine schon im frühen Alter eine Kokette. Glücklicherweise bewahrte mich vor allem Unsinn meine Unwissenheit. Dagegen vereinigte die andere Tochter alles in sich, was rein, liebenswürdig und glücklich macht. Aber gerade sie sollte unserer Familie ein großes Unglück bereiten. Weihnachten 1839 herrschte in Königsberg stark der Scharlach. Tante Thiel kam mit den Kindern, darunter das jüngste, Marie, zu den Ferien nach Wolittnick, wo eitel Lust und Freude herrschte. Plötzlich — es war schon am Ende der Ferien — wird diese krank, — am Scharlach. Sofort Rückkehr nach Königsberg. Leider zu spät. Denn unser jüngster Bruder Theodor erkrankte gleich darauf. Er war angesteckt und starb. Wir standen trostlos an seinem Grabe in dem kleinen Friedhofe, wie ich schon Seite 31 erwähnt habe.

Tante Thiel sang gern mit der großen Schar von kleinen Wartekindern die schönsten Lieder, immer mit großer Wirkung. Sagt doch schon Justinus Kerner, daß etwas Ergreifendes in dem Gesange von Kindern liege. Auch allein trug sie die damals beliebten Lieder sehr schön zur Gitarre vor. Sie war schwächlich, hat aber doch ein sehr hohes Alter erreicht.

Als dem Könige Friedrich Wilhelm IV. im September 1840 gehuldigt wurde, beehrte auch die Königin Elisabeth die kleine Anstalt mit ihrem Besuche. Doch wird sie wohl nicht das Steinpflaster vergessen haben, welches damals die Untere Laak so gemütlich machte. Vielleicht hat dieses sie auch an einen Alpenpfad in ihrer bayrischen Heimat erinnert. Ich meinerseits habe dieses Pflaster fünf Jahre lang getreten, ohne Schaden zu nehmen und ohne mich darüber zu beklagen; hatte es doch

große Trittsteine, wie einst die Straßen in Pompeji, und ich verstand kräftig auszuschreiten.

Michaeli 1840 siedelten wir nach dem Hause Oberlaak Nummer zweiundzwanzig über, einem nahe den Sümpfen der „Laak" gelegenen alten Herrenhause, an dessen Stelle jetzt mehrere neue Häuser getreten sind. Hier gab es mehr Raum, große Ställe und einen Garten, in welchem die herrlichsten Rosen blühten. Aber die ganze Lage war sehr naß; an den Wänden im Innern des Hauses lief oft das Wasser hinab. Hier habe ich in den vier Jahren von Michaeli 1840 bis dahin 1844 gewohnt, in einem kleinen Zimmer, das mit der daneben befindlichen großen Schulstube einen gemeinschaftlichen Ofen hatte. Hier besaß ich bereits einen Schrank für meine Bücher — damals das Seltenste und Kostbarste im Leben eines Schülers — und ein tafelförmiges Klavier, das neu meinem Vater ganze fünfzig Taler gekostet hatte. Es war auch danach. Aber ich raste darauf mit Lisztschen Übertragungen Schubertscher Lieder (Erlkönig, Wanderer, Lob der Tränen) und Thalbergschen Phantasieen.

Leider war ich und blieb ich Autodidakt, denn die Kosten eines reellen Unterrichts vermochte ich nicht aufzubringen. Gelegentlich ging ich zu einem früheren Hoboisten Schonn aus Tilsit, der sich in Königsberg als Klavierlehrer niedergelassen hatte und von der Musik so gut wie nichts verstand. Namentlich war es spaßhaft, ihn die italienischen Bezeichnungen aussprechen zu hören. Er hatte einen nicht talentlosen Pflegesohn, verdarb ihn aber so vollständig, daß sein Spiel zu einer Karikatur wurde. Es erinnerte, wie jemand einmal sagte, an ein über die Tasten fahrendes, höchst fingerfertiges Staublappen. Aber es gab doch für mich viel Anregung; Viro Dettmann kam dorthin und entzückte alles durch seine virtuose Technik.

Auch dieser ist früh verstorben, ohne es zu etwas Namhaftem zu bringen. Er war ein pomphafter Musiker und Virtuose, ich möchte sagen: ganz aus Des-Dur.

* * *

In jener Zeit kam auch Liszt nach Königsberg, dem ein fabelhaftes Renommee vorausging von einem triumphhaften Exodus in Berlin, Ohnmachten einer Prinzessin, Handschuhen, welche Liszt, sich ans Klavier setzend, den Damen zum Zerreißen überlassen, horrenden Einnahmen; ja von einem ihn begleitenden Harem! Das vielen damals unerschwingliche Eintrittsgeld von zwei Talern beschränkte den Besuch. Auch erfuhren wir, daß die Damen seine Handschuhe hier nicht zerrissen hätten und der Enthusiasmus überhaupt nur ein mäßiger gewesen wäre. Das Publikum bestand damals noch nicht aus lauter angehenden Dutzendvirtuosen; sein Geschmack ging kaum über Moscheles und das „Glöckchen" von Dreyschock hinaus. Aber es wurde mit Staunen erzählt, daß Liszt einer armen, ihn besuchenden Dame seine ganze Einnahme vom Abend vorher, im Betrage von neunhundert Talern, „beschämt, weil so wenig", angeboten habe. Daß der sogenannte „Fugenkönig", ein Magistratssekretär, bei Liszt gewesen, daß dieser ihm habe eine Bachsche Fuge vorspielen wollen, daß aber Herr Budnick (so hieß der Fugenkönig) abweisend gesagt: Nein, erlauben Sie, ich werde Ihnen ein paar Fugen vorspielen, und dieses wirklich fertig bekommen habe.

Kurz, der Enthusiasmus wuchs. Schließlich spielte Liszt, nach mehreren großen Konzerten, noch ein letztes Mal im Theater, in einem Volkskonzert, würde man heutzutage sagen. Nun betrug der Eintrittspreis für die Galerie nur einen „Gulden" (eine Mark). Nach einem langweiligen Lustspiele erschien Liszt und spielte erst die Don-Juan-Phantasie und darauf den Erl-

könig. Hermann Thiel, der mit mir war, sagte am Schlusse des ersten Bravourstückes: Nun hat er genug Fingerübungen gespielt, jetzt kommt wohl die Hauptsache.

Er hatte vielleicht nicht so ganz Unrecht. Jedes Virtuosentum ist doch im wesentlichen eine Seiltänzerei.

Unter Liszts Riesenhänden platzten dieses Mal auch keine Saiten, die er sonst, in ausgelassener Stimmung, wohl absichtlich zerschlug. Auch waren in der Tat die Martyschen und Gebauhrschen Klaviere seinem Vortrage keinesfalls gewachsen.

Ich hatte mir seine Manier, sich ans Klavier zu setzen, sich weit hinten überzulehnen, plötzlich mit hoch erhobenen Händen auf die Tasten zu stürzen, sich dann tief auf die Klaviatur zu bücken und wieder wie rasend aufzufahren, kurz, seinen ganzen Vortrag, sehr gut gemerkt, sodaß ich — zumal ich langes Haar à la Liszt trug — ihn zum Gaudium der Zuschauer (denn es war und blieb ein stummes Spiel) kopieren konnte.

Noch will ich eine Anekdote aus dem Leben Oskar Brogis hinzufügen, eines Königsbergers, begabt mit einer fabelhaften Virtuosität, namentlich der linken Hand, mit der allein er die schwersten Virtuosenstücke spielte, zum Beispiel den Schubert-Lisztschen Erlkönig. Einst besuchte er Liszt in Weimar und spielte erst ein Stück mit beiden Händen, worauf Liszt gesagt haben soll: Ich wünschte mir Ihre Fertigkeit mit der linken Hand; sodann aber, kühn geworden, auch den Erlkönig mit der linken Hand allein.

Als uns Brogi dieses alles erzählte, wurde er gefragt: Nun, und was sagte Liszt?

Er lachte. —

In Königsberg gab es damals, auch in Privatkreisen, in erster Reihe stets diesen Erlkönig. Einst, aber das war vor mehr als zweitausend Jahren, forderte man in Griechenland von den

reisenden Rhapsoden beständig den „Perserkönig", nämlich den wehklagenden Xerxes, welchen ja auch Äschylus in den Persern verewigt hat.

* * *

Lebte und webte ich damals in der Musik, so nahm doch auch das Interesse für die Literatur keinen kleinen Raum ein. Von meinem geringen Taschengelde schaffte ich mir den Schiller an, Hauff, Shakespeare und selbst Bulwers Romane. Bücher waren damals etwas so Seltenes, daß man sie hütete, wie der Lindwurm seinen Schatz. Zufällig lernte ich auch Byron kennen, als ich einmal ein Buch aus der Leihbibliothek holte. Ich begann das Gedicht — es war die Belagerung von Korinth — schon auf der Haustreppe uud hörte dort nicht vor dessen Ende auf. Sofort mußte ich den ganzen Byron haben, welcher damals in der Übersetzung von Böttger in einem großen, schwerfälligen Bande erschien. Der Eindruck war und blieb ein unbeschreiblicher.

Den größten machten aber damals auf mich die deutschen Lyriker: Uhland, Lenau, Grün, Chamisso, Freiligrath und andere. Die meisten hatte ich schon in Wolittnick kennen gelernt in dem von Ruge und Echtermeier herausgegebenen Deutschen Lesebuch. Hier war es besonders Lenau gewesen, der mich ganz bezauberte. Ich sog alles in mich ein, wie ein durstiger Sand das Regenwasser, welches ja vom Himmel kommt.

Aber auch der Dichter begann sich in mir zu regen, wenn auch noch sehr bescheiden.

Selbst eine große Anzahl von Journalen aus vergangenen Jahren las ich Wort für Wort durch und alles blieb im Gedächtnis haften. Hier interessierten mich besonders Gutzkow, Laube, Börne, Heine und andere jungdeutsche Dichter. Dagegen vermochte ich mich für Heines Lyrik damals nicht zu begeistern. Neben all dem Genannten spielte eine große Zahl von Romanen

eine Rolle. Genügte nicht der Tag, so mußte die Nacht zu Hülfe genommen werden. So begann ich einmal mit Rehfues Scipio Cicala an einem Sonnabendnachmittag und beendigte ihn am Sonntagmorgen. Wenn einer mir damals gesagt hätte, daß ich diesen herrlichen Roman fünfzig Jahre später neu herausgeben würde!

Indessen war alles, was ich damals las, dachte und trieb, getaucht in eine tiefe, melancholische Stimmung, welche ihren eigentlichen Ausdruck in der Sehnsucht nach der Heimat fand. Das ganze Leben in Königsberg war für mich ein bloßes Hindämmern in einem Gefängnis, ein wirkliches Leben begann erst in den Ferien, wenn es nach Hause ging. Ich glaube nicht, daß je ein Schweizer das Heimweh in diesem Grade empfunden hat. Und an dieser Krankheit, denn es ist eine (nostalgia), litt ich ganze sechs Jahre. Wenn ich auf den nahen Hügel der Sternwarte stieg, wo damals noch der große Bessel den Blick in die Tiefen des Himmels richtete, entdeckte ich bei klarem Wetter im fernen Südwesten einen kleinen Streifen des Haffs. Dort lag die Heimat, dorthin gingen alle meine Gedanken, mein Grüßen. Vertiefte diese Sehnsucht mein Gemüt und das Gefühl, so breitete sie dafür auch einen Schleier über die wichtigsten Jahre der jugendlichen Entwicklung. Ich habe in jener Zeit den Begriff Frohsein kaum gekannt. Ein großer, nie wieder einzubringender Verlust.

Und dazu das damalige G y m n a s i u m mit seiner empörenden, pedantischen Härte; ein seelenloses Institut, ein wahres Fegefeuer der Jugend, doch ohne dessen reinigende Kraft; eine wohlorganisierte Anstalt, in welcher so viele Jungen körperlich und geistig ruiniert wurden. Freilich war der Ruf des Friedrichskollegiums nach dieser Richtung hin stets ein sehr ungünstiger gewesen, aber unter Gottholds Leitung war es zu

einer unerhörten Tiefe hinabgesunken. Statt der früheren dreihundert Schüler zählte es 1844 etwa einhundert, darunter in Prima ein Dutzend. Wer irgend konnte, ging in ein anderes Gymnasium über, namentlich in das Altstädtische mit dem humanen Direktor Ellendt an der Spitze; oder man bereitete sich durch Privatunterricht als „Wabbel" auf die Universität vor. Auch die Lehrer hielten es nicht aus, es sei denn, daß sie ganz stumpf geworden waren. Eine so bedeutende Erscheinung wie der Philologe Lehrs geriet, als wir in Sekunda waren, in die Gefahr, den Verstand zu verlieren. Er raste dann wie ein Besessener und flößte uns große Furcht, aber auch Mitleid ein.

Und nun denke man sich den Einfluß einer solchen Schule auf Jugend gerade in den Jahren ihrer Entwicklung!

Doch davon später.

* * *

Ich will nur noch des Theaters gedenken, das auf mich einen unsagbaren Zauber ausübte, zumal wenn die Schröder-Devrient sang oder Emil Devrient seine Locken über dem schönen Halse schüttelte. Alles, was nach Petersburg ging, sprach damals in Königsberg an. Bei dem Mangel an einem geeigneten großen Saale spielten auch die Virtuosen stets im Theater, so der gewaltige Dreyschock (der mit „drei Schock" Händen Spielende) und die von ihrem damals noch wenig bekannten Gatten geleitete Klara Schumann. Alle kritisierte mit zweifelhaftem Verständnis der alte Ferdinand Raabe. Er hielt zum Beispiel dafür, daß Liszt seine Don-Juan-Phantasie vielleicht bloß improvisiere!

Als einst der berühmte Geiger Molique sich ihm vorstellte, meinte Raabe, er habe noch nichts von ihm gehört.

Dann schlagen Sie das Konservationslexikon auf, lautete die Antwort.

Aber auch den guten Raabe ereilte die Nemesis. Er hatte nämlich ein großes historisches Trauerspiel, „Hans von Sagan", geschrieben und der Theaterdirektor Hübsch konnte dem einzigen Kritiker Königsbergs die Aufführung des Dramas füglich nicht verweigern, um so weniger, als der Held der ostpreußischen Sage angehörte. Es gibt Darstellungen, bei welchen das Publikum sich zahlreich und in der stillschweigenden Absicht einfindet, die Sache zu einem Radau zu gestalten. Schauspieler wählen ein solches Stück mit Vorliebe zu ihrem nie versagenden Benefiz. So ging es einst, als Fräulein Karoline Rudolphi in Königsberg den Tannhäuser sang, so auch als Ferdinand Raabe seinen Hans von Sagan aufführen ließ. Das Trauerspiel gestaltete sich zur Posse. Als gar im letzten Akt der zum Tode verwundete Held kein Ende seiner pathetischen Reden fand, rief ein Brauhelfer von der Galerie plattdeutsch:

Na, will denn der Kerl nicht sterben!

Da mußte allerdings der Vorhang fallen.

* * *

Ich erinnere mich nicht, daß ich mich je, wie doch üblich, in eine Theaterprinzessin verliebt hätte; doch gedenke ich gern einer jungen Sängerin Beneke als Amina und eines Fräulein Ost, von der es hieß, daß der Theaterarzt Burow sie anbete. Alle stellte in den Schatten Angelika Köhler, welche zum erstenmal in Königsberg die Valentine sang und in der Heinrich Dornschen Oper: Der Schöffe von Paris, ihren Ruf: Das Feuerzeichen! mit einer Gewalt ins Publikum schmetterte, als ob es gälte, die Mauern des Theaters zum Einsturz zu bringen. Ihr Vater war neben ihr Helden- und erster lyrischer Tenor. Auch vergaß man bei ihrem gemeinschaftlichen Auftreten als Liebespaar dieses Verhältnis niemals. Ihre Mutter spielte die großen Rollen von jungen Müttern, wie die Lady Macclesfield

in Gutzkows Richard Savage und die Judith in Hebbels Tragödie. Richard Savage wurde damals mit dem Nebentitel „Der Sohn einer Mutter“ aufgeführt und hatte noch den ursprünglichen Schluß, wonach der junge Held garnicht der Sohn ist. Ihn spielte der erste Liebhaber Breuer.

Lange Zeit dominierte in der Oper ein Fräulein Sack, welche das Publikum begeisterte. Der „Freimütige“, welcher alles begeiferte, nannte dagegen den Enthusiasmus bloße Sackomanie. Als nach 1848 die Reaktion zur Herrschaft gelangte, spielte er die traurige Rolle eines Denunzianten.

Auch den guten, alten Buchholz möchte ich nicht unerwähnt lassen, den geborenen König im Kartenspiel, zumal wenn er den Philipp II. im Don Karlos und den König im Hamlet darstellte. Sprechen konnte er gar nicht; alles war bei ihm eine Art unverständlichen Mauschelns, sein Spiel aber das eines guten Familienvaters.

Das Publikum war damals sehr nachsichtig, zu einer allgemeinen Heiterkeit kam es nur dann, wenn ein berühmter Schauspieler (Devrient, Döring, Grua u. a.) Gastrollen gab und nun der Gegensatz zu den einheimischen Kräften zu groß war. Wurden dann doch viele Ritterrollen in Shakespeareschen Dramen mit bloßen Choristen besetzt! Aber das alles tat unserem Enthusiasmus nicht den geringsten Eintrag.

Auch das Schauspielerelend sollte ich frühzeitig kennen lernen. Ein wunderbar begabter Schauspieler war der schon genannte Breuer, zu welchem mich einmal Sämann mit einem Briefe schickte. Er wohnte in einem erbärmlichen, später wegen Baufälligkeit abgebrochenen, Hause hinter dem Theater, und ich fand ihn in einem Stübchen, das mit einem wackligen Spannbett, einem hölzernen Stuhl, Tisch und ähnlichem Mobiliar ausgestattet war. Die Wände gelb gestrichen und kahl, keine

Gardinen, ein schmutziger Fußboden, das Zimmer ungeheizt. Breuer trat mir entgegen im Schlafrock, der an seinem Leibe nur noch in Fetzen hing. Eine unsagbar ärmliche und traurige Erscheinung, die Augen hohl, die Wangen eingefallen, offenbar ein Opfer der Schwindsucht, wie sein Richard Savage.

Und das der Hamlet von gestern!

Ferner will ich noch der Frau von Seele gedenken, der großartigsten Orsina, die ich je gesehen; vielleicht am wunderbarsten in ihrem stummen Spiel, so in Holteis Leonore an der Leiche Wilhelms. Sie heiratete später einen begabten Schauspieler Herbort.

Alle aber stellte in Schatten der Schauspieler Kühn, von dessen Franz Moor selbst ein Lewinsky würde gelernt haben. Wo er nur geblieben sein mag? Da müßte ich meinen Freund Eduard Arendt fragen, der jeden Schauspieler in Deutschland kannte.

Es gab damals an den Provinzialbühnen so manchen großen Schauspieler, weit mehr als heutzutage, wo die größten nicht groß sind. Als ich einmal eine berühmte ältere Schauspielerin fragte, woher der große Niedergang komme, nnd weshalb die Schauspieler alle so ohne Leidenschaft wären, erwiderte sie: Weil es ihnen zu gut geht. — Und sie hatte Recht. Denn die Mutter alles Großen ist die Not.

* * *

Für Nichtkenner Königsberger Verhältnisse bemerke ich, daß Hans von Sagan ein Schuhmacher war, der in dem Ordensheere, in der Schlacht bei Rudau, gegen die heidnischen Litauer eine Rolle spielte. Seine bunte Holzfigur steht auf einer Pumpe vor der Haberberger Kirche. Ihm gilt ein humoristisches, plattdeutsches Gedicht des Tribunalsrates Reusch: „Hans Sagan ward di pompe.“

* * *

Ein musikalischer Freund vom Rheine fragte mich einmal, was man damals, das heißt um das Jahr 1840 herum, bei uns in bürgerlichen Häusern gesungen habe; denn dieser Hausgesang sei sehr charakteristisch für eine Zeit.

Ich bemerke dazu, daß unzweifelhaft in vielen Familien an Sonntagen, wenn man nicht in die Kirche ging, geistliche Lieder im Chor gesungen wurden, dagegen nicht in den Familien, in welchen ich meine Jugendjahre verlebt habe. Hier gab es nur weltlichen Gesang, meist zur Gitarre, die von nicht wenigen gespielt wurde. Ich erinnere mich folgender Lieder:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht.

Ferner des schönen Liedes von Schmied von Lübeck:

Fröhlich und wohlgemut
Wandert das junge Blut —.

und des vielgesnngenen Liedes des Tribunalsrats Bobrik

Fort mit den Grillen und Sorgen,
Brüder, schon grauet der Morgen —.

Ganz besonders beliebt war anfangs der dreißiger Jahre der Abschied Bertrands, welcher Napoleon nach St. Helena begleitete:

Leb' wohl, du teures Land, das mich geboren,
Die Ehre ruft, nicht weil' ich länger hier —.

denn man mag sagen was man will, das ungeheure Meteor Napoleon verdunkelte doch selbst die hellsten Sterne. Mit Begeisterung sang man den Refrain dieses Liedes:

Ich war im Glück und Ruhme sein Gefährte,
Ich will es auch im Tode mit ihm sein. —

Das hierin liegende rein Menschliche konnte seine Wirkung nicht verfehlen. So sang denn auch meine Mutter dieses Lied mit großer Vorliebe.

Gern gesungen wurde „Hektors Abschied“, in Wolittnick auch dramatisch und parodistisch aufgeführt; ferner:

Holde Minka, ich muß scheiden, —

mit russischer Originalmelodie.

Als Eichendorffs:

In einem kühlen Grunde —

bekannt wurde, verdrängte es fast das Rinaldo-Rinaldini-Gedicht:

In des Waldes tiefen Gründen.

Später, als die Bildung in unser Haus einzog, verstummte der Volksgesang auch in Wolittnick.

Von der Bühne bürgerte sich auf einige Zeit das Mantellied Holteis aus der Leonore ein:

Schier dreißig Jahre bist du alt, —

später in Benedix' „Bemoostem Haupt“ parodistisch verwendet; ferner aus dem „Freischütz“ der Jungfernkranz und aus einem Singspiel, „Der alte Feldherr“, das rührende:

Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka —.

In diesem kamen die damals sehr starken polnischen Sympathien zum Ausdruck.

Beliebt waren auch die Zelterschen Kompositionen zum Erlkönig und Fischer:

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll, —

und Schillers Thekla:

Wo ich sei und wo mich hingewendet, —

ferner das frische:

Auf, Matrosen, die Anker gelichtet!

Eigentlich patriotische Gesänge gab nicht, es sei denn das am dritten August gesungene

Heil dir im Siegerkranz —.

Die berühmten populären Quartette Webers und Kreutzers waren damals noch unbekannt, wenigstens in weiteren Kreisen. Studentenlieder habe ich in den Familien nie singen hören.

⚘ ⚘

Dritter Bericht.

Infandum renovare dolorem.
Den fürchterlichen Schmerz erneuern.

Indem sich die folgende Darstellung mit meinen sechs Schuljahren und dem Friedrichskollegium beschäftigen soll, schicke ich — zum rechten Verständnis — die Bemerkung voraus, daß ich der entschiedenste Gegner des heutigen Gymnasiums bin, daß also alles, was ich Trübes oder Tadelnswertes, auch von den beteiligten Personen, zu sagen habe, in erster Reihe das System betrifft, welches seine schädliche, ja vernichtende Wirkung ebenso auf die Lehrer wie auf die Schüler ausübt und sich trotzdem noch immer behauptet. Es sei zum Weinen, schrieb einst Kaiser Wilhelm II. als Kronprinz. Man bessert denn wohl auch gelegentlich aus, man flickt und stützt, das verfehlte Gebäude bleibt aber im wesentlichen dasselbe. Ob es einst von selbst einstürzen wird, wie ein alter, morscher Turm? Wer weiß es?

Wir danken das heutige Gymnasium im wesentlichen den deutschen Reformatoren und den Humanisten, welche für das A und O alles Wissens die Kenntnis des Altertums, namentlich der lateinischen und griechischen Sprache, erklärten. Diese Auffassung stützte sich allerdings auf die großen Geister der

Renaissance, war aber weit entfernt von deren Geiste. Die Renaissance versenkte sich in die Tiefe der Antike, der Humanismus hielt sich an das Äußerliche. Jene suchte den Geist des Altertums zu erfassen, dieser kultivierte bloß seine Sprache. Wer gut lateinisch reden oder gar dichten konnte, war der rechte Mann, auf den Inhalt, das geistige Leben, kam es weiter nicht an.

So erhielt der ganze Unterricht wesentlich nur den Charakter einer Dressur. Die Grammatik beherrschte alles.

Der zweite Irrtum war der: die Jugend sollte in der Schule alles lernen, der Unterricht mußte also das gesamte Wissen umfassen. Das war wohl in der Zeit der Reformation möglich, ist es aber nicht mehr heutzutage, wo der Reichtum an Wissen zu einer Auswahl nötigt.

Der verhängnisvollste Irrtum war aber die jetzt als falsch erkannte Ansicht, es käme bei der Jugend nur darauf an, den Geist zu bilden, auf den Körper sei keine Rücksicht zu nehmen: eine Art idealer Auffassung vom Leben, aber im Widerspruch mit dessen Grundbedingung: der Gesundheit und Kraft. Der geistvolle, höchst humane Philosoph Rosenkranz drückte das in einem unter sein Porträt gesetzten Verse so aus:

Der Geist, wenn er den Leib zerbricht,
Was ist daran gelegen,
Des Geistes unbeugsam Gericht
Muß ihn allein bewegen.

Die Herren, welche etwa ebenso dachten und dabei für die Antike schwärmten, übersahen, daß das Stammwort in Gymnasium „nackt" bedeutet; denn es war ein Ort, wo Jünglinge, nackt, den Körper übten und stählten, und nur nebenbei sich auch im Wissen vervollkommneten. Die Auffassung von der absoluten Herrschaft des Geistes über den Körper ist eine rein christliche, eigentlich kirchliche, und hat mit der Natur und dem

antiken Geiste nichts gemein. Sie gehört kaum in ein Priesterseminar, aber durchaus nicht in eine weltliche Erziehungsanstalt.

Der Oberlehrer Schumann im Altstädtischen Gymnasium, wohl einer der bedeutendsten Pädagogen in Königsberg, sprach es als seine Überzeugung aus, daß kein Junge eigentlich vor dem vierzehnten Jahre dauernd an eine Schule gefesselt werden dürfe. Er müsse bis dahin womöglich auf dem Lande leben, sich kräftigen, die einfachen Zustände und das Landleben kennen lernen; er müsse schwimmen, reiten, arbeiten mit den Leuten, und so Freude gewinnen an der Welt und sich selber. Habe er dann noch Lust zu studieren, so werde er in wenigen Jahren mehr lernen, als ein anderer Junge in zwölf und mehr, und dabei ein gesunder und kräftiger Mensch bleiben. Denn nicht auf das Wissen des jungen Menschen komme es in erster Reihe an, sondern auf seinen Charakter.

Und nun sehe man unsere heutigen Gymnasiasten, die womöglich schon vom sechsten Lebensjahre ab die Vorschule besuchen, eingepfercht in traurige, licht- und luftlose Räume, zum Turnunterricht widerwillig geführt, matt, träge und kraftlos, nichts wissend, als was ihnen eingepaukt worden, ohne jede Kenntnis des Lebens, krankhaft nach einer Erlösung verlangend aus ihrem Kerker, nicht selten sich mit Selbstmordgedanken tragend. Die meisten von ihnen haben das Aussehen von „Mehlwürmern", wie jemand es treffend nannte; wenn sie aber die Schule wirklich „durchgemacht" haben, was verhältnismäßig nur wenigen gelingt, sind es — „bebrillte Krüppel". Daß es einzelnen möglich ist, allen Anforderungen der Schule leicht zu genügen und dabei gesund zu bleiben, beweist nichts, es kommt auf die Mehrzahl an, welche leider durch die Schule gebrochen wird.

Ich habe es erlebt, daß ein unbegabter, aber höchst fleißiger Schüler in Tertia vor Überanstrengung wahnsinnig wurde. Da-

gegen machte ein anscheinend dummer und fauler Schüler eine ausgezeichnete militärische Karriere. Das Gymnasium müßte aufhören, ein Prokrustesbett, namentlich für Grammatik und Mathematik, zu sein.

Mit diesem Maß gemessen erhielt einst der große Chemiker Liebig das Abgangszeugnis „als hoffnungslos unbrauchbarer Mensch“. Kaum weniger ungünstig, nur in der Form humaner, lautete das Urteil der Lehrer über den großen Linné, den Schöpfer der Botanik. Von der Mathematik dachte Liebig gering. Er nannte sie ein bloßes Federmesser, gut genug, um die Federn der wirklichen Gelehrten zu schneiden; hilfreiche Rechner seien ebenso leicht zu fiuden, wie Leute, die einem Schriftsteller die Federn schneiden.

Welch ein vernichtendes Urteil über die Mathematik, die ja keine Wissenschaft, sondern nur eine allerdings großartige Fertigkeit ist, in der Schule! Die Mathematik müßte erst nach dieser beginnen und nur von denjenigen geübt werden, die eine ausgesprochene Anlage für sie besitzen.

Kaum nachsichtiger urteilte Hermann Masins über den deutschen Aufsatz in den Gymnasien, namentlich über die Wahl jener unsinnigen Themata, welche die Jungen nötigten, altklug über Dinge nachzudenken, die sie weder verständen noch verstehen sollten. Nicht Denkübung, sondern stilistische Übung sei zu erstreben. Daher müßte sich der Aufsatz auf Erzählungen und Beschreibungen beschränken; in erster Reihe aber seien gute Übersetzungen aus dem Lateinischen und aus modernen Sprachen zu erstreben. Philosophische Themata müßten gänzlich ausgeschlossen sein. War es nicht förmlich abgeschmackt, uns zum Abiturientenexameu für drei Stunden das Thema „Seelengröße“ aufzugeben?

Denken lehrt nicht die Schule, sondern das Leben und die eigene Geisteskraft ganz von selbst. Vor allem darf der Ver-

stand des Schülers durch kein verfrühtes Denken und Grübeln verwirrt werden.

So lange nun das heutige Gymnasium besteht, sollte wenigstens in einzelnen Punkten eine Abhülfe versucht werden. Ich finde den Hauptübelstand darin, daß die Schüler alles Dargebotene annehmen und lernen müssen und von jeder Wahl ausgeschlossen sind. Das Gymnasium nimmt nicht die mindeste Rücksicht auf die Anlage der Schüler. Es geht lediglich nach der Schablone. Es gibt welche, die in jeder Hinsicht unbegabt, aber ausgezeichnete Mathematiker sind, während umgekehrt sehr kluge und fleißige Schüler dauernd unfähige Mathematiker bleiben. Viele haben kein Talent für Sprachen, andere zeichnen sich gerade hierin aus. Manche Schüler sind außerstande, einen guten deutschen Aufsatz zu schreiben; viele interessieren sich nur für Geschichte, Literatur, oder Geographie, oder Naturwissenschaften.

Dem Schüler müßte freigestellt werden, auf den einen oder andern Lehrgegenstand, namentlich die Mathematik und das Griechische, zu verzichten, dann würde er weniger überlastet sein und mit Lust sich den andern Lehrgegenständen hingeben. Ich erinnere mich, daß ein Schüler in Sekunda, der gänzlich ohne Stimme und musikalisches Gehör war, gezwungen wurde, den Singstunden beizuwohnen, was dann zu einem großen Zusammenstoß mit dem Direktor Gotthold führte, welcher zufällig die Singstunde besuchte. Der Schüler ging ab, wurde später ein berühmter Arzt und leistetete sich den Schwur, seine Söhne niemals in ein Gymnasium zu schicken. Aber was half es ihm, er war und blieb ein gebrochener Mann. Denn das Furchtbare besteht ja gerade darin, daß diese Jugendeindrücke einen Schatten über das ganze Leben breiten.

Wenn die Schüler alles lernen müssen, so kann man sagen: das Pensum, das ihneu „Zugewogene", geht über die Kraft der

meisten. Sie befinden sich in der Lage eines überlasteten Esels — wie ich das manchmal in Neapel gesehen habe —, der laut aufschreit und sich nicht von der Stelle bewegt oder gar um sich schlägt, wenn man ihm zu viel aufbürdet. Nur daß der Schüler sich so frei nicht äußern darf.

Alles im Leben ist auf den Durchschnitt berechnet; es gibt aber Lehrer, auch Direktoren, welche aus deu Jungen lauter „Überschüler" machen möchten, natürlich ohne Erfolg. Ist gar ein Lehrer in seinem Fache sehr bedeutend, so verlangt er oft von seinen Schülern mindestens das gleiche hohe wissenschaftliche Interesse, natürlich vergebens. So ging es dem gelehrten Professor Lehrs mit uns in der Sekunda.

Ich bin immer nur ein Durchschnittsschüler und kaum fleißig gewesen, doch habe ich alle drei oberen Klassen in der gewöhnlichen Zeit von je zwei Jahren durchgemacht. Freilich war das damals noch möglich, als die Anforderungen an die Schüler noch nicht jene schwindelnde Höhe erreicht hatten, wie heutzutage. Noch vor einigen Jahren wurden die Primaner im Friedrichskollegium in die Kenntnis horazischer Subtilitäten und grammatischer Feinheiten so eingeweiht, als hätten sie sofort ein Universitätskatheder besteigen sollen. Und warum? Weil der Lehrer eine gelehrte Arbeit über die horazischen Oden geschrieben hatte.

Ich bin aber auch durch das Fegefeuer der Schule gegangen, ohne an meiner Gesundheit etwas einzubüßen, oder ein „Mehlwurm" zu werden. Das ist aber so gekommen. Einmal stammte ich von gesunden, kräftigen Landleuten ab, und dann: ich wohnte auf der Oberlaak, in etwa fünfzehn Minuten Entfernung von der Schule, die ich vier Male des Tages, mit kräftigem Schritt, in etwa zehn Minuten zurücklegte. Auch wurde man damals in der Kleidung nicht verweichlicht. Der Begriff Überzieher war unbekannt. Man trug im Sommer einen leichten Rock, wo-

möglich von selbstgewebter Leinwand, im Winter einen dicken Flauschrock. Doch war eine Pelzmütze nicht ausgeschlossen; Filzhüte gab es damals noch nicht, nur Mützen, grün mit Silber. Eine lederne Büchertasche verstand sich von selbst; jetzt gilt sie als unfein, denn man will als Student erscheinen.

Das Friedrichskollegium war damals ein alter, düsterer, unschöner Bau, etwas seitwärts vom „Schiefen Berge", offenbar ein einstiges Kloster, bestehend aus zwei durch eine Kirche verbundenen Flügeln. Ein altes Tor verwehrte den Eingang und wurde von dem alten Schuldiener Henning erst eine Viertelstunde vor dem Beginne der Schule geöffnet, er selber wohnte in einem Häuschen draußen. Der nördliche Flügel enthielt ganz unten einen großen länglichen, niedrigen Sing- und Versammlungssaal mit ungeheuren Balken; hier hätten sich einst, so hieß es, Pferdeställe befunden. In den beiden oberen Stockwerken waren die Schulzimmer, deren Fenster sich nach einer engen Gasse öffneten, doch mußten sie meist geschlossen gehalten werden wegen einer lauten Kupferschmiede unten. Den südlichen Flügel bewohnte Direktor Gotthold ganz allein; das oberste Stockwerk enthielt seine reiche Bibliothek, doch hatte sie noch nie ein anderer als er betreten. Er vermachte sie, namentlich die teueren Kupferwerke, die nur er sich bezähmen konnte, später der Universitätsbibliothek; vielleicht die schönste Handlung in seinem langen Leben.

Die Kirche im Friedrichskollegium hatte denselben nüchternen Charakter, wie alle ihre Genossen aus dem aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert: kahle Wände, flache Decke, zahllose Bänke, nirgends ein Ruhepunkt für das suchende Auge, ein Altartisch und gleich darüber eine Kanzel, geformt wie ein Marktstand. Jeden Morgen stolperten die Schüler aller sechs Klassen laut die beiden ausgetretenen Treppen hinab, um in der Kirche ein

kurzes, von einem Lehrer gesprochenes Gebet anzuhören, das gewöhnlich aus ein paar Gesangbuchversen bestand. Ob jemand dabei auch nur ein einziges Mal einen wirklich frommen Gedanken gehabt hat, bezweifle ich. Es gibt nichts törichteres, als eine erzwungene, formale Andacht. So benutzen die Arbeiter in Tirol gewöhnlich das Ave-Maria-Gebet, um sich die Tabakspfeife neu zu stopfen. Eine wahrhaft klägliche Figur machte der von uns so hochgeschätzte Erhard Hagen, wenn er mit weinerlicher Stimme begann:

Mein Gott, nun ist es wieder Morgen,
Der Tag beginnet seinen Lauf,
Nun wachen alle meine Sorgen
Mit einem Male wieder auf.

Ich wollte, ein Charles Dickens hätte uns alle einst konterfeit! Auch bin ich überzeugt, die Lehrer im Friedrichskollegium litten unter der damaligen Zucht noch mehr als wir Schüler.

Es gab unter ihnen vortreffliche Menschen, in erster Reihe den Hagen, welchen der lateinische Unterricht oft so langweilte, daß er uns die herrlichsten Geschichten erzählte, auch alte und neue Dichterwerke vorlas: ein Mann von seelenvollem Humor, immer freundlich, auch wenn er streng schien, das Muster eines rechten Lehrers. Dann der etwas zage Zaddach, der uns in das Reich der Natur einführte; der ewig ruhige, wie sein Bruder Eduard, an Goethe erinnernde August Simson, welcher als Religionslehrer uns kalt ließ, aber als Mensch bezauberte, zumal wenn er Goethesche Dramen vortrug. Zu den beliebten Lehrern gehörte auch Lewitz, dessen Französisch viel-leicht zu wünschen übrig ließ; auch war er etwas pedantisch, aber es genügte, daß er kein Tyrann war. Als unschädlich galt der alte Lentz, der Lehrer in der Mathematik, dessen beliebte Unterschrift zu den zuhause gefertigten Aufgaben lautete: „im Verhältnis zur Selbsttätigkeit gut"; was wohl die stille

Andeutung enthalten sollte, man habe nicht ganz selbständig gearbeitet. Halbkomisch wirkte die Figur des Gesanglehrers Neubert, eines echten, ganz ungebildeten Sachsen, dessen Dialekt uns sehr belustigte, zumal wenn er das beliebte Wort Theorie wie Diarrhöe aussprach.

Als ich Michaeli 1838 nach Tertia kam, unterrichtete damals noch der würdige alte Bujak in Naturgeschichte und Geographie. Wenn man in der letzteren etwa einhundert Namen wußte, erhielt man ein gutes Zeugnis. Er starb sehr bald und wir folgten ihm zum Grabe.

Prediger Vogt schätzte mich hoch, weil ich, noch von Wessel her, die Rosen von Saaron zu nennen wußte und weil ich ein Religionsheft aus feinem Schreibpapier besaß. Von solchen Kleinigkeiten hängt oft die Gunst des Lehrers ab.

Aushülfsweise unterrichtete auch der spätere Direktor Beneke, welcher uns Tertianer mit „Sie" anredete, auch mitteilte, wie die Engländer das Lateinische aussprächen. Doch gelang es ihm nicht, uns für ihn zu erwärmen.

Denselben Mißerfolg hatte der ebenfalls spätere russische Staatsrat Grube, als Lehrer in der Naturgeschichte. Nur blickten wir scheu auf seine große Brillantnadel in einer weißen Atlasbinde, eine damals ganz unerhörte Pracht. Ich erinnere mich auch der Hilfslehrer Töppen und Basse, von denen der erstere sich um die Geschichte und Geographie der Provinz Preußen verdient gemacht hat. Etwas näheres vermag ich über sie jedoch nicht mitzuteilen, es sei denn, was mir einst mein damaliger Mitschüler Eduard Arendt erzählte, daß Töppen ihm die vertrauliche Mitteilung gemacht habe, er gehe damit um, eine neue Religion zu stiften. Er hat es allerdings wohl bleiben lassen.

Bevor ich die anderen nicht beliebten Lehrer nenne, bemerke ich, daß ich den Beruf eines solchen für sehr schwierig und

sehr gewagt halte. Zu einem guten Lehrer gehört in erster Reihe eine Anlage, die durch nichts anderes ersetzt werden kann, nämlich Liebe. Mein Freund Masius, der als Professor an der Universität Leipzig Vorträge über Pädagogik hielt, sagte mir einmal: das Ganze ist ja dummes Zeug, die Kunst zu unterrichten und zu erziehen, besteht einfach darin: habe ein Herz für die Jungen, dann macht sich alles andere von selbst.

Nun ist bei der Wahl eines Berufs für einen Abiturienten nichts leichter, als sich für den des Lehrers zu entscheiden; er ist ja gleichsam eine Fortsetzung der Schule, nur mit vertauschten Rollen. So stürzen sich denn die jungen Leute in dieses Fach, bis sie zu ihrem Schrecken erkennen, daß sie gar kein Talent dafür haben, daß weder Güte noch Strenge hilft, daß sie auf die Schüler keine Autorität ausüben, und noch weniger deren Liebe und Vertrauen gewinnen.

Worin aber diese Wirkung beruht, ist ein psychologisches Rätsel. Ich hatte einen norwegischen Freund, Emanuel Mohn in Bergen, der in jeder Beziehung das war, was man einen Mann nennt: ein Urbild an Kraft, Seele und Gemüt, ein Bergbesteiger ersten Ranges; aber er hatte seinen Schülern gegenüber keine Autorität, man war widerspänstig, und er brachte sich um. Ich möchte den Hauptgrund für die krankhafte Stimmung bei manchem Lehrer darin finden, daß er jahraus, jahrein immer dasselbe dozieren, also sich notwendig wiederholen und erschöpfen muß, so daß ihn sein Amt schließlich anekelt. Das aber merken die Jungen sofort und geraten in die Opposition. Diese erweckt wiederum auf des Lehrers Seite Strenge, Erbitterung, und der Krieg ist da. In diesem ist aber die Niederlage stets auf seiten des Lehrers.

Als ich Michaeli 1838 in das Friedrichskollegium trat, schwang das direktoriale Zepter schon seit Jahrzehnten der gewaltige

Gotthold. Er war aus Sachsen, der officina philologorum, gekommen, von wo man ihn empfohlen hatte; er wußte seinen Ruf als bedeutender Philologe und Schulmann sofort nach allen Seiten geltend zu machen und hatte sich allmählich so fest in eine Gottähnlichkeit hineingeredet, daß niemand an ihr zu zweifeln wagte, selbst seine Gegner nicht. Berühmt war seine Grobheit und Rücksichtslosigkeit, ebenso nach unten, wie nach oben. Er thronte einsam — seit langem von seiner Frau geschieden — in seinem Palais, wie ein fürstlicher Einsiedler, ein zweiter Tiberius auf Capri, erschien nur, wenn notwendig, bei der Lehrerkonferenz und erschreckte diese durch seine Ukase. Ihm zu widersprechen, war durch Tradition ausgeschlossen; nur der „alte Lentz", das stille Wässerlein, soll es gelegentlich durch eine trockene Bemerkung gewagt haben, seinen Zorn zu erwecken. Unterricht gab Gotthold schon lange nur noch in der Prima. Sein Wissen hatte damals offenbar schon eine große Einbuße erfahren, auch interessierte ihn sein Fach überhaupt nicht mehr. Im Griechischen hob er ausschließlich die Bedeutung der Partikeln hervor, als eine ganz besondere Eigenheit dieser Sprache, ohne zu merken, daß die modernen Idiome nicht weniger reich daran sind. Es war eben sein Steckenpferd. Im übrigen beschäftigte er sich mit allen möglichen Dingen, mit Kunst, Naturwissenschaften und theoretischer Musik. Er schrieb sogar einmal einen wunderlichen Aufsatz über den Wagnerschen Tannhäuser. Ein Büchlein, betitelt Hephästion, enthielt seine einseitigen Anschauungen über Verskunst. Es wurde nämlich darin sehr gelehrt das Wesen des antiken Versbaues erörtert, er verkannte aber gänzlich das Gesetz der deutschen Sprache, die keine Längen und Kürzen, sondern nur Betonungen, auch keinen Hiatus, kennt, wenn er jene Regeln auch auf diese Sprache anwandte. Freilich ist ein so großer Dichter wie Platen einst in demselben Irrtum befangen gewesen.

Die Einsamkeit hatte ihn zum halben Menschenfeinde gemacht. Ging er in späteren Jahren auf der Straße, mit gesenkten Blicken, jede Berührung mit andern vermeidend, den Mund, gegen die böse Luft, stets mit Wasser gefüllt, so war es sehr gewagt, ihn anzusprechen; das plötzlich ausgespieene Wasser bekam leicht eine symbolische Bedeutung.

Den größten Widerwillen aber hatte Gotthold gegen den Tabak. Glücklicherweise rauchte keiner von uns, selbst in Prima nicht. Als er aber einmal dem berühmten Philologen Lobeck ein sehr kostbares Werk geliehen hatte und es zurückbekam, angehaucht von dem ungewöhnlich schlechten Tabak, den Lobeck zu rauchen pflegte, schickte er es ihm als Geschenk zurück.

Ich persönlich habe von Gotthold nie etwas zu leiden gehabt. Bald nach Beginn des griechischen Unterrichts in Prima brachte er, in Vertretung eines anderen Lehrers, einen Aufsatz von Alexander von Humboldt zum Vorlesen mit (Gotthold selbst sah schlecht und brauchte ein dürftiges Augenglas). Nach der Reihe mußte jeder eine halbe Seite laut lesen. Nachdem dieses geschehn, sagte Gotthold, wir läsen sämtlich miserabel, aber am wenigsten miserabel noch der Passarge.

Von diesem Augenblick an war ich bei ihm — durch. Er fragte mich nie wieder und er gab mir stets das beste Zeugnis. Auch als ich einmal aus einer Virgil-Version eine ganze Stelle abgeschrieben hatte, enthielt das Zeugnis davon nichts. Ich las ja am wenigsten miserabel!

Freilich war Gotthold damals bereits eine Ruine, aber ihm fehlte die Einsicht davon in dem Grade, daß er noch viele Jahre das Friedrichskollegium weiter hinabsinken ließ. Von oben wagte man sich kaum an ihn heran: man fürchtete ihn, das heißt seine namenlose Grobheit, die sich vor allem gegen die Schulräte richtete. Er haßte sie förmlich bis aufs Blut.

Auch Dichter war Gottholb! Wer ihn als solchen kennen lernen will, mag die vier Bände seiner Werke lesen, welche Schubert, entsprechend Gottholds testamentarischer Bestimmung, nach dessen Tode widerwillig herausgegeben hat. Der eigentliche Grundzug in Gottholds Charakter war die Eitelkeit. Und nun denke man erst seine Wonne, als einst ein Schüler, ihm ins Gesicht, eines seiner Gedichte vorzutragen begann, und sodann seine Wut, als dieser stecken blieb, weil er es nicht ordentlich gelernt hatte!

Weit tragischer als Gottholds gestaltete sich das Geschick des bedeutenden Philologen Lehrs. Er hatte bereits ein berühmtes philologisches Werk über Aristarch geschrieben, als die Verhältnisse ihn nötigten, statt vom Universitätskatheder herab eine andächtige Hörerschaft in die Geheimnisse der griechischen Sprache einzuweihen, in dem Friedrichskollegium den Jungen die ersten Elemente derselben einzupauken. Die einzige Stelle für Philologie an der Universität in Königsberg war nämlich durch Lobeck besetzt und der Staat hatte kein Geld, eine zweite für Lehrs zu schaffen. Als ich 1838 nach Tertia kam, schien Lehrs sich noch mit möglichster Geduld in seine traurige Lage gefunden zu haben. In Sekunda steigerte sich bereits sein geistiges Leiden in dem Grade, daß man allgemein für seinen Verstand fürchtete. Eine Reise nach Oberitalien brachte einen Stillstand, keine Heilung; erst viel später stieg er auf Lobecks Lehrstuhl und erlangte hier endlich das solange entbehrte Gleichgewicht seiner Seele; vielleicht zu spät.

Wie immer in solchen Fällen, maß Lehrs sein Unglück — denn es war eins — nicht dem Schicksal bei, sondern seinen Quälgeistern, den Jungen. Diese aber hatten wiederum vor ihm eine heillose Angst und zitterten schon bei seinem Kommen. Wenn er in die Klasse trat und auf die Erhöhung beim Katheder stieg, wenn sein starrer, kranker Blick über die Klasse

glitt, so herrschte stets eine Totenstille. Jeder dachte gleichsam: wo wird es einschlagen? Er sprach zuweilen lange kein Wort, oder er nahm seine von dunklem Schildpatt eingefaßte Brille ab und reinigte sie mit einem seidenen Taschentuch. Setzte er die Brille wieder auf, so schoß ein malitiöser Blick aus seinem Auge und traf einen nichts ahnenden Jungen. Das war der Blitz, der Donner aber bestand in einer plötzlichen Frage, z. B. in Sekunda einmal: „was heißt deutsch Οὐ μην γαρ ἀλλα?“ mit dem Zusatz: „fürchten Sie nicht, daß ich Sie noch weiter frage, oder gar übersetzen lasse, Sie wissen ja doch nichts!“ Lautete die Antwort richtig, nämlich: „nichtsdestoweniger“, so schrie er los: „wer hat Ihnen das vorgesagt?“ Es gab nämlich nach seiner Ansicht Schüler, die absolut unwissend waren und nur mit fremdem Kalbe pflügten. Auch Gotthold hatte für solche Schüler die geschmackvolle Phrase bereit: „mein Bester, das ist wohl nicht auf Ihrem Mist gewachsen.“

Lehrs hatte unter den Schülern ganz bestimmte Freunde und Feinde und behandelte sie danach. Der Begriff Unbefangenheit fehlte ihm gänzlich. Ich gehörte entschieden zu denen, die er feindlich behandelte, ja ich darf sagen: er haßte mich. Und das schrieb sich vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft in Tertia her, als unsere Blicke sich zum ersten Male begegneten. Ich sagte mir: ein Mann ohne Liebe, er: ein Junge, der mich durchschaut. Nun ist keine größere Feindschaft denkbar, als zwischen zwei Menschen derart. Sie hat denn auch vorgehalten bis auf den letzten Moment. Erst etwa dreißig Jahre später, als Lehrs in eine Vorlesung gekommen war, welche ich zum besten abgebrannter Niddener Fischer im Junkerhofe hielt, begegneten sich unsere Blicke wieder, und in einem jeden lag das Bekenntnis: ich habe ihm damals doch wohl Unrecht getan, ich zürne ihm nicht länger.

Jetzt aber spreche ich noch von der Schule.

Als ich im zweiten Jahre in Tertia der Erste geworden war, überschüttete er mich, ohne jede weitere Veranlassung, mit höhnischen Worten: „So, das ist also der neue Primus!“ Hatte er sich etwa in dieser Weise das Herz erleichtert, so versank er wohl plötzlich in eine Art von Träumen. Er vergaß die Klasse, sprach kein Wort und starrte durch das Fenster auf die Dächer der Nachbarhäuser, zehn Minuten und länger. Mittlerweile rührte sich in der Klasse niemand. Ein Mäuschen, das etwa das Papier von einem Butterbrote am Boden anknabberte, hätte uns für bloße Statuen halten können, oder für Figuren, versteinert durch deu Anblick der Medusa. Plötzlich fuhr er dann, wie erwachend, auf und überraschte durch seine erstaunlichen Kenntnisse und seine geistvollen Bemerkungen.

Er war auch ein großer Verehrer griechischer Kunst. Wenn man durch das Fenster seiner Parterre-Wohnung auf dem Roßgarten sah, erblickte man den kolossalen Kopf des Jupiters von Otricoli, vor welchem er seine Morgenandacht verrichtet haben mag. Wie bei den meisten getauften Juden, kam nie ein Wort über seine Lippen, das spezifisch christlich gewesen wäre. Auch alle deutschen Dichter dieser Richtung, überhaupt alles Germanische, war ihm ein Greuel. Sein ganzer Haß traf namentlich Uhland. Nur Goethe stellte er hoch, doch auch vorzugsweise nur wegen der „Helena“, deren klassisches Gewand ihn bezauberte. In seinen später erschienenen „Populären Aufsätzen“, einem höchst wertvollen Buche, welches sogar in mehreren Auflagen erschienen ist, hat er sein ganzes griechisches Glaubensbekenntnis niedergelegt; doch war er selber kein Grieche, dazu fehlte ihm in jedem Sinne das Maß. Als Jude geboren, als Germane erzogen, Grieche seiner Neigung nach, konnte er mit Cicero sagen: unus homo tres personas sustineo; er vertrat nur Rollen oder, juristisch ausgedrückt, Parteien.

Der Einfluß, den Lehrs durch seine bedeutende Persönlichkeit auf uns in Sekunda ausübte, war von der Art, daß es niemand, auch nur entfernt, an Fleiß fehlen ließ. Es klingt fast unglaublich, und doch war es so, wir konnten die etwa tausend Seiten starke griechische Grammatik von Mathiä auswendig. Mit diesem Wissen imponierten wir später in Prima noch Gotthold und machten damit, obwohl vieles vergessen war, sogar noch das Abiturientenexamen.

Trotzdem behauptete Lehrs hartnäckig, wir wären im Griechischen absolut unwissend und au eine Versetzung nach Prima sei nicht zu denken. Da wir die Bedeutung von Lehrs gut kannten (die übrigen Lehrer fürchteten ihn vielleicht noch mehr als selbst den Gotthold), so fiel uns das wie ein Stein auf die Brust. Ein drittes Jahr in Sekunda, ein weiteres Hunde- und Sklavenleben, das bis zu Selbstmordgedanken zwang, — nein, das war zu viel! Wir arbeiteten Tag und Nacht unsern Mathiä durch. Der Schritt von der Sekunda nach Prima ist bekanntlich ein ebenso verhängnisvoller, wie beim Militär die „Majorsecke", wo ja „ein kühler Wind weht".

Nun hatte sich Lehrs kurz vor der Versetzung einen Hauptcoup ausgedacht, gleichsam einen absoluten Beweis unserer Unwissenheit. Indem er eines Tages heiter (was selten) in die Klasse trat, deutete er mit seinem langen Arm (wie ihn manche Juden haben) auf mich und sagte: Passarge, treten Sie einmal hinauf au die Tafel beim Katheder, damit man Ihnen nicht, wie gewöhnlich, vorsage, und schreiben Sie Ihre Antworten auf meine Fragen mit der Kreide an die Tafel.

Es war dieses mit einem mephistophelischen Lächeln begleitete Verlangen etwas ganz Ungewöhnliches, ja Unerhörtes für Schüler in Sekunda, trotzdem durfte ich nicht widersprechen; auch kein anderer hätte es gewagt.

Also an die Tafel, in der rechten Hand die Kreide, in der linken den nassen Schwamm, Lehrs triumphierend auf- und abgehend, die Klasse in banger Erwartung, wie vor einer entscheidenden Schlacht.

Und nun begann eine seltsame Szene. Es erfolgten seitens Lehrs' Fragen, Schlag auf Schlag, betreffend ausgesuchte Feinheiten der griechischen Grammatik, unregelmäßige Verba und was sonst einen Lernenden zur Verzweiflung bringt; meinerseits nichts als richtige Antworten, alle langsam und fehlerfrei an die Tafel geschrieben, dann wieder ausgelöscht. Es war, als ob mein guter Genius mir zur Seite stände und mir „vorsagte".

Und so ging es eine ganze Stunde. Was in einer solchen Lage eine Stunde bedeutet, kann man sich denken. Lehrs wurde immer unruhiger, die Klasse atmete auf. War es doch wie ein großes Duell, in dem Lehrs unterlag. Das war zu viel für ihn. Eher hätte er den Einsturz des Himmels erwartet. Er hatte sich so sicher gefühlt. Und das alles mir gegenüber, seinem Todfeinde.

Mit einem Male brach er los, stampfte mit den Füßen, schrie wie ein Besessener und stürzte hinaus. Er hatte einen Anfall von Wahnsinn.

Wir blieben wie erstarrt zurück. Versetzt wurden wir „Alten" alle. Das hatten wir aber in erster Reihe dem alten Lentz zu danken, der in der Versetzungskonferenz, als Lehrs zeterte und die anderen Lehrer, selbst Gotthold, sich vor ihm fürchteten, seinen Hut ergriffen und sich zur Türe gewandt hatte mit den Worten: „Meine Herren, mir wird die Suppe kalt."

Um ihm für sein wirksames Einschreiten zu danken, brachten wir ihm am Abend ein Ständchen vor seinem Hause im Mühlengrunde und wurden dafür mit Punsch bewirtet. Die Sache machte aber bei den übrigen Lehrern unliebsames Aufsehen, da ihnen eine solche Anerkennung noch nicht zuteil geworden war.

Denn man mag sagen was man will, die Lehrer fühlen sich von dem Urteil ihrer Schüler meist abhängiger als umgekehrt. Ich habe aber auch gefunden, daß ein Lehrer wohl einen Schüler unrichtig beurteilt, aber noch niemals, daß ein Schüler einen Lehrer verkannt hätte, das heißt Schüler in ihrer Gesamtheit. Und was das Sonderbarste ist: Schüler sind in ihrem Urteile stets nachsichtiger als die Lehrer, die nur zu leicht verdammen.

Gotthold war in seiner Wahl neuer Lehrkräfte nicht glücklich, auch gehört eine solche Wahl wohl zu den schwierigsten Aufgaben, die einem Direktor gestellt werden. Bloßer persönlicher Eindruck entscheidet nicht, noch weniger gelten Empfehlungen und gute Zeugnisse; selbst das übliche Probejahr ist noch keine Gewähr für die Zukunft. Es gibt Mathematiker, vom ersten Universitätsprofessor warm empfohlen, die nicht das geringste pädagogische Talent besitzen, mit der Prima beginnen und mit der Quarta endigen. Denn die geistige Anlage für die Mathematik ist eine gar rätselhafte, und besonders deshalb, weil diese, wie ich schon bemerkte, keine Wissenschaft, sondern bloß eine Fertigkeit ist. Niemand kann Seiltänzer werden, er habe denn die Anlage dazu.

Es hieß, die Oberlehrer Merleker („der Gumbinner") und Zander wären von Gotthold speziell für das Friedrichskollegium gewonnen worden. Der erstere unterrichtete in Geschichte und Geographie, Zander in Deutsch, Literatur und Französisch. Merleker galt als ein guter Kompilator; seine zahlreichen Bücher, bei Leske in Darmstadt verlegt, gingen gut, doch nicht ohne Bedenken der Kritik, welche ihm Flüchtigkeit und Plagiate zum Vorwurf machte, wie ihm namentlich der Hamburger Telegraph, zu unserem Gaudium, nachwies. Er wandelte in den Spuren des großen Geographen Ritter und tat sich viel zugut mit dem „historisch komparativen" System.

Sein Talent als Lehrer war gering. Er verstand nicht anzuregen und hielt sich lediglich bei Kleinigkeiten auf. Wer die sämtlichen Gesetze der römischen alten Republik lateinisch hersagen konnte, war sein Mann, ebenso, wer die zwölf Arbeiten des Herkules in griechischen Hexametern herunterleierte, daß es nur so puffte.

Er war kein Charakter. Auch litt er an ungewöhnlichen, gleichsam vulkanischen Zornesausbrüchen, oft ohne einen ersichtlichen Grund. Es ist dies der Erbfluch so vieler Lehrer. Die Lateiner sagten: iracundia species insaniae est; ich möchte den Zorn den elementaren Protest des Individuums gegen die würdelose Stellung des Lehrers nennen. Auch er muß sich einmal ausrasen. Bei einer solchen Gelegenheit erhielt Merleker von einem Jungen, seinem Pensionär, in Tertia, als Erwiderung des seinigen, einen Schlag, und was tat er? Er verpflichtete die Klasse zum Verschweigen. Hierbei ist das Merkwürdigste, daß sämtliche Jungen wirklich geschwiegen haben.

Eine ganz andere Natur war Zander. Als Sohn eines Polizeibeamten besaß auch er alle Eigenschaften eines solchen, namentlich den richtigen „Polizeiblick“. Was auch noch so geschickt die Jungen zu verbergen wußten, dieser Blick durchdrang jede Hülle, wie die damals noch nicht entdeckten Röntgenstrahlen. Dabei unterstützte der kräftig erhobene rechte Arm mit ausgestrecktem Zeigefinger die Wirkung dramatisch ganz außerordentlich. Trat er mit dieser Attitude an einen bösen Buben heran, so war es wie das Auftreten des Donnerers. Wie ganz anders August Simson, der einmal zu einem ablesenden Jungen sagte: „Du, laß das doch sein! Siehe, ich habe auf denselben Bänken gesessen!“

Solchen Humor zu besitzen, ist für einen Lehrer das größte Glück, ja ich glaube, daß ohne ihn überhaupt kein Lehrer durch-

kommt. Gotthold und Lehrs waren im wesentlichen doch nur darum so ungeeignete Lehrer, weil sie nur Malice besaßen, aber keinen Humor. Die Malice verwundet, der Humor heilt. Hat ein Lehrer weder das eine noch das andere — und dies war bei Zander der Fall —, so muß er wenigstens eines besitzen: ein bedeutendes Wissen. Auch dieses fehlte Zander. Er beherrschte nicht sein Fach. Die Schüler merkten das sehr schnell und schmiedeten daraus eine Waffe. Man fingierte zum Beispiel in Sekunda über irgend eine Tatsache, etwa Wielands Todestag, in Streit geraten zu sein und fragte dann Zander, welcher — den Alleswissenden spielend — so unvorsichtig war, eine Antwort zu geben. Am folgenden Tage mußte er sich dann eine Korrektur gefallen lassen. Als er nach einigen Fällen der Art merkte, daß man ihn „abführen" wolle, sagte er: „Wenn Sie das wissen sollen, schlagen Sie doch zu Hause nach; seien Sie nicht träge!" Wie anders Professor Friedländer, der einmal in der Physikalischen Gesellschaft gefragt wurde, welche Elefanten Hannibal bei seinem Alpenübergange benutzt habe, ob afrikanische oder asiatische; worauf er erwiderte: „Das weiß ich nicht, da müßte ich erst im Livius nachsehen."

Dieses „Alleswissenwollen" ist der Ruin jedes Lehrers. Er merkt nicht, daß man die Jungen durch nichts mehr gewinnt, als wenn man eine Schwäche gesteht.

Zander gehörte zu jenen Lehrern, die alles wissen und die man darum auslacht; eine verzweifelte Stellung, nach Art des Malvoglio in Shakespeares „Was ihr wollt".

Das Unglück seines Lebens war, daß er sich nicht auf dem rechten Platze befand. Er wäre ein tüchtiger — vielleicht nicht humaner — Polizeibeamter geworden, auch ein strenger Unteroffizier — doch nicht mit dessen Witz —, vor allem aber, und das ist das Überraschende, ein vortrefflicher musikalischer Diri-

gent und Festordner. Zander besaß nämlich ein achtungswertes Talent für Musik, komponierte sehr schön und verstand es auch, das Publikum musikalisch zu erziehen. Letzteres gelang ihm besonders, als er anfangs der vierziger Jahre die „Musikalische Akademie" gründete und sie demnächst mehrere Jahrzehnte leitete. Königsberg wurde damals — und lediglich durch ihn — ein in Deutschland sehr angesehenes musikalisches Zentrum. In Königsberg aufgeführt zu werden, namentlich bei den oft wiederholten, großartigen Musikfesten, war der Wunsch selbst der bedeutendsten Komponisten, eines Mendelssohn, Schumann und Rubinstein. Auch fand Zander gute musikalische Dirigenten, zuerst Pabst und dann Sobolewski, später Laudien. Der erstere bedeutete als Komponist nicht viel, doch erregte seine Oper „Der Kastellan von Krakau" 1846 den Enthusiasmus der in Königsberg befindlichen Polen, die sich damals in einem Aufstande befanden oder ihn vorbereiteten. Andere rühmten seine „Letzten Tage von Pompeji". Doch schuf er im wesentlichen nur „Kapellmeister-Musik". Dagegen war Sobolewski mehr als ein bloßes Talent. Seine Opern, „Der Seher von Khorassan" und „Ziska", entzückten durch ihre Frische und große Anlage, weniger „Ein Lied als Verräter"; seine Lieder wurden von uns gern gesungen. Vielleicht fehlte ihm nur der große Wirkungskreis, um einer der Ersten zu werden. Auch lebte er mit seiner großen Familie in drückenden Verhältnissen, die ihn schließlich nötigten, nach Amerika auszuwandern, wo er, im gewissen Sinne, für uns verschollen ist. Heutzutage, wo der Staat und die Kommunen, auch reiche Leute, mit Millionen um sich werfen, versteht man nicht mehr das Elend eines Lehrs und Sobolewski. Zander dagegen war mit Glücksgütern reich gesegnet.

Es steckten in Zander zwei Seelen, die des Polizeimannes und Musikers. Wir Schüler lernten nur die erstere kennen.

Seine Parole, wie die so vieler Lehrer, lautete gleichsam: sich nie etwas vergeben. Daher sein feierliches Auftreten, stets eine die Vertraulichkeit entfernende Höhe; dieser große Irrtum vieler Lehrer, selbst Väter. Nur zuweilen leuchtete es in seinem Gesicht wie Menschlichkeit und freundliche Hingebung, denn ihm war die Gemütsseite keineswegs versagt.

Gewöhnlich führte er auch vormittags die Aufsicht auf dem Hofe des Gymnasiums in jener Viertelstunde, welche der Erholung gewidmet sein sollte, aber in Wahrheit zu einer neuen Qual wurde. Denn — so lächerlich es klingt — auch hier, wie in der Klasse, war jedes Spiel, jede Bewegung verboten, selbst im kältesten Winter; von einem Sichgehenlassen, Ringen, Greifen, Necken ganz zu schweigen. Zanders Blicke fanden hier freien Spielraum. Da muß ihm eines Tages sein Genius einen Streich spielen und er zupft strafend den Sekundaner Otto Voigt, den Sohn des berühmten Historikers Johannes und Bruder des noch berühmteren Georg Voigt, am Ohrläppchen. Darob große Entrüstung der auf dem Hofe versammelten Sekundaner, die ja von jeder körperlichen Strafe (auch Am-Ohr-Zupfen!) befreit waren; doch begnügte man sich damit, eine Faust in der Tasche zu machen.

Voigt erschien am folgenden Tage in der Klasse mit einem ungeheuren, wollenen Tuche um den Kopf, klagend über unerträgliche Schmerzen, doch nur auf die Frage von Zander, was das bedeute. Dieses brachte Zander so auf, daß er einige Redensarten losließ, wie, es seien unter uns einige räudige Schafe, er kenne sie, und ähnliches. Nach der Stunde wurde beschlossen, in den allgemeinen Ausstand zu treten und Zander auf alle seine Fragen keine Antwort zu geben. Ein paar rabiate Schüler (die faulsten) stellten in Aussicht, ein Schild zu malen mit der Aufschrift Dr. Simian, und an Zanders Hause in der

Sackheimer Hintergasse anzuheften. Neue Entschlüsse traten hinzu. In der folgenden Stunde befällt bei Zanders Eintritt die ganze Klasse ein ungeheurer Husten mit entsetzlichem Auswurf. Darauf Totenstille. Die Lektion beginnt. Der Primus wird nach etwas gefragt: er weiß es nicht; die ganze Klasse weiß es nicht. Ein anderer wird nach etwas anderem gefragt: weder er noch die ganze Klasse weiß es. So geht es die ganze Stunde hindurch. Zander rast schweigend, er speit, wie Hamlet, seinen ganzen Zorn nach innen, ist aber ratlos und geht ab. Übrigens wurde während dieser Stunde — natürlich rein zufällig — auch mit den Füßen gescharrt; ganze Mappen, mit Büchern gefüllt, fielen — ebenso zufällig — auf den Boden; kurz, es herrschte ein Heidenlärm, zumal einige Jungen einen fürchterlichen ostpreußischen Husten durchaus nicht los werden konnten.

In der folgenden Stunde, die mit einer gleichen Husten- und Spuck-Ouvertüre eröffnet wird, fordert Zander mich und Magnus auf, ihm in ein Privatzimmer (ich glaube Merlekers) zu folgen, zeigt auf einen Brief, durch den die ganze Verschwörung ihm entdeckt worden (er hätte es allerdings klüger machen können!) und fragt nach den Anstiftern; wir brauchten uns nicht zu genieren, es stehe alles im Briefe.

„Ei, Herr Doktor," erwiderte ich, an Stelle des etwas zaghaften Magnus, „so brauchen Sie uns ja auch garnicht zu fragen. Übrigens wissen wir nichts."

So ging es denn wieder zur Klasse zurück, welche ihr früheres Verfahren mehrere Tage fortsetzte. Zander, anstatt sich offen an uns oder an den Direktor zu wenden, verharrte in seinem bleichen Zorn.

Endlich sagte einer von uns: „Leute, so kann es nicht bleiben. Nicht bloß Zander ist ratlos, auch wir sind es. Der Klügere gibt bekanntlich nach (Voigt war ja auch schon von

seinen Ohrenschmerzen genesen), es muß ein modus vivendi geschaffen werden.“

Adolf Oldenberg, der spätere vortreffliche Übersetzer des Äschylus, übernahm die Vermittlerrolle.

Er stand demgemäß am folgenden Tage beim Eintritt Zanders (den kein Hustenkonzert mehr empfing) auf und sprach folgendermaßen:

„Sie haben, Herr Doktor, vor einiger Zeit uns einen Anstoß gegeben und —“

„Anstoß?“ fiel Zander ein, „ein Lehrer gibt niemals einen Anstoß!“

„So wollen wir ein anderes Wort brauchen. Sie haben sich, Herr Doktor, uns gegenüber so betragen, daß eine Mißbilligung von unserer Seite nicht ausbleiben konnte. (Zander wurde ganz bleich.) Da aber sowohl wir, als auch Sie selber, Herr Doktor, wünschen müssen, daß an Stelle der Gereiztheit ein besseres Verhältnis zwischen uns obwalte —“

„Sprechen Sie in Ihrem Namen,“ unterbrach Zander, „oder im Namen aller?“

„Im Namen aller. Wir müssen Sie dringend ersuchen, dem Schulreglement entsprechend, uns Sekundaner als solche zu behandeln und jede Ausschreitung, wie es dem Voigt gegenüber geschehen ist, zu unterlassen.“

Zander fühlte offenbar, daß jetzt alles für ihn auf dem Spiele stehe, auch verlangte er nach einer Verständigung wohl noch mehr als wir, — kurz, er gab lachend (das beste, was er tun konnte) „klein bei“, und der Streit war beendigt.

Zander war auch, wie Gotthold, Dichter. Er gab in späteren Jahren eine Art Epos heraus, das in der ostpreußischen Urzeit spielt, auch einen didaktischen „Frauenspiegel“, von dem ein Freund sagte, er solle lieber ein „Frauentrumeau“ heißen,

da die Frauen sich darin vom Kopf bis zu dem Fuß beschauen könnten. Die Kritik verurteilte das Buch. Man tat aber Zander Unrecht, denn ihm war es damit heiliger Ernst gewesen. Leider war ihm der Takt versagt, den ein so heikler Gegenstand vielleicht doppelt erforderte.

Als im Jahre 1844 die Albertusuniversität in Königsberg ihr dreihundertjähriges Jubiläum feierte, fiel Zander die nicht leichte Aufgabe zu, dieselbe in einem Gedicht zu begrüßen. Wir Schüler waren erstaunt über seine Güte. Zander hatte eine horazische Odenform vortrefflich gehandhabt und war auch im Inhalt offenbar weit über sich hinausgegangen. Einige meinten, da hat ihm wohl ein Sachverständiger geholfen. Ich glaube nicht. Er war nicht so unfähig, als man annahm. So traute ihm auch niemand ein rechtes Können in der Musik zu, aber er gab ein Heft Lieder heraus, die allgemeinen Beifall fanden und in der Tat ganz vortrefflich waren. Eines seiner Lieder hat mich noch im Jahre 1889 auf einer langen Reise durch Sizilien begleitet. Es war das der Ida von Düringsfeld mit dem Refrain: „Ich werde sterben, aber schweigen."

* * *

Wir fünf „Alten" wurden also zu Michaeli 1843 nach Prima versetzt. Bevor ich jedoch auf die letzte Periode meiner Leidensgeschichte einen Blick werfe, möchte ich noch einer Szene gedenken, die sich zwei Jahre früher abspielte, als wir von Tertia nach Sekunda kamen.

Es ist eine alte Sitte in den Klassen: der neue Ankömmling wird von den älteren Schülern tüchtig gehänselt. So war es auch bei uns in der Sekunda, doch hielt sich das Gebaren der Alten nicht in den natürlichen humoristischen Grenzen, denn die an Zahl weit überwiegenden, geführt von zwei adligen Schülern, muteten uns jüngeren lange Zeit das Unmögliche zu.

Sie behandelten uns mit empörender Geringschätzung, wollten ihre Macht über uns zeigen und zwangen uns zu niedrigen Dienstleistungen. Dem, welcher sich weigerte, Prügel oder ein Buch an den Kopf. Am Nachmittag war es ein Hauptvergnügen, wenn uns Füchse ein paar robuste Alte ergriffen, über den Tisch legten und den Allerwertesten mit Schlägen traktierten, nicht eigentlich um uns wehe zu tun, aber um ihre Macht über uns zum Ausdruck zu bringen. Man nannte das ein Tripudium (Dreischlag). Auch wurde wohl der eine und andere in einen dichten Kreis genommen, von allen Seiten gefaßt und wiederholt in die Höhe geworfen, also geprellt. Zu den Wurfgeschossen wählte man gern die dicksten Bücher, namentlich den ominösen Mathiä, so daß wir uns unter die Tische verkrochen, aber wieder auf mußten, weil man verlangte, daß wir jene Bücher demütig zurückreichten.

Leider war von uns allen nur einer, der sich diesen Nichtswürdigkeiten widersetzte, nämlich der schon genannte Oldenberg. Er befolgte keinen Befehl, hob kein Buch auf, und als er einmal gar mit Gewalt zum Tripudium geschleppt wurde, floß beinahe Blut. Denn er wehrte sich wie ein Verzweifelter.

Die Sache bekam dadurch einen ernsten Charakter.

Es wandte sich die ganze Erbitterung der Alten nun gegen Oldenberg ausschließlich. Er wurde auf alle Weisen malträtiert und schikaniert. Um der Sache ein Ende zu machen, befragte er seinen ältern Bruder Fritz; dieser erzählte die ganze Geschichte dem Klassenlehrer Hagen, der sofort einschritt. Mehrere der Übeltäter, namentlich die beiden Adligen, wanderten in den Karzer.

Die Erbitterung gegen Oldenberg wuchs nunmehr ins Ungeheure. Er wurde in den Verruf getan, niemand sollte mit ihm sprechen, worein wir uns jedoch nicht fügten. Jedesmal, wenn er in die Klasse trat, erhoben die Alten ein greuliches

Geschrei, spieen aus und benahmen sich so possierlich, daß wir Füchse in ein lautes, demonstratives Gelächter ausbrachen.

Allmählich beruhigte man sich.

Ich habe mich später über unsere damalige Feigheit oft geärgert. Hätten wir zusammengehalten und wären wir gemeinschaftlich der unwürdigen Behandlung durch die Alten entgegengetreten, so bekamen wir in dem allgemeinen Kampfe sicher Prügel, aber man hätte uns darauf in Ruhe gelassen.

Aber wunderbar! Als wir das Jahr darauf selbst Alte geworden waren, versuchten auch wir, trotz der üblen Erfahrung, unsere Macht an den Füchsen. Diese aber, jetzt an Zahl überlegen, widersetzten sich mit Erfolg, und wir lebten von der Zeit an in süßer Eintracht.

* * *

Ich zählte siebzehn Jahre, als ich nach Prima kam; ein verhängnisvolles Lebensalter. Bis dahin, oder etwa bis zum sechzehnten Jahre, ist der Schüler meist noch ein bloßer Junge, der nichts anderes weiß, als daß er einem fremden Willen folgen, also vor allem gehorchen muß; er ist geistig unselbständig, weiß noch nicht, was er will; er hat kaum noch die Einsicht, daß er sich in dem Stande eines Unfreien befindet; seine Sehnsucht nach Befreiung ist eine unbestimmte, dunkle. Durch geschlechtliche Entwicklung zum Jüngling geworden, verändert sich seine ganze Anschauung und seine Haltung. Er gibt sich nicht mehr einem dumpfen Gehorsam hin, er fragt nach dem Grunde seines Sklavenlebens und nach der Berechtigung seiner Peiniger, ihn als Sklaven zu behandeln. Die persönlichen Qualen ersticken jedes wissenschaftliche Verlangen, was ihn sonst erfüllen würde. Jede Wahl dessen, was er noch lernen möchte, ist ausgeschlossen; er muß lernen, was seine Peiniger von ihm verlangen, und wäre es das Absurdeste. Er soll sich für eine

griechische Partikel interessieren und haßt sie doch bis in den Tod; für mathematische Lehrsätze und Formeln, für die ihm jede Fähigkeit und jedes Verständnis fehlt; für die ciceronianische Stubenphilosophie, die mit dem Leben nichts gemein hat; für die Elemente der Logik, scholastisch müffig; für ein Thema zum lateinischen Aufsatz, der aus lauter ciceronianischen Redensarten zusammengestapelt wird; für einen Dichter wie Horaz, den antiken Heine, dessen Charakter und Zoten er verabscheut. Alles ist ihm fremd, unsympathisch, ja verhaßt, wie ein abgestandener Trunk. Zu Hause vertieft er sich in unsere großen Dichter, er treibt Musik, er gehört einem Gesangsquartett an, er weiß mit Rapieren zu fechten, er raucht wohl schon seine Pfeife. Alles daselbst ist Bewegung, Freude und Leben. So wie er das Tor zum Gymnasium durchschreitet, tritt ihm alles entgegen als veraltet, modrig, versteinert, scholastisch verkehrt, großenteils sinnlos, in allen Fällen pedantisch. Jede Freude ist hier ausgeschlossen, auch bei den Lehrern, denn man wird nicht ungestraft zum Peiniger. In einer kleinen Märchennovelle: „Von dem Manne, der ausging, die Freude zu suchen", habe ich diese Zustände künstlerisch zu verwerten gesucht. Wie ich bestimmt weiß, habe ich dabei an das Friedrichskollegium nicht gedacht, aber die in diesem empfangenen Eindrücke wirkten damals noch in meinem Blute, und wie nachhaltig diese gewesen sind, habe ich noch oft erfahren müssen, wenn ich als älterer Mann mich in Träumen in das Friedrichskollegium versetzt fand.

Ich kannte damals noch nicht den Dante; wäre es der Fall gewesen, so hätte ich über dem Schultor vielleicht die Überschrift aus dem Inferno vermißt:

Laßt ihr beim Eintritt jede Hoffnung hinter euch!

Sicher wird einst eine Zeit kommen — vielleicht von dem neuen, lebensfreudigen Amerika aus —, wo man auf die heu-

tige Lehrmethode mit denselben Augen blicken wird, wie jetzt auf die mittelalterliche Scholastik, die Hexenprozesse und das Klosterleben. Wo man fragen wird: welche alten Schriftsteller haben denn die so sehr gefeierten Griechen als Vorbilder und als Muster im Denken gehabt? Helfen überhaupt Vorbilder einem Menschen, dem nicht alles Große aus dem eigenen Innern quillt? Hat jemand einen bedeutenden Charakter, bloß weil er ein Gelehrter ist? Und die Hauptsache, ja die Krone von allem ist doch der Charakter!

Aber zur Bildung dieses trägt die heutige Schule nicht das mindeste bei, ja, sie zerstört ihn sogar durch ihre Dressur. Denn alles Große beruht auf der Freiheit des Gedankens und des Blickes.

Ich weiß nicht, ob es vollkommen richtig ist, was mein Freund Schumann, von dem ich schon sprach, einmal sagte, daß alle bedentenden mathematischen Lehrsätze von Nichtmathematikern herrührten. In seinem Fache ist ein jeder gleichsam blind, mindestens eingeengt; ihm fehlt der freie Blick.

Dieses gilt in erster Reihe von den meisten Lehrern.

* * *

Es wird mir schwer, mich in die Seele unserer beiden eigentlichen Peiniger in Prima, Gotthold und Lehrs, zu versetzen. Bei beiden bestand nämlich der Kern alles Dozierens darin, uns klar zu machen, daß wir sämtlich nichts taugten und daß es eigentlich das beste wäre, wenn wir uns einen Strick kauften. Hohn und nichts als Hohn war die Losung bei beiden. Mir ist in meinem ganzen langen Leben eine solche vollkommene Lieblosigkeit nicht wieder vorgekommen. Und nicht genug an dieser, sie ging in einen förmlichen Haß über. Offenbar erschienen wir ihnen als ebensolche Quälgeister, wie sie uns. Beide waren im höchsten Grade müde, der eine wegen hohen Alters, der andere vor Ekel, sich ewig mit den bloßen Elementen

seiner Wissenschaft und mit unlustigen Schülern abgeben zu müssen. Gotthold hätte die Konsequenzen ziehen und sein Amt quittieren müssen, aber er klammerte sich als alter, gänzlich einsamer Mann nur um so hartnäckiger daran. Lehrs hatte keine Wahl. Erst als wir Michaeli 1844 die Schule verlassen durften, ward auch ihm die Erlösung. Er soll später stets ein lieber, freundlicher Mann gewesen sein; damals war er es nicht.

Wie tief der Eindruck war, den er auf uns machte, mag folgende kleine Anekdote zeigen, die sich etwa zwanzig Jahre später zutrug.

Wir waren in Gesellschaft, darunter Karl Lentz, unser einstiger Mitschüler, von Rauschen nach Warniken gegangen und fühlten uns glücklich im Anschauen so vieler Schönheit. Da kommen wir zufällig an einer Veranda vorüber, auf der Lehrs saß. So wie Lentz ihn erblickt, sagt er mit dumpfer Stimme: „Nur rasch weiter! Für den heutigen Tag ist ja doch all meine Freude dahin.“ Wir waren damals beide schon ältere Richter, hatten uns aber in zwanzig Jahren von den Eindrücken der Schule noch nicht erholt.

So nachhaltig sind die Eindrücke der Jugend, zumal die schlimmen.

Damit aber nicht jemand glaube, wir seien wirklich die unfähigen Schüler gewesen, wofür wir gehalten wurden, so bemerke ich, daß sich unter uns, außer dem schon genannten Adolf Oldenberg, der Oberkonsistorialrat Bernhard Weiß, der berühmte Verfasser des Lebens Jesu, und der nicht weniger berühmte Professor der Geschichte Georg Voigt in Leipzig, befanden.

In den Lehrsschen lateinischen Stunden mußten wir stets ganz Ohr sein, auch war sein „Horaz“ in der Tat hochinteressant; in den Gottholdschen schlief man oder las einen Roman. Der später sehr geschätzte Maler Gustav Gräf hatte, schon vor

uns, diese Muße sogar benutzt, um Gotthold zu zeichnen. Vielleicht ist noch irgendwo dieses lithographierte Porträt vorhanden, darunter Gotthold eigenhändig die Worte setzte:

Pia fraus eines meiner Primaner, welcher in der Stunde, statt meiner Worte, mein Gesicht aufzeichnete.

Auch wir suchten uns gemeinschaftlich zu trösten, indem wir eine Zeitung, den Phönix, stifteten, zu der wir Verschiedenes beisteuerten. Anfangs ging das Unternehmen ganz gut, ich lieferte einige von meinen zweifelhaften Gedichten, eine Beschreibung unseres Heiligenbeiler Schützenfestes und auch ein paar mehr oder weniger boshafte Distichen auf unsere Peiniger (nur Erhard Hagen kam dabei gut fort). Allmählich schlief das Unternehmen ein, es fehlte an Beiträgen, auch war uns der eine und andere unter uns zu unsympathisch, als daß wir Lust gehabt hätten, unsere geheimsten Gedanken und heiligsten Gefühle ihnen zu offenbaren. Der Dichter darf sich ja nur an ein ideales Publikum wenden.

So kehrte denn der Phönix zu seiner Asche zurück.

Nur wir Füchse waren seine Herausgeber gewesen. Im zweiten Jahre, als wir Alte geworden, gründete dagegen die ganze Prima eine neue Zeitung unter dem Namen Konkordia. Ihre Tendenz ging aus auf eine Versöhnung der sich auch bei uns zeigenden disharmonierenden und selbst feindlichen Elemente. Dieses Bemühen verfehlte seinen Zweck gänzlich. Statt sich zu dulden und zu versöhnen, bekämpften sich ebenso Einzelne wie ganze, meist schon politisch getrennte Parteien mit den schärfsten Waffen des Spottes und der Satire; es fehlte wenig, so kam es zu ernstlichen Feindseligkeiten, ja zu Tätlichkeiten. Die Satire artete in Grobheit aus, die Kritik in Hohn. So sahen denn alle ein, daß es das beste sei, die nur Uneinigkeit erzeugende Konkordia zu Grabe zu tragen.

Oldenberg dichtete damals sogar ein Drama „Elfenreigen" mit Chören (ein in einem Gefängnis sitzender politischer Gefangener wird von Elfen getröstet), welches von Alexander Jung nicht bloß gelobt, sondern sogar als eine neue Dichtungsart bezeichnet wurde. Aber Jung lobte alles, was ihm vorkam, aus Überzeugung, und hätte gewiß auch unsere sehr schwachen Gedichte mit seinem Imprimatur versehen.

Damals trat auch Gottschall mit seinen „Liedern der Gegenwart" auf. Wir interessierten uns dafür ebenso, wie für Dingelstedts „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" und Herweghs Gedichte eines „Lebendigen". Ich sehe noch Erhard Hagen, wie er begeistert deklamierte:

Deutsche, glaubet euren Sehern,
Unsre Tage werden ehern,
Unsre Zukunft klirrt in Erz.
Schwarzer Tod ist unser Sold nur,
Unser Gold ein Abendgold nur,
Unser Rot ein blutend Herz.

Dabei erklärte er uns Unwissenden die Bedeutung von Schwarz, Rot, Gold. Er war überhaupt der einzige Retter in unserer Not und bewahrte uns vor Verzweiflung. Er las nicht besonders vor, er deklamierte sogar schlecht, aber er war ganz Begeisterung, voller Wärme und Bewegung. Nie habe ich von den besten Schauspielern Melchthals Hymnus auf das Augenlicht so wirksam vortragen hören, wie er es tat. Pectus disertum facit, das Herz macht beredt.

Gotthold und Lehrs, auch die anderen Lehrer, nahmen an der damaligen politischen Bewegung, anscheinend, nicht teil. Dafür zeichnete sich der alte Lobeck durch große Unerschrockenheit aus, namentlich als das Universitätsjubiläum 1844 die Minister und die Koryphäen der Wissenschaft in Königsberg versammelte. Der Geist des großen Kant sprach aus ihm, als er eine seiner

freimütigen Reden mit den Worten endigte: „denn die Kunst ist lang, aber das Leben ist ewig.“ Dieses kleine, unscheinbare, aber vom echten antiken Geist beseelte Männchen begrüßte auch die Prutzsche „Wochenstube“ (eigentlich „Politische Wochenkomödie“) mit größtem Enthusiasmus, obwohl sie direkt gegen Friedrich Wilhelm IV. gerichtet war, welcher schon von Dingelstedt ermahnt war, nicht witzig und „altenfritzig“ zu sein.

Ja, es war damals eine Lust zu leben, nur nicht für uns arme Primaner.

* * *

Nach einem und einem halben Jahre trug ich mich lebhaft mit dem Gedanken, abzugehen und mich der Landwirtschaft zu widmen, für die ich jedoch kein Interesse hatte. Da zündete plötzlich die Vorstellung in mir: wie, wenn es doch möglich wäre, nach einem weiteren halben Jahre das ersehnte Abiturientenexamen zu machen?

Entschlüsse sind mir im Leben stets plötzlich, fast blitzartig, gekommen; also auch jetzt:

Du darfst, du mußt es versuchen.

Die Folge war der feste Plan, alles Versäumte unbedingt nachzuholen. Ich gab also jede Nebenbeschäftigung auf: das Lesen von Büchern, selbst die Musik und Poesie. Nichts als arbeiten. Mir war zumute wie einem Gefangenen, der sich durch eine Mauer einen Ausgang bricht. Keine Ruhe, keine Rast!

In den Sommerferien in Wolittnick hatte ich keinen Blick für die Natur und das Leben. Entweder saß ich in der Stube bei den Büchern oder wanderte stundenlang in der Birkenallee auf und ab und lernte und lernte, „so daß mir der Kopf rauchte“. Von den Meinigen wußte keiner etwas von meinem Plan. Fiel ich durch, so sollte es ebenfalls niemand erfahren, wenigstens nicht sogleich.

Als wir uns zum Examen meldeten, meinte Gotthold, ich täte doch wohl besser, noch ein halbes Jahr zu warten. Ich ging jedoch darauf nicht ein.

Die zuerst erforderten schriftlichen Arbeiten fanden unter Klausur statt. Zu einer jeden waren drei Stunden bestimmt. Ein überwachender Lehrer (hier war Zander mit seinem Polizeiblick am rechten Platze) verhinderte jede Mogelei. Für den lateinischen Aufsatz lautete das Thema: „Solon"; für das Griechische: Übersetzung des Botenberichts aus den „Sieben gegen Theben" von Äschylus; im deutschen Aufsatz war der Begriff „Seelengröße" zu erörtern; die mathematischen Aufgaben habe ich vergessen. Den „Botenbericht" hatte ich zufällig am Tage vorher noch durchgenommen. Bernhard Weiß, der stets ein Musterschüler im besten Sinne gewesen war, übersetzte ihn sogar direkt in Trimeter. Er war überhaupt — was Rosenkranz einst nannte — eine selige Natur, die von den Abgründen des Lebens nichts wußte, oder sie doch mit einem religiösen Schleier verhüllte. Er ist denn auch durch das Schlammbad des Friedrichskollegiums hindurchgegangen als ein weißer Schwan.

Was ich etwa über Solon an ciceronianischen Redensarten zu einer Mosaik zusammengestellt habe, entzieht sich meiner Erinnerung, nur behauptete Hagen gelegentlich, es sei darin ein grammatischer Fehler gewesen. Die juvenilen Faseleien über Seelengröße kann man sich denken. Von den vier mathematischen Aufgaben löste ich nur zwei.

Die Arbeiten müssen im übrigen genügt haben, denn sonst wäre ich vor dem mündlichen Examen zurückgewiesen worden. Befreit von demselben wurde niemand von uns, wenigstens so weit ich mich erinnere.

Ich bemerke noch, daß wir fünf Abiturienten waren: Lentz, Oldenberg, Passarge, Weiß und Winkler.

Im mündlichen Examen verfehlte ich die Antwort auf die erste Frage, dann ging es besser. Es ist eine Eigentümlichkeit meiner Natur, daß mich noch jedes Examen seltsam heiter gestimmt hat. Vielleicht ist es ein ähnliches Gefühl wie bei einem Soldaten vor und in der Schlacht. Vorher Zittern und Zagen, darauf trotziger Wagemut. Auch haben die Gesichter der gelangweilten, pedantischen Examinatoren und der geängstigten Examinanden in der Tat etwas Belustigendes. Meine Stimmung in jedem Examen ist noch die gewesen: vogue la galère!

Daß ich ohne weiteres durchkam, danke ich wohl in erster Reihe dieser Stimmung.

Die Beratung über uns und unser Schicksal währte eine ganze Stunde. Nachdem wir hineingerufen worden, beginnt Schulrat Lukas: „Es freut mich — —“ Ich brauchte nichts weiter zu hören.

Nunc est bibendum, nunc pede libero pulsanda tellus, flüsterte uns der ewig freundliche Hagen zu; „nun heißt es trinken, nun mit dem freien Fuße die Erde stampfen!“

Mich überfiel ein heftiges Zittern. Die ausgetretene Treppe hinab, durch das Höllentor, wo der alte Henning uns anlachte, auf die Straße zu den wartenden Freunden, die uns den silbernen „Albertus“, das Wahrzeichen des freien Studenten, an die rote Mütze steckten.

Dann fort, halb laufend, halb taumelnd. Es war an einem Montag, nachmittags zwei Uhr.

„Ein neugebackener Student,“ hörte ich jemand sagen.

Es folgte ein langer Schlaf. Meine gequälten Nerven (damals noch nicht entdeckt) waren erschöpft. Um sechs Uhr abends ging die Post nach Berlin, das heißt nach Wolittnick, ab.

Als ich in Pottlitten auf freiem Felde ausstieg, war es dunkle Nacht, doch leuchtete der Vollmond am Himmel, wie

einst dem von Rom scheidenden Ovid. Den mir bekannten, etwa eine Stunde langen Weg wie im Traume, halb lachend, halb weinend, wandernd, an Lokehnen, mit dem großen Lindenberge, vorüber, komme ich endlich in die liebe Birkenallee von Wolittnick. Alles liegt im Schlafe und totenstill da, wie der kleine fichtenbewachsene Friedhof zur Linken. Das weiße Wohnhaus leuchtet im Mondlicht ebenso wie die Rinde der Birken. Einst hatte mein Vater sie gepflanzt und ich hatte als kleiner Junge zugeschaut; nun waren es schon volle Bäume geworden. Unter einem befand sich eine kleine Holzbank, auf der ich in den Sommerferien oft gesessen hatte, wenn ich von dem ewigen Auf- und Abwandern und dem lauten Lernen müde geworden war.

Ein paar Minuten Rast auf dieser Bank, dann entschlossen nach dem elterlichen Hause hin. Soll ich die Lieben wecken oder bis morgen warten?

Bello bellt laut, erkennt mich und springt an mir in die Höhe.

Da öffnet sich das Fenster der Schlafstube. Der Vater, im Hemde, ruft:

„Wer da? — Du!“ — —

Mein Kommen weckt die Mutter, Emilie, das Gesinde.

„Wo kommst Du her? — Habt Ihr frei?“

„Ja,“ sage ich, „die andern sind jetzt im Examen, in der Zeit haben wir Ferien.“

Ich setzte mich zur Mutter aufs Bett. Sie sah betrübt aus, sie freute sich nicht, wie sonst, über mein unerwartetes Kommen. Schließlich konnte sie sich nicht halten und sagte: „Warum machst denn Du nicht das Examen?“

Da ziehe ich die Mütze mit dem blanken Albertus aus der Tasche und setze sie auf den Kopf. Emilie und Vater schreien vor Freude laut auf. Die Mutter vermag kein Wort zu sagen. Voll Angst werfe ich mich ihr an die Brust. Da bricht sie in lautes Weinen aus.

Diese Szene, vielleicht die schönste meines Lebens, trug sich zu am dreiuudzwanzigsten September des Jahres achtzehnhundertvierundvierzig.

* * *

Am folgenden Tage fuhren wir zu Schwester Rosalie nach Wangnick bei Landsberg, welches ihr Ehemann August Liedtke gepachtet hatte; dann ich zurück nach Königsberg, um noch vierzehn Tage lang, als „Maulesel", widerwillig die Schule zu besuchen. Doch unterbrach ein Kommers, bei dem Oldenberg und ich präsidierten, dieses Nachspiel unserer Sklaverei.

Später folgten dann großartige Festtage in Wolittnick, wohin die fünf Durchgekommenen und drei ältere Studenten eingeladen waren. Es fanden Aufführungen statt: Lentz als antiker Pan, gelehnt an einen Widder, spielte auf dem Rasenplatz die Flöte; am Abend wurde ein Kommers improvisiert, bei welchem Vater, als Gendarm verkleidet, die vermeintlich staatsgefährliche Burschenschaft mit Arretierung bedrohte; selbst die Mützen wurden durchstochen, jedoch in Ermangelung von Hiebern mit Vaters großem Husarensäbel, einem Andenken aus dem Kriege von 1813, so daß sie eine nicht unbedeutende Wunde davontrugen: der erste große Stolz des Fuchses, dem vielleicht der größere eines „Schmisses" folgt.

Tagebuchblätter.

1845. 1846.

Wolittnick, den 14. April 1845.

Der erste heitere Frühlingstag nach einem langen Winter, auch der erste Frühlingstag, den ich als Student, seit meiner Erlösung von der Qual des Friedrichskollegiums, erlebt habe. Nun will ich am späten Abend niederschreiben, was meine Seele erfüllt, um einst ein Angedenken zu besitzen an diese schönen Tage und an meine Jugend.

Alter Mond, ewig neu und doch immer derselbe, der du zu mir hineinblickst, du lächelst über mich? Ja, lächle, lächle nur, aber durch Tränen; ist doch die ganze Jugendzeit so: man lacht, man weint, man weiß nicht worüber; man möchte lachen und muß weinen.

Erinnerst du dich noch, lieber Mond, wie ich vor fast zwei Jahren im Sommer an eben diesem Tische saß, dich ansah und weinte? Hast du auch noch die schönen Gedichte behalten, welche ich in jener Nacht auf dich machte? Da warst du eine Träne, welche die Sonne geweint, ich wollte mit dir durch Welten schweben, um der unseligen Schule für immer zu entrinnen. Ach, nun

sage mir, lieber Mond, warum ich auch jetzt nicht glücklich und froh bin, obwohl Student und frei? Wie kommts, daß ich so gerne lächeln möchte und doch weinen muß? Wo ist das Glück? — Du lächelst? O, lache mich nur aus, ich verdiene es, denn ich weiß ja nicht, was ich will.

Darum betrog ich mich auch sehr, lieber Mond, als ich, Student geworden, hoffte, der Himmel werde mir nun voller Geigen hängen. Aber glaube nicht, daß ich diese Zeit mit der frühern zu vergleichen wagte. Jene war eine Reise bei Regen, Sturm und Blitzen, diese ist eine bei heiterem Sonnenschein, welcher nur zuweilen durch kleine Wolken getrübt wird. Auch das Studentenleben hat seine Wolken. Wie rechnete ich nicht überall auf freundliches Entgegenkommen, statt dessen fand ich Engherzigkeit und Kastengeist. Die schwarz-rote „Hochhemia", zu der ich mich hielt, die einst so groß begonnen und so herrlich geblüht hatte, war sehr heruntergekommen. Sie glich sehr einer altgewordenen Schönheit mit vielen Runzeln und Gebrechen. Sie ging gleichsam an der Krücke, konnte nicht leben, nicht sterben und besaß kaum noch etwas anderes als einen großartigen Hochmut. Die Besten hatten sie bereits verlassen und eine neue Verbindung der „Borussen" gegründet. Ich besuchte die stark verkleinerte Hochhemia ein paar Male ohne rechte Teilnahme; aber an ihrem Todestage war ich zugegen, und wir siebzehn Studenten veränderten Namen und Zeichen und tragen seitdem schwarz-weiß-goldene Mützen. Das Schwarz-Weiß mag ein Hohn sein den treulosen Borussen gegenüber, das Gold das lautere Gold unseres Herzens.

Aber: „was für ein schief Gesicht, Mond, machst denn du?" Du lächelst.

Wolittnick, den 15. April 1845.

Schon seit längerer Zeit sammle ich allerlei Material zu einer Erzählung, einer Art Dorfgeschichte, an der ich heute

schrieb, doch fiel ich aus dem idyllischen Tone bald in den romantischen. Ich ließ meine Heldin erst die Kühe melken, dann aber in die Nacht hinein singen und schwärmen, was jedenfalls nicht stimmt. Gibt es überhaupt eine Vermittlung von Realismus und Idealismus?

Auch das Schicksal der unglücklichen Aurelie in Weßlienen geht mir dichterisch nahe, die am gebrochenen Herzen starb, weil ihr Geliebter sie verließ, um einer reichen Dame willen. Sie war trotzdem auf seine Hochzeit gekommen, mit einem Kranze weißer (Toten-)Rosen im dunklen Haar, bleicher als diese Blumen. So erzählte mir meine Mutter. Ihr Grab, ganz mit Efeu bedeckt, befindet sich in dem Weßliener Park, dicht bei dem des jungen Vollmeister.

Wolittnick, den 17. April 1845.

O, wie schön ist es doch auf dem Lande, wenn die Natur erwacht und alles sich neu belebt. Beatus ille — — doch nein, keine Erinnerung an die Schule! Ich habe aber auch den heutigen Tag so recht genossen, im Garten gearbeitet, mich am Sonnenschein erquickt und die laue Luft geatmet. —

Wie hell jetzt der Mond scheint, wie freundlich, als ob auch er sich über die neu erwachte Erde freue. Vor meinen Blicken liegt die weite Landschaft, halbdunkel; der Himmel ist mondhell, und die Häuser und Bäume heben sich von ihm ab wie Silhouetten. Ganz nahe glänzt unser liebes Bächlein durch die dunklen Erlen. Ich höre nichts als das Rauschen der Schleuse. Sonst alles still und wie im Schlafe.

„Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh“ — singt Hölty.

Man erstaunt, wenn man aufs Land kommt, wie man so lange in der Stadt habe leben können — ohne Land; und doch — wunderbares Menschenherz! — man sehnt sich wieder

nach der Stadt zurück, nach seiner Beschäftigung, seinen Gewohnheiten, auch nach den lieben Freunden.

Der Mensch, welch seltsames Wesen! In der Jugend die Welt stürmen, besitzen, verschenken; als Mann nach festem Besitz streben, nach Ehren und Würden. Aber ehe wir es uns versehen, sind wir Greise, verachten das Streben des Mannes und bereiten uns auf den Tod vor.

Wie schön schildert Horaz die vier Lebensalter des Menschen.

Hätten wir immer nur ein Ziel vor Augen, wir würden es erreichen; so aber erstreben wir stets ein anderes und erreichen nichts.

Nur die Natur ist ewig wahr und fest in ihren Zielen. —

Welch eine herrliche Nacht!

Wolittnick, den 20. April 1845.

Fast den ganzen heutigen Tag hat mich der Plan zu einer modernen Tragödie beschäftigt, doch zweifle ich, ob er je ausgeführt werden wird.

Ein Sohn, der seine natürliche, das heißt nicht eheliche, Schwester liebt (Byrons Manfred); ein Vater, der diese seine Tochter ins Verderben stürzt, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, — das die Hauptcharaktere. Doch weiß ich Anklänge an bekannte Meistertragödien nicht zu vermeiden, namentlich an Kabale und Liebe.

Auch Weiß und Oldenberg tragen sich mit dichterischen Plänen; jener denkt an einen „Saul“, dieser an einen „Napoleon und die hundert Tage“.

Mir schwebt, aber noch ganz in der Ferne, ein „Timoleon“ vor, ein Stoff, der mich schon vor Jahren interessiert hat.

Königsberg, den 10. Dezember 1845.

Wie schön ist es doch in meinem Stübchen in der Magistergasse, mit dem Blick auf den Pregel und die Holzgärten drüben.

Freilich führen zwei finstere, sehr steile und enge Treppen zu mir hinauf, so daß man sie nur mit Vorsicht passieren kann, aber was tut das? Was ist der Jugend zu schwierig?

Meine erste „Bude" war nicht weit von hier, an der Pregelbrücke, auch zwei Treppen hoch, aber reich gesegnet mit Flöhen, welche eine arme, zahlreiche Familie dort vor mir zurückgelassen hatte; auch rauchte der Ofen entsetzlich. Mein Vater blieb dort auch einmal eine Nacht, träumte aber, er säße auf dem Bollwerk des Pregels, mit herabhängenden Beinen nach dem Wasser zu; da kommt plötzlich einer der dort lagernden Mühlsteine ins Rollen, gerade auf ihn zu. Der Stein rollt bis zu seinem Rücken, droht ihn in den Pregel zu stürzen. Er stemmt sich mit allen Kräften dagegen, stöhnt und ächzt fürchterlich — bis er endlich erwacht. Am anderen Tage hatte er einen blauen Rücken von all dem Stemmen gegen die — Wand.

Er hatte auch sonst wohl einen Anfall von diesem tremor cordis, und ich habe ihn von ihm geerbt. Er zeichnete sich auch außerdem durch eine reiche Phantasie aus.

Mein tafelförmiges Klavier ging nur mit Mühe hier hinauf; dafür ist es aber auch stets eine große Freude für mich; nur fühle ich hier, wie überall, das Unzulängliche meines Könnens. Bei dem von Weimar angezogenen Musiklehrer Engelhardt nahm ich vor einiger Zeit auch ein paar Stunden; aber einmal waren sie mir zu teuer, und dann sollte ich, sozusagen, von vorn anfangen, mit Moscheles, während ich doch bereits Thalberg und Liszt spielte! Das ertrug mein Stolz nicht. Bei besserer Überlegung sehe ich jedoch ein, daß Engelhardt nicht so unrecht hatte. Aber eine solche Einsicht kommt fast immer zu spät.

Leider konnte mir dieser Lehrer kaum imponieren, und das war so gekommen. In einer kleinen Gesellschaft bei Oldenbergs befand sich Engelhardt und auch Julius Jakobson, der später

so berühmte Augenarzt, zugleich ein ausgezeichneter Klavierspieler. Engelhardt trug, auf Aufforderung, das F-moll-Konzert von Weber vor, leider nicht genügend. Kaum war er zu Ende, so setzte sich Jakobson ans Klavier und spielte dasselbe Konzert herunter, hinreißend, mit einer wahrhaft künstlerischen Energie. Engelhardt saß wie vernichtet da.

Ob aber Jakobson eigentlich recht und billig gehandelt hat? Er war mehrere Jahre auch unser Mitschüler im Friedrichskollegium gewesen, ging aber noch beizeiten ab, ebenso wie sein Bruder Heinrich, der schon genannte Schüler ohne Stimme.

* * *

Soeben habe ich meinen Ofen selber eingeheizt, eine liebliche Wärme umfängt mich, während draußen der Wind den Schnee an das Fenster jagt. Leider habe ich mir am ersten Oktober, da ich von Königsberg nach Wolittnick zu Fuß wanderte, ein hartnäckiges Augenleiden zugezogen, das mich in meinen Studien sehr behindert. Bella Donna, vom Hofrat Aegidi verordnet, hat nichts geholfen, noch weniger die Fontanelle unseres Heiligenbeiler Arztes Lowitzky.

Königsberg, den 15. Dezember 1845.

Eine neue Wandlung! Wir trugen also Schwarz-Weiß-Gold, und nannten uns gar nicht (unsere Gegner gestatteten sich dagegen die freundliche Bezeichnung „Dreck-Borussen"). Doch war unsere Zahl leider bereits auf ein Dutzend zusammengeschmolzen. Da nun die meisten von uns schon der früheren Hochhemia angehört hatten und der Vergangenheit noch immer mit großer Pietät gedachten, da auch der Stiftungsfesttag jener Verbindung, der dritte Dezember, näher rückte, so wurde beschlossen, an diesem Tage die rot-schwarzen Mützen wieder aufzusetzen und die schwarz-weiß-goldenen abzulegen. Es geschah ohne besondere Feierlichkeit. Am Abend fuhren wir mit noch einigen Philistern in

einem abscheulichen Regenwetter, gegen das mich Retzlaff mit seinem Mantel schützte, nach dem nahen Juditten. Wir setzten uns zu Tische und genossen ein frugales Abendbrot, wobei der eine und andere fragte, von welchen Äpfeln (eventuell der Pferde) wohl die betreffende Suppe bereitet worden; tranken tüchtig beim Kommers, sangen einige Lieder und gingen zeitig (für Studenten nämlich) zu Bett, eigentlich zu Stroh.

Den folgenden Morgen kommentgemäßer Katzenjammer und schwarzer Kaffee, Spaziergang im Walde — doch nicht, wie die Kinder im Märchen nach Sprock —, und Aufführung des Erlkönigs. Cynthius, mit Oldenberg als Sohn, auf einer alten Märe; Schöndörffer an der Windmühle auf der Höhe am Wege als Erlkönig, in bloßen Unterhosen, doch mit einem ungeheuren Strohkranz auf dem Kopfe, um die Schultern ein Laken geschlagen, daran ein Besen als Schweif gebunden war; nicht weit von ihm seine beiden Töchter Korsepius und Benno Weber, die zu den Worten: meine Töchter führen den nächtlichen Reihn, ein meisterhaftes Pas de deux tanzten.

Schon nachmittags hatte ich alles herzlich satt und ging mit Podlech nach Königsberg zurück. Wir verkürzten uns den Weg durch Erinnerungen an die herrlichsten Gegenden Deutschlands und der Schweiz, die wir im verflossenen Sommer gesehen hatten. Denn ich will nur gestehen, ich nehme an solchen studentischen Vergnügungen keinen rechten, mindestens keinen herzlichen Anteil.

Königsberg, den 21. Januar 1846.

Vorgestern gab ich „Wissenschaft", das heißt ich besorgte leibliche Speise und irdischen Spiritus — sonst Rum genannt — für ein wissenschaftliches Kränzchen in unserem bescheidenen Klublokal. Zu dieser war auch ein Deutsch-Russe, namens Disselbach, eingeladen, ein riesengroßer Student mit einem

fabelhaften Appetite. Er gefiel jedoch nicht. Die einen sagten: er hat eine gewisse Gutmütigkeit (darunter verstand man aber einen Tadel), die anderen nannten ihn unbeholfen, die dritten einfach: dumm. Alle hatten Recht, dennoch war er einer jener Naturmenschen, die man sehr lieb gewinnen kann, während es unter uns einige gibt, die sich höchst studentisch benehmen, auch sehr geistreich reden können, dabei aber sehr unliebenswürdig sind. Bei uns wird ein jeder nur nach seinen Geisteskräften beurteilt, freundliche Menschlichkeit gilt höchstens als Zugabe. Aber darum ist unser Verbindungsleben auch so vortrefflich! Jeder steht für sich da, sich mit sich selber begnügend, auf die anderen, als Minderbegabte, herabblickend. Bei diesem unerträglichen geistigen Aristokratismus sind bei jedem Zusammensein Zwistigkeiten an der Tagesordnung. Man hält Monologe und macht sich über jeden andern lustig.

Ich meine aber auch, daß ich überhaupt in eine studentische Verbindung nicht passe; so bin ich denn wohl auch kein kompetenter Beurteiler.

Königsberg, den 22. Januar 1846.

Ich habe noch nichts von meinen Kollegien notiert. Ich bemerke sogleich, daß es, mit ganz geringen Ausnahmen, höchst langweilige sind, in denen namentlich jede Anregung fehlt. Der berühmte Drumann ist schon recht alt geworden, trotzdem bildete seine „Neuere Geschichte" einen Glanzpunkt in unserem wissenschaftlichen Leben. Nicht weniger erfreut Lobeck mit seinen verrinischen Reden, wobei er gelegentlich sich als ein ausgezeichneter Übersetzer zeigt. („Verres kümmerte sich mehr um den Geldpreis als um den Weltkreis.") Er gehört zu den wenigen Philologen, welchen das Studium der Antike nicht den Geschmack und ein natürliches Empfinden geraubt hat. Interessiert er sich doch sogar für moderne Dichterwerke und

selbst für politische Gedichte. Seltsam wirkt bei seinem Vortrage nur der oft ganz unverständliche sächsische Dialekt. Die Zuhörer pflegen dann mit den Füßen zu scharren, solange, bis man ihn versteht.

Er spricht zum Beispiel von den „Körpern" der Erschlagenen. Die „Gärber" — —

Scharren mit den Füßen.

— Die „Górbora" (corpora) —

Scharren mit den Füßen.

— ta Sómata (τα σωματα) —

Jetzt hat man verstanden.

Im Sommer weilt er gern in Medenau, ἐν λαιμωνι Μηδων, („in der Wiese der Meder"), wie er den Namen selbst ins Griechische übersetzt hat. Ein Student hielt dafür, daß solche Übersetzungen nicht ungefährlich seien; Lobeck zum Beispiel laute lateinisch laus angulus („Lausangel").

Auch Drumann hat eine seltsame Sprache, langhingezogen, dumpf, tonlos, wie aus dem Grabe, oder d'outre tombe. Er spricht mit Absicht so langsam, damit man ihm allenfalls mit der Feder folgen könne. Die Zuhörer haben sich denn auch eine Art Stenographie gebildet. Stark belebt sich sein Vortrag und sein Auge nur, wenn er auf die Perfidie der Engländer zu sprechen kommt.

Die zahlreiche Familie der Hagen ist durch zwei Professoren vertreten, den sogenannten „Kunst-Hagen" und den „Mist-Hagen". Der erstere wird schon von Goethe in den Gesprächen mit Eckermann erwähnt; der letztere hat seinen Zusatz erhalten von dem Nervus der Landwirte, dem Dünger, für den er als Lehrer der Land- und Volkswirtschaft eine besondere Neigung hat. Er steht ganz auf dem (englischen) Standpunkt von Adam Smith. Ich erstaunte nicht wenig,

als ich neulich ein Buch von List in die Hand bekam, der als Deutscher genau das Entgegengesetzte lehrt, wie Adam Smith. Dafür wird er aber auch angefeindet und verhöhnt.

Diese Wissenschaft scheint doch recht dehnbar zu sein, oder richtet sie sich gänzlich nach dem Interesse?

Schubert liest über deutsches Staatsrecht und Statistik. Er ist offenbar von seinem Wissen tief durchdrungen, gilt als eitel und besitzt eine große Bibliothek. Vortrag und Stimme haben etwas merkwürdig geschraubtes, sodaß man ihn anfangs nur schwer versteht. Sein Gedächtnis gilt als phänomenal, doch hat gerade dieses ihm neulich einen Streich gespielt. Er befand sich nämlich in Gesellschaft mit dem bedeutenden Professor der Mathematik Jakobi, einem Juden. Es wurde vom Gedächtnis gesprochen und Schubert vermaß sich, in einigen Tagen so nud so viele Seiten des Königsberger Adreßbuches auswendig zu lernen; dasselbe tat Jakobi. Nach Ablauf der festgesetzten Zeit kommt man wieder zusammen und Schubert leiert die Namen herunter, daß es nur so brummt.

„Genug, genug," sagt Jakobi, „ich bin schon überzeugt, Sie haben alles vortrefflich gelernt; Sie sind der Meister."

„So beginnen Sie denn auch," erwidert Schubert.

„Ich werde wohl ein Narr sein," sagt Jakobi und lacht.

* * *

Außer Simson, der mit Eleganz vorträgt, kultivieren das Fach der Jurisprudenz die Professoren Sanio, August de Buchholtz (wie er sich lateinisch nennt), Backe und Jakobson. Der erste wird mit Recht gerühmt. Von den drei anderen kann man mit Dante sagen: „Hier ist das Schweigen schön."

Weit die meiste Aufmerksamkeit beansprucht Rosenkranz, der gerühmte Schüler Hegels nnd Verfasser eines Buches über „Königsberg und die Königsberger". Hegel soll von ihm gesagt

haben: „von allen meinen Schülern hat mich nur einer verstanden und dieser hat mich mißverstanden.“ Sein Vortrag ist stets leicht, elegant, immer anregend und entbehrt auch nicht der Pikanterie. Politisch anscheinend indifferent, wohl auch etwas zaghaft, glaubt er sich schon weit vorgewagt zu haben, wenn er von einem „frommen Pferde“ spricht. Lachen dann die Studenten, denn jede Anspielung der Art findet hier ein Echo, so sagt er mit der ernstesten Miene von der Welt:

„Sie lachen, meine Herren? Es gibt wirklich fromme Pferde, sogar militärfromme.“

Natürlich ein noch stärkeres Lachen.

Spricht er gelegentlich — und das nicht selten — von einer „Tautologie“, so weiß jeder Student, daß es ein liebenswürdiger Stich ist, der dem veralteten Professor der Philosophie Tante versetzt wird.

Rosenkranz liest, weil er die größte Zuhörerschaft hat, in dem geräumigsten Auditorium der Albertina, ursprünglich dem Domhofe. Die meisten Professoren haben es vorgezogen, die Studenten zu sich nach Hause einzuladen, was die notwendige Folge hat, daß man oft durch die ganze Stadt laufen muß und das akademische Viertel nicht ausreicht. Aber der alte Domhof ist auch kaum noch ein würdiger Sitz der Wissenschaft. Überall enge, niedrige Zimmer, Balkendecken und kahle Wände, an denen im Winter das Wasser herabläuft. Die Stoa Kantiana auf der Nordseite des Domes ist ein verfallener, feuchter Gang; Kants Grab aber an ihrem Ostende, durch ein Gitter abgesperrt, eine traurige Gruft. Blickt man durch dieses Gitter, so weht uns der Moder an. Der einzig lichte Saal ist die Aula im östlichen Flügel, welche als alleinige Zierde die schöne Marmorbüste Kants von Schadow besitzt. Am achtzehnten Januar, dem preußischen Krönungstage, findet hier ein etwas

phantastischer Aufzug der Professoren statt, und einer von ihnen hält eine Rede, die selten Beifall findet; denn alles rein Preußische ist zurzeit verpönt. Man verlangt deutsche Heroldsrufe, mindestens aber pikante Anspielungen.

Ich weiß nicht, ob ich recht gesehen, aber es schien mir, daß Kant ein wenig lächle.

Königsberg, den 27. Februar 1846.

In einigen Gegenden Ostpreußens wird der um die Hand eines Mädchens anhaltende Bewerber von dem Vater jener gefragt:

„Hefft He ok all geroast?“ (Hat Er auch schon gerast?)

Verneint dieser, so wird er abgewiesen.

Kommt ein junger Mann, von dem man merkt, daß er sich um die Hand der Tochter bewerben wolle, bei Bauersleuten zum Besuch, so setzen diese ihm, je nachdem sie ihm gewogen sind oder nicht, Reis mit Milch vor, oder Schwarzsauer (Suppe von Gänseblut mit Gänseklein). Der Freier weiß nun, woran er ist und kehrt entweder ruhig heim oder bringt sein Anliegen vor. Sind ihm die Eltern günstig, so sagen sie auch wohl zuerst, nachdem der Milchreis verspeist ist:

„Nu, wi weete ja, woröm Se komme. We veel hewwe Se? — Wi geewe onser Dochter so und so veel.“

Wie einfach das alles ist und wie natürlich!

* * *

Einige Volksgebräuche.

In Wolittnick erschieuen am heiligen Weihnachtsabend der heilige Christ, welcher die trägen Spinnerinnen kräftig durchprügelte, und die heiligen drei Könige mit einem sich drehenden Stern; am häufigsten aber Jungen mit einem Brummtopf, einem kleinen Fasse, daran sich ein Strang von Pferdehaaren befand, welche naß gemacht und, mit der Hand gestrichen, kräftig brummten. Dabei sangen sie ihre Wünsche, z. B.:

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
Auf allen vier Ecken gebratenen Fisch.
Wir wünschen dem Herrn eine Kanne mit Wein,
Auf daß der Herr kann lustig sein.
Wir wünschen der Frau einen goldenen Thron
Und übers Jahr einen jungen Sohn.

Sehr gefürchtet war am Neujahrsabend der Neujahrsbock, in welchem einer der Knechte mit geschwärztem Gesicht und einem sehr reellen Kantschu steckte. Seine Ankunft erweckte stets einen allgemeinen Aufruhr der Mägde, denn auf diese war es doch in erster Reihe abgesehen.

Wir Kinder „griffen nach Glück“, welches unter verdeckten Tellern in folgenden Gestalten auftrat: Himmelsleiter, Totenkopf, Kind, Wiege, Schlüssel, Brot, Geld, Glück u. a.

Um in die Zukunft zu blicken, setzte sich die Magd auf den Boden und warf den Pantoffel („Schlorre“) des rechten Fußes rückwärts über den Kopf. War die Spitze der Werfenden zugewendet, so blieb sie im Hause, umgekehrt nicht.

In Berlin — so erzählte Frau Gebauhr — wirft man so die Schalen eines geschälten Apfels über den Kopf; sie werden dann die Anfangsbuchstaben des Namens des „Zukünftigen“ bilden.

Bei uns setzte sich die Neugierige nachts zwischen elf uud zwölf Uhr auf einen Stuhl und stellte einen andern daneben, damit der „Zukünftige“ darauf Platz nehme. Oder sie schaute, ein Licht in der Hand haltend, in den Ofen, der ja bekanntlich auch in den Märchen eine nicht kleine Rolle spielt.

Weniger harmlos war das sogenannte Rosemock-Jagen. Ein Nichtwissender wurde unten an die Bodentreppe mit einem großen Getreidesack gestellt, um den „Rosemock“ aufzufangen. Indem er so gespannt auf denselben wartete, wurde er von oben mit einem Eimer Wasser begossen. Hierbei zeichnete sich einst besonders Wessel durch seinen opferfreudigen Humor aus.

Ganz unschuldig war das Gießen geschmolzenen Zinns in kaltes Wasser und die Deutung der mannigfachen Figuren; ferner das Häckselche-Pusten, welches darin bestand, daß ein jeder der Teilnehmer, welche rings um einen Tisch saßen, in einen Haufen Häcksel einen Pfennig warf. In dem Häufchen, welches sodann jeder Mitspielende zugeteilt erhielt, suchte dieser durch Fortpusten des Häcksels zu ermitteln, ob darin Geld vorhanden oder nicht. Der Inhalt war dann sein Gewinn.

Beim Mehlchenschneiden wurde ein auf einem Teller aufgestülptes Häufchen Mehl, nach der Reihe, solange angeschnitten, bis eine oben eingesteckte Münze herabfiel. Derjenige, bei welchem dieses geschah, hatte die Aufgabe, die Münze mit dem Munde aus dem Mehl herauszunehmen.

Am Johannisabend banden wir zwei nebeneinanderstehende Pflanzen, die Beifuß hießen, in einem lockeren Knoten zusammen. Blieb dieser ungelöst und wuchsen die Spitzen munter aufwärts, so bedeutete das für den Bindenden ein längeres Leben.

Auch Wolfsbohnen wurden unter den Balken der Stube gesteckt, in der Hoffnung, daß sie dort keimen würden. Doch weiß ich nicht, welche Erwartung man daran knüpfte.

Königsberg, den 1. März 1846.

Heute machten wir in einer kleinen Gesellschaft den Versuch, ein größeres, halbkugelförmiges Glas klingen und singen zu machen, indem wir mit der nassen Fingerspitze rings um den Rand des Glases fuhren. In der Tat gab es einen einzigen, langgehaltenen Ton, der keinen Augenblick stieg oder fiel.

Dieser Ton ist dem Glase gleichsam angeboren, sagte ein Anwesender; er ist der eigentliche Ausdruck seiner Seele, seines ganzen Seins. Wird eben dieser Ton von einem Instrument, zum Beispiel einer Trompete, plötzlich erzeugt, so zerspringt

das auf den gleichen Ton gestimmte Glas. Bei milderem Ertönen klingt es nur mit.

Ich meine, auch jede Menschenseele besitzt einen solchen Ton. Vielleicht beruht die Wirkung aller Musik, auch der Dichtung, darauf, daß der Musiker, der Dichter diesen sympathischen Ton erklingen macht. Die Nerven, welche zum Herzen führen, mögen den Saiten einer Harfe gleichen, die ja ebenfalls erklingen, wenn derjenige Ton, darauf sie gestimmt sind, angeschlagen wird.

Königsberg, den 3. März 1846.

Frau Gebauhr erzählte uns einst das folgende Märchen:

Der goldene Mörser.

Ein Bauer hatte einmal eine Tochter, die sehr klug war. Als er eines Tages auf seinem Felde arbeitete, fand er einen goldenen Mörser, zeigte ihn seiner Tochter und sagte, er wolle ihn dem Könige bringen.

„Tue das nicht,“ sagte die Tochter, „denn der König wird dich sogleich fragen, wo die Keule zu dem Mörser sei.“

Der Bauer ließ sich dadurch nicht abhalten, ging zum König und wollte ihm den Mörser schenken. Aber der König fragte:

„Wo ist denn die Keule?“

„Hat mir meine Tochter doch gleich gesagt, daß Du danach fragen werdest!“ sagte der Bauer.

Als der König dieses hörte, erkundigte er sich nach der Tochter, und da er vernahm, daß sie sehr klug sei, sagte er, er möchte sie wohl sehen, aber auch erproben, ob sie wirklich so viel Verstand habe. Wenn sie zu ihm komme, weder zu Wagen, noch zu Pferde, noch zu Fuß; nicht bei Tag und nicht bei Nacht; nicht bekleidet und nicht nackt, dann habe sie sich als klug erwiesen und er wolle sie zur Frau nehmen.

Der Bauer kehrte nach Hause zurück und erzählte alles seiner Tochter.

„Nichts leichter als das!“ sagte sie.

Am andern Tage umgab sie sich bloß mit einem Netz, setzte sich auf einen Esel und ritt vor das Schloß des Königs.

Als der König sie schon von weitem kommen sah, umringt von einem Volkshaufen, ließ er sie schnell zu sich führen und sagte:

„Gut, Du bist nicht zu Wagen, nicht zu Pferde oder zu Fuß, auch nicht bekleidet oder nackt gekommen, aber es ist ja heller Tag!“

Sie aber erwiderte: Nicht doch, heute ist Mittwoch und der ist kein Tag wie die andern sechs Wochentage.

Als der König das hörte, mußte er sich wohl dazu verstehen, die Bauerstochter zu heiraten, denn sein einmal gegebenes Wort mußte er halten, nur verbot er ihr, sich jemals in Angelegenheiten seiner Regierung zu mischen.

Die junge Königin konnte es aber doch nicht unterlassen, ihre Klugheit in manchen zweifelhaften Fällen zu zeigen, namentlich wenn die Untertanen des Königs zu ihm kamen, damit er ihnen Recht spreche. Das brachte sie wohl bei dem Volke in guten Ruf, schadete ihr aber beim Könige. Dieser drohte ihr einst sogar, er werde sie verstoßen, wenn sie sich noch einmal in seine Angelegenheiten einmische.

Da ereignete es sich eines Tages, daß zwei Bauern auf dem Markte mit ihren Wagen hielten und mit einander in Streit gerieten. Der eine hatte ein Füllen mit, es ging aber zum Wagen des andern Bauern hinüber und dieser wollte es nicht wieder zurückgeben. Sie kamen vor den König und dieser sprach dem zweiten Bauern das Füllen zu. In seiner Not fiel dem Eigentümer die kluge Königin ein; er ging zu ihr und trug ihr die Sache vor. Die Königin riet ihm, er solle eine

Angel nehmen, sich damit auf seinen Wagen stellen und so tun, als ob er auf der Straße angele.

Der Bauer tat es; die halbe Stadt sah ihm zu und wunderte sich, was der Bauer da mache. Auch der König bemerkte den Anflauf, ließ den Bauer holen und fragte ihn, wie er auf trockenem Boden angeln könne. Dieser erwiderte, was ihm für diesen Fall schon die Königin gesagt hatte: wenn ein anderer ihm ohne Recht sein Füllen nehmen dürfe, dann könne er wohl auch auf der Straße Fische angeln.

Der König merkte gleich, daß die kluge Frau die Hand mit im Spiele habe, wurde sehr ergrimmt und befahl ihr, das Schloß sofort zu verlassen, doch dürfe sie mitnehmen, was ihr das Liebste wäre.

Am andern Morgen, als der König erwachte und nach seinem Kammerdiener rief, war er sehr erstaunt, sich in einer ärmlichen Bauernhütte zu finden und gar auf einem harten Strohlager. Neben diesem saß seine junge Frau, die Bauerstochter. Als er nun fragte, wie er dahin gekommen, erwiderte sie, daß sie ihm einen Schlaftrunk eingegeben und ihn in die Hütte ihres Vaters mitgenommen habe; denn er wäre ihr doch das Liebste.

Das rührte den König so, daß er sie wieder auf sein Schloß führte und bis an sein Ende liebte und hoch hielt.

Königsberg, den 4. März 1846.

Jedes Extrem in dem Kulturleben eines Volkes erzeugt aus sich selber das Entgegengesetzte; erst beide zusammen bewirken eine Blüte. So entstand aus dem wilden Ritterleben der Kreuzzüge der Minnedienst, und in Amerika hält die Bibel das Gegengewicht zu dem maßlosen Gelderwerbe.

*   *   *

Frau G. fragte mich heute, ob man wohl wisse, was oberhalb der Wolken sei. „Nein,“ erwiderte ich, „das weiß man nicht, da ist die Welt mit Brettern verschlagen.“

„Wo aber kommen all die Bretter her?“

„Das sind die Bretter, welche die Menschen vor dem Kopf haben.“

Königsberg, den 11. März 1846.

Wie ein großer, erhabener Geist nicht nur selber herrlich anzuschauen ist, sondern auch alles verschönt, was ihn umgibt, so verklärt auch der wunderbare Mond vor meinem Fenster das eigentümliche Landschaftsbild. Der Himmel, obwohl nicht wolkenleer, ist so durchsichtig, daß die Mondesstrahlen wie durch einen leichten Schleier herabfallen. Der Mond selbst, von einem matten, farbigen Bogen umgeben, erscheint in dieser Fassung wie ein leuchtender Opal. Der Pregel unten mit seinen dunklen Schiffen liegt ruhig und schweigend da wie ein Unterweltsstrom, der seinen Charon erwartet.

Ich komme soeben von einem Gange durch die Stadt zurück, die so ganz anders anzuschauen ist als bei Tage. Das alte Schloß und der doppeltürmige Dom ragten gespensterhaft in den mondhellen Nachthimmel. Ganz wunderbar war es, als der Mond, wie eine plötzlich aufflammende Leuchte, zwischen die beiden Türme trat.

Königsberg, den 12. März 1846.

Es ist das unsagbare Glück der Jugend, daß ihr der Gedanke, man könne auch einmal alt werden, garnicht kommt. An den Tod denkt sie wohl eher. Das aber ist ein Tod in der Schlacht, im Rausche, etwas Süßes und Wollüstiges; nicht jener schleichende Sensenmann, welcher einem freudlosen Alter ein inhaltsloses Nichts folgen läßt.

Königsberg, den 5. März 1846.

Unsere Hochhemia muß untergehen, erhält sie nicht mindestens vier bis sechs Füchse als Zuwachs. Gestern hatten wir unsere Antrittskneipe, zu der mehrere hoffnungsvolle Jünglinge geladen waren. Alles ging so vortrefflich, daß Weiß sagte: „Na, wenn die sich nicht sämtlich melden, so sind es — Esel."

Leider hat sich noch niemand gemeldet.

Es scheint, wir befinden uns in der Lage einer altgewordenen Schönen, von der keiner mehr etwas wissen will.

Wir hätten gern den etwas derben Kuhn unter uns, auch Lothar Weber, der aber einzutreten Anstand nimmt, weil er fürchtet, er müsse dann seine Individualität und Freiheit zu sehr beschränken.

Wolittnick, den 21. August 1846.

Ich machte vor einigen Tagen ein großartiges Gedicht auf Heine, dessen Tod aus dem Berner Oberlande gemeldet wurde. Nun kommt es heraus, Heine, der Dichter, ist gar nicht gestorben, sondern ein gleichnamiger Würzburger Professor. Ist das nicht eine Malice des Schicksals? Aber besser, ein schlechtes Gedicht gemacht, als daß der arme, kranke Mensch wirklich gestorben wäre.

Wolittnick, den 4. September 1846.

Meine Tragödie „Timoleon" ist fertig und hat selbst den Beifall der beiden konkurrierenden Dichter Weiß und Oldenberg gefunden. Aber ich traue dem Frieden nicht. Studenten loben ihre Gedichte stets. Sie sind wie eine auf Gegenseitigkeit gegründete Versicherungsgesellschaft.

Ich fürchte sehr, mein Timoleon wird einst ebenso vernichtet werden, wie manches andere Gedicht von mir. Aber es ist traurig, ein Kind, das man monatelang unter dem Herzen getragen hat, in ein Aschenhäufchen verwandelt zu sehen.

Man müßte dieses dann mindestens in einem Kolumbarium aufstellen.

Alle unsere Leistungen gleichen den untern Zweigen an einem Baum: sie sterben ab. So geht es nach der Reihe weiter und weiter, bis endlich auch die Spitze verdorrt. —

Weiß sagte: Das Schönste in Deinem Timoleon ist das Schlußwort der Mutter:

Ich will
Vergessen, daß ich einen Sohn noch hatte.

Wolittnick, den 4. September 1846.

In Alt-Passarge weigerten sich die Leute, eine Leiche wieder aufzugraben, weil — nach ihrer Ansicht — derjenige, welcher es tut, gelähmt wird.

* * *

Wie die Kinder beim Greifspiel abzählen:

Eene meene mesch,
Schettel dree veer fief on seß;
Eene meene mu,
Du ohle Sn,
On dat best du.

* * *

Wenn es bei Sonnenschein regnet, sagt man, der Wolf habe das Fieber.

Ob das mit dem Fenriswolf der Edda zusammenhängt?

* * *

Sehr schön ist die litauische Sage von den Sternschnuppen.

Jeder Mensch hat am Himmel einen Stern, soll er sterben, so schneidet die Werpeja („Spinnerin") seinen Faden durch und der Stern fällt hinab.

Wie unpoetisch ist dagegen unser: der Stern schneuzt sich.

Mein Vater brachte einmal einen eigentümlichen Schleim, wie von einer Pflanze, von der Wiese „Schelwang" mit und

sagte, der rühre, nach der Meinung des Volkes, von einer Sternschnuppe her.

Wolittnick, den 6. September 1846.

Vor einiger Zeit ereignete sich in Balga, welches mit seiner alten Ordensburg die ganze Gegend am Haff, geradeüber von Pillau, beherrscht, folgende eigentümliche Geschichte.

Es wohnen dort und in dem nahen Kahlholz Schiffskapitäne, teils solche, die sich zur Ruhe gesetzt haben, teils noch tätige, welche den Verkehr auf dem Haff mit ihrer Jacht vermitteln, gelegentlich auch wohl über See nach Danzig fahren. Man erkennt ihr Häuschen überall leicht an dem großen Flaggenstock vor diesem. An Festtagen weht dann von seiner Spitze die Flagge ihres Schiffes oder die schwarz-weiße preußische. Es sind das alles höchst tüchtige, wettergebräunte Männer, welche, wie es in der Bretagne heißt, auf der See beten gelernt haben.

Zu diesen Kapitänen gehörte auch der mit meinem Vater befreundete Fierke in Balga, welcher mit seinen beiden, nicht weniger tüchtigen Söhnen im Sommer durch das Tief auf die See und nach Danzig fuhr, nicht ohne Wagnis, da seine Jacht einer unruhigen See nicht gewachsen war. Doch belud er diese stets mit Holz, so daß das Schiff in allen Fällen schwimmend erhalten wurde.

Eine Fahrt dieser Art sollte ihm aber schließlich verhängnisvoll werden, da auf der Reede von Hela ein Sturm losbrach, welcher seine beiden Söhne beim Bergen des Schiffes in die See warf. Hilfe war unmöglich. Sie ertranken beide.

Der unglückliche Vater mußte allein nach Balga zurückkehren und seiner Frau die erschütternde Nachricht überbringen.

Nun geht längs der ganzen pommerschen Küste, an der Danziger Bucht vorüber, ein weit von Westen kommender Strom, der sich an der ostpreußischen Küste fortsetzt und selbst noch in

Rußland erkennbar ist. Er schwemmt oft Gegenstände an, die schon viele Meilen westlich in die See geraten sind.

So ereignete es sich denn auch, daß die Leiche des einen Sohnes sehr bald bei Pillau landete. Nach Balga gebracht — denn der brave Seemann war den Leuten wohlbekannt — wurde ihm ein Grab auf dem dortigen Kirchhof gegraben; bevor er aber beerdigt wurde, überließ sich die Mutter dem heftigsten Schmerz, warf sich über die Leiche und rief nur immer: Wilhelm, wo ist Dein Bruder? Bringe mir Deinen Bruder her!

Man suchte sie vergebens von der Leiche zu entfernen, ihr Schmerz kannte keine Grenze.

Nun fuhr am Morgen des Begräbnistages ein Fischer aus Balga mit seiner Frau auf das Haff, um die am Abend vorher ausgeworfenen Netze einzuziehen. Plötzlich geriet die Frau in große Aufregung und bat ihren Mann wiederholt, sogleich umzukehren. Als dieser sich weigerte und sie sogar mit Schlägen bedrohte, wegen ihrer Torheit, sagte sie weinend, auf dem hohen Ufer, dort, wo ein ungeheurer Mauerblock noch von der alten Befestigung übriggeblieben, stehe eine weiße Figur und zeige nur immer hinab in die Tiefe.

Der Fischer erblickte nichts, aber, wie es bei solchen Leuten oft der Fall, er fing selber an, sich zu fürchten und kehrte mit seinem Boot zurück zu der Stelle, auf welche die nun verschwundene Figur angeblich gewiesen hatte.

Hier fanden sie, zu ihrem Erstaunen, die Leiche des zweiten Sohnes im Wasser liegen.

Der große Seestrom hatte sie von Hela nach Pillau geschwemmt und von dort war sie durch das Tief, von einem Haffstrom getragen, dicht bei Balga gelandet.

Nun wurden beide Brüder in dem einen Grab beerdigt.

Wolittnick, den 5. September 1846.

Es vergeht selten ein Tag, an dem ich nicht ein Gedicht mache. Ihren Inhalt bilden weniger mein eigenes Leiden, Zweifeln und Empfinden, als verschiedene Beobachtungen, Erscheinungen und Szenen, die ich auf meiner Reise durch Deutschland, Österreich und Frankreich im Sommer 1845 erlebt habe. Es sind in Wahrheit Goethesche „Gelegenheitsgedichte". Bald besuche ich das „Blutgericht" in Königsberg, bald das schlesische Gebirge, bald das Rathaus in Regensburg. Ich sympathisiere mit den kritisierenden Böhmen in Adersbach, sende eine starke Mahnung an die „Austria" und begrüße den Rhein bei Straßburg. Natürlich fehlen verschiedene Alpenbilder nicht. Auch den Untergang des Christentums durch das Gold (die ausgestreuten „Drachenzähne") des Judentums prophezeie ich kühn. Der vergangene Sommer, namentlich der Aufenthalt in Finken an der Ostsee, erzeugte eine Flut von Seegedichten, die meisten von geringem Wert.

Ein letztes Gedicht heißt: „Troer und Griechen." Die Veranlassung dazu gaben mir die Kinder, welche aus der Schule in Wangnieskeim kamen nnd sich, in zwei Parteien aufstellend, nicht bloß mit materiellen Waffen bekämpften, sondern auch durch unmäßiges Schreien und Heulen in die Flucht zu jagen bemühten. Die zuschauenden Troerinnen saßen auf den Zaune, der den kleinen Schnlgarten umgibt. Ich war ihr Homer.

Es ist doch richtig: es kommt beim Dichten nicht so sehr auf den Gegenstand an, als darauf, was wir daraus macheu. Der Dichter muß ihn mit seiner Seele erfüllen; sonst ist es nichts als tönendes Erz und klingende Schelle.

Und nun gar in der Musik! Wir brauchen nur ein paar Takte zu hören, um zu wissen, daß das ein Stück von Beethoven ist.

Die Individualität ist eben alles. Ihren Gegensatz bildet das Konventionelle. Jene erwärmt, dieses läßt kalt.

Wolittnick, den 8. September 1846.

Heinrich Steffen, der aus Thorn nach Bladiau zum Besuch gekommen, erzählte uns folgende Geschichte.

Es war in der ersten Zeit meines Dienstes als Gendarm in Thorn, als ein sehr gefürchteter Dieb und Einbrecher, der aus der Strafanstalt Graudenz entflohen war, dort sein Wesen trieb. Er hieß Psolla, was auf deutsch Biene bedeutet. Ich weiß nicht, ob dieses sein Familienname war oder ob er von seinen Taten herrührte, er zeigte sich aber dessen durchaus würdig, denn er flog ebenso, wie eine Biene, zu den schönsten Blumen, zu den Wohnstätten der Gutsbesitzer rings, und trug, wo er konnte, zwar nicht Honig davon, aber verschiedene andere brauchbare und herzerfreuende Dinge. Vergebens hatten seit Monaten alle Gendarmen des Thorner Kreises ihn zu erspähen versucht und waren seinen Spuren, das heißt seinen Einbrüchen, gefolgt: entweder fand ihn niemand oder er wußte sich durch die Flucht allen Nachstellungen zu entziehen.

So standen die Sachen, als auch ich nach Thorn versetzt wurde. Ich ritt gewöhnlich mit einem Wachtmeister aus, der mich auf meine Dienstpflichten aufmerksam machte und mir manche geheime Fußsteige, die auf den Karten nicht eingezeichnet sind, zeigen sollte.

Auf einer dieser lehrreichen Streifereien kamen wir eines Tages in die Nähe von Psollas Haus, welches jetzt zwar nur seine Frau bewohnte, von der es aber bekannt war, daß sie ihren Mann oft darin beherberge.

„Ich vermute, daß Psolla heute gerade zu Hause ist,“ sagte der Wachtmeister, „ich werde mich auf diesen Berg

schleichen und aufpassen, ob jemand aus dem Hause kommt. Sie reiten um den Berg herum und, sobald Sie vom Hause aus gesehen werden können, im Galopp an dasselbe heran."

Damit entfernte er sich auf den Berg, während ich, wie mir aufgetragen, an das Haus heranritt. Es war dieses, wie alle in jener polnischen Gegend, eine niedrige, strohgedeckte und schmutzige Kate, mit so kleinen Fenstern, daß ein Mensch sich nur mit Mühe hindurchzwängen konnte, und mit so niedrigen Türen, daß man nur gebückt hinein gelangte.

Man wird gleich sehen, warum ich so Unbedeutendes erwähne.

Niemand rührte sich bei meiner Ankunft. Nur ein schmutziger und zerlumpter Bube stand an der Ecke des Hauses und erwiderte auf meine Frage, ob Psolla zu Hause sei, daß er es nicht wisse.

Ich befahl ihm, sich nicht von der Stelle zu rühren und drohte ihm die Hirnschale einzuschlagen, wenn er rufe oder ins Haus laufe. Mein Pferd band ich an einen nahen Zaun.

Ich trat leise durch die Haustür, ging in die Stube zur Rechten und in die zur Linken, fand aber niemand darin. Beide waren so niedrig, daß ich mit dem Tschako auf dem Kopf nur gebückt gehen konnte. Schon glaubte ich, die „Bieue" wäre ausgeflogen, als ich neben der Stube links zwei Stimmen vernahm, von denen die eine offenbar die eines Mannes war.

Nun schlich ich wieder hinaus und um das Haus herum, mich vor den Fenstern immer bückend und halb kriechend, um durch die Hintertüre in jene Nebenstube zu gelangen, in welcher sich die sprechenden Personen befanden.

Ich trat rasch ein.

In der kleinen, engen Stube war nur ein Fenster, vor diesem stand ein Tisch und daneben ein Stuhl. Auf demselben saß ein Mann in mittleren Jahren mit braunem, sonnen-

verbranntem Gesicht, schwarzem Haar und großem Bart. Neben ihm stand ein Weib, beide Arme auf den Tisch gestützt, ein riesenhaftes Weib, wie ich noch niemals eins gesehen hatte. Beide waren in einer Unterhaltung begriffen, in der ich sie mit den Worten störte:

„Guten Morgen, Psolla! Wie gehts? Da finden wir Dich ja auch einmal zu Hause!"

Ich sprach diese Worte auf gut Glück hin, denn ich kannte weder Psolla, noch hatte ich je eine Beschreibung von ihm gehört.

Daß er es aber wirklich war, erkannte ich augenblicklich, denn er wurde totenbleich und sank wie vernichtet in seinen Stuhl. Nicht so sein Weib. Sie richtete sich entschlossen auf und eilte mit ausgebreiteten Armen auf mich zu, um mich abzuwehren und ihrem Manne Zeit zur Flucht durch das kleine Fenster zu verschaffen. Ich schleuderte sie mit einem starken Schlag auf den Kopf zu Boden, stürzte auf Psolla zu, der das Fenster schon aufgestoßen hatte und sich hindurchzwängen wollte, und ergriff ihn beim Halstuche, um ihn zurückzuziehen. Dadurch halb erwürgt, ließ er kraftlos die Arme sinken.

„Aha, Patron, Du sollst mir nicht mehr entwischen! Folge mir sogleich!"

Ich riß ihn an die Türe. Diese war aber so niedrig, daß ich ihn nicht hinauszuzerren vermochte, zumal er sich mit allen Kräften gegen die Wand stemmte. In diesem Augenblick löste sich auch das Halstuch. Er riß sich los. Nun entstand ein fürchterlicher Kampf. Ich verfolgte den Fliehenden, ergriff ihn mehrmals und suchte ihn durch die Türe zu ziehen. Immer vergebens. Was mich dabei am meisten hinderte, war der Umstand, daß ich in der niedrigen Stube mich nicht frei bewegen konnte, indem mir der Kopf durch den an die Decke stoßenden Tschako fortwährend nach hinten gerissen wurde. Psolla, ein

riesengroßer Mensch, war weit freier in seinen Bewegungen, dafür aber entschieden feig, auch mochte er bald die Nutzlosigkeit seines Widerstandes erkennen.

Da stand aber plötzlich das Weib auf. Aus der Betäubung erwachend, sprang sie auf, eilte auf mich zu und faßte mich vom Rücken. Auch Psolla fühlte neuen Mut. Das Weib umschloß mich mit ihren Riesenarmen und suchte mich zu Boden zu reißen. Erst nach vielen Anstrengungen gelang es mir, mich von ihr zu befreien und sie zur Erde zu schleudern. Sie entfloh heulend, während ich mit Psolla einen neuen Kampf begann, kehrte aber nach kurzer Zeit zurück.

Als sie hereintrat, hörten wir beide, wie verabredet, vom Ringen auf, denn das hatte nun wohl schon eine Viertelstunde gedauert und der Schweiß rann mir in Strömen herab.

„Du," rief sie ihm auf polnisch zu, was ich damals schon etwas verstand, „Du, er ist ganz allein!"

„Nein, sieh Dich nur um," antwortete Psolla, „ob nicht noch mehr draußen sind, einer allein kommt nicht nach mir!"

„Es ist keiner mehr da, ich schwöre es Dir zu; ich bin um das ganze Haus gelaufen; unser Junge sagt auch, es ist nur dieser eine gekommen!"

„Was Du sagst!"

„Fasse ihn von vorn, Mann, ich von hinten, wir wollen ihn kalt machen."

„Ha, Ihr Bestien," rief ich aus, „kommt nur her!" Dabei zog ich meinen Säbel. Während mich aber Psolla scheinbar von vorn angriff, nahte sich mir das Weib mit einer schnellen Bewegung vom Rücken her und umschlang mit ihren stählernen Armen die meinen. Nur mit der äußersten Anstrengung gelang es mir, den rechten frei zu machen, ich faßte meinen Säbel fester und stach blindlings nach hinten.

„Jesus Maria," rief das Weib und sank in die Kniee.

Was ich getan, gebot meine Dienstpflicht, auch die Notwehr.

„Kommts Blut?" fragte Psolla.

Das Weib schien sich zu erholen und schrie: „Nein, nein!" Sie stand auf und lief hinaus. Schon glaubte ich sie los zu sein, sie, meinen gefährlichsten Gegner. Denn Psolla war mutlos geworden und ließ sich fortschleppen. Aber meine Kräfte begannen zu schwinden. — — Da erschien das Weib nochmals in der Türe, mit einer Holzaxt bewaffnet und sie hoch schwingend.

Psolla faßte mich wieder. Das Weib schrie wie rasend:

„Lassen Sie meinen Mann nicht los und gehen Sie nicht sogleich, so spalte ich Ihnen den Kopf!"

Ich wehrte beide nur noch schwer mit meinem Säbel von mir ab, denn ich war todmüde und der Kampf hatte nun wohl schon eine halbe Stunde gedauert. Vergebens wartete ich auf den Wachtmeister, dem mein langes Bleiben doch auffallen mußte: er kam nicht. Da sagte ich:

„Gut denn, ich gehe, aber weißt Du, Psolla, wir sehen uns schon wieder!"

Ich ging nach der Türe, das Weib folgte mir mit ausgebreiteten Armen, in der rechten Hand hoch die Axt, während Psolla sich durch das Fenster drängte.

Draußen belebte mich wieder etwas die frische Luft. Ich lief zu meinem Pferde, riß aus der Satteltasche eine geladene Pistole. Damit bewaffnet, verfolgte ich Psolla mehrere Male rings um das Haus. Es gelang mir nicht, ihn zu fangen, und totschießen durfte ich ihn nicht. Schon wollte ich das unnütze Vorhaben aufgeben, da erschien endlich der Wachtmeister. Auch mit diesem hatte die Verfolgung Psollas keinen Erfolg: er entfloh. Wenigstens schoß ich ihm meine Pistole nach. Die Kugel schlug hinter seinen Hacken in den Sand, so daß dieser ihm

bis an den Kopf spritzte. In diesem Augenblick stürzte er einen Abhang hinunter und war verschwunden. Das Weib aber, als sie ihn fallen sah, schrie: „Jesus Maria, er hat ihn erschossen!“

Ich verfolgte ihn noch ein Stück, jedoch vergebens, er verschwand im Dickicht des nahen Waldes.

* * *

Drei Monate später, wir hatten soeben eine neue Kopfbedeckung erhalten, ritt ich mit noch einigen Gendarmen durch einen Wald. In einiger Entfernung erblickten wir links am Wege einen Mann, den ich sehr bald als Psolla erkannte. Er blieb ruhig stehen, denn er hielt uns wahrscheinlich für russische Überläufer; unsere neuen Helme hatte er noch nicht gesehen. Plötzlich erkannte er uns und stürzte in den Wald. Wir ihm nach. Eingeholt, stellte er sich hinter einen Baum und wehrte uns auch jetzt noch ab, indem er den Pferden mit einem Knüttel auf die Nase schlug. Indem wir aber alle zu gleicher Zeit auf ihn losritten, gelang es uns, ihn zu fangen.

Er wurde mit geschlossenen Händen nach Thorn geführt.

Von Psollas Weibe verlautete nichts weiter. Es hieß, sie habe sich mit ihrem Jungen über die Grenze nach dem russischen Polen begeben.

Tagebuchblätter.

1846. 1847.

Berlin, den 6. Oktober 1846.

Unser Abschied fiel mir doch schwer aufs Herz. Dazu die Vorstellung, dreimal vierundzwanzig Stunden in einem verschlossenen, nicht zu durchbrechenden Kasten transportiert zu werden, wie wilde Tiere. Aber es ging doch in die weite Welt. Wäre ich mit Freunden gefahren, so hätte das Weh des Abschiedes sich wohl noch längere Zeit fühlbar gemacht; unter lauter Fremden erkaltet bald der Schmerz.

In Dirschau stieg eine Dame in den Wagen, die wir die Stumme nannten, weil sie auf vierzig Meilen Fahrt nicht ein einziges Wort sprach. Eine neuangekommene Dame hielt sie wirklich für stumm; ich setzte ihr jedoch auseinander, es sei eine Schauspielerin, welche sich im Postwagen die für eine Frau schwierige Rolle der Stummen von Portici einstudiere. Und nun unser Erstaunen, als sie auf der letzten Station plötzlich im fließendsten Deutsch sagte: „Ich muß hier noch zu Mittag speisen, da der Postwagen erst um acht Uhr abgeht.“ Das Baud ihrer Zunge war mit einem Male gelöst.

Die ganze Fahrt war so uninteressant und die Natur so öde wie unsere übrige Reisegesellschaft. In Westpreußen befindet sich die Landwirtschaft noch in einem höchst dürftigen Zustande; ich bemerkte hinter dem Pfluge Jungen von kaum zwölf Jahren, ja kleine Mädchen. Kein Wunder, wenn sie nur drei bis vier Zoll tief pflügten. In Konitz waren die Nacht vorher sechsunddreißig Häuser abgebrannt, die meist armen Leuten gehörten.

Erfreulicher waren zwischen Stargard und Czersk die berühmten Überrieselungen der westpreußischen Heiden. Weite Strecken, auf denen früher nichts zu sehen als Sand, Kiefern und Heidekraut, sind seit einigen Jahren in die schönsten Wiesen umgewandelt. Die dürftigen Wälder sind verschwunden, Sandberge eingeebnet und der fliegende Sand ist durch den Zauberer Wasser gebändigt, das in zahllosen Kanälen, Gräben und Rinnen aus der Brahe über die Rieselfläche geleitet wird. Nicht lange, so bedeckt sich der Sand mit Schlamm und es entwickelt sich eine Wiesenkultur, welche die ganze, sonst so arme Landschaft mit Heu versorgt. Schon sind vierundzwanzigtausend Morgen eingeebnet, wovon aber erst etwa der vierte Teil Heu trägt.

Von Berlin, wo mich die Polizei wegen der Paßformalitäten wieder ein paar Stunden von Pontius zu Pilatus schickte, schweige ich dieses Mal, ich gedenke nur des neuen pensylvanischen Gefängnisses, das mit seinen starren Mauern und zahllosen kleinen Fenstern einen wahrhaft grauenhaften Eindruck auf mich gemacht hat. Von dem mittleren, runden Gebäude laufen strahlenförmig vier oder, wenn ich mich nicht irre, sechs Flügel aus, deren Korridore sämtlich in dieses Hauptgebäude münden. Von hier aus kann eine einzige Wache gleichsam alle zweitausend Gefangenenzellen überschauen. Diese Zellen, jede zehn Fuß lang und sechs Fuß breit, befinden sich zu beiden

Seiten des Korridors. Das darin vorhandene, etwa einen Quadratfuß große Fenster ist so hoch angebracht, daß der Gefangene nicht hindurchsehen kann, auch mit wellenförmigem Glase versehen, so daß Himmel und Wolken gebrochen erscheinen. In jede Zelle kommt nur ein Gefangener. Flucht ist so gut wie unmöglich, denn der ganze ungeheure Bau ist mit einer Mauer umgeben, von deren in kurzer Entfernung angebrachten Wachttürmen die Gefangenen nochmals bewacht werden.

Nun habe ich zwar schon früher ein paar Gedichte von Kerkermauern und Gefangenen, zum Beispiel in Regensburg, geschrieben, aber vor diesem Berliner Gefängnis würde meine Phantasie erlahmen. —

Die „Nachtwandlerin" Amina stellt man auf allen Theatern als eine höchst sentimentale Liebhaberin dar; die Viardot-Garcia machte aus ihr in der „Königsstadt" ein sehr munteres Landmädchen, das ihre Umgebung mit allerlei Mätzchen unterhält. Welche Auffassung richtig sei, mögen Sachverständige entscheiden, die Bellinische Musik unterstützt wohl mehr jene erstere. Freilich liegt in einem großen Talent, wie es die Viardot-Garcia ist, stets etwas so Überzeugendes, daß jeder Widerspruch verstummt.

Heidelberg, den 14. Oktober 1846.

Wir fuhren von Berlin über Leipzig nach Reichenbach und mußten hier mehrere Stunden auf den Abgang der Post warten, da die große Göltzschtalbrücke noch nicht fertig ist. Dafür hatten wir die Genugtuung im Gasthofe von einem edlen Sachsen für „spanische Tänzer" gehalten zu werden.

Leider haben wir es so weit noch nicht gebracht.

Von unserer Fahrt nach Bamberg, Erlangen und Nürnberg schreibe ich ein andermal. Es war im wesentlichen eine sogenannte Bierreise. Disselbach aber hatte sich des Guten zu

viel getan; er mußte bei der Nachtfahrt nach Heilbronn wiederholt aussteigen (wenn es einen Berg hinanging), hätte aber (als es einmal hinabging) den Postwagen beinahe nicht mehr eingeholt.

Über Weinsberg gelangten wir endlich wohlbehalten nach Heidelberg.

Hier wohne ich in der Obern Badgasse, Nummer 182c.

Heidelberg, den 18. Oktober 1846.

Heute ist der Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, aber heute ist auch Sonntag, und „heute sind gar so fröhlich Mutter und Kind", wie es in Wolittnick hieß. Von allen Türmen läuten die Glocken und rufen die Andächtigen in die dumpfen Bethäuser, fälschlich Gotteshäuser genannt. Mich rufen sie nicht dahin. Ich schaue lieber zu meinen beiden hohen Fenstern hinaus in einen kleinen, aber freundlichen Garten, der sich hinter einem Weinspalier verbirgt, gleichsam sich schämend vor meinem kühnen Blick, wie manches Mädchen, welches ihr Fenster züchtig verhängt. Doch bleibt wohl überall eine kleine Öffnung für zudringliche Augen. Und so erblicke ich denn auch durch die frischen, grünen Weinblätter die verborgenen Reize des holden Gärtchens, seine Georginen und die noch immer freudig blühenden Rosen. Doch bleibt mein flüchtiges Auge hier nicht haften. Erhebe ich es ein wenig, so erblicke ich die schönen, herrlichen Waldberge und etwas weiter links steigen die alten, riesigen Mauern, Türme und Ruinen des alten Schlosses auf, dieses unaussprechlich schönen Schlosses. Täglich gehe ich hinauf und suche mir ein schattiges, heimliches Plätzchen aus, schaue hinunter auf das heitere Heidelberg, den frisch dahineilenden Neckar, den Heiligenberg und die unabsehbare Rheinebene, welche erst ganz fern wieder von dem blauen Hardtgebirge begrenzt wird.

Schön ist es hier am Morgen, wenn die Herbstnebel sich auf die erwachende Erde senken und die aufsteigende Sonne die Spitzen der Berge vergoldet, schön auch, wenn sie ihr Lebewohl den geliebten Höhen zulächelt und dann, wie mit Gewalt, sich losreißt von dem zaubrischen Anblick. Schön ist es hier am dunklen Abend, wenn man vom Schloß in das Lichtermeer der Stadt hinabschaut, die nun wie eine der Höllenkammern Dantes erscheint, während die finstern Berge wie gewaltige Riesenburgen in den sternhellen Nachthimmel aufragen.

Noch habe ich dieses Bild nicht bei Mondbeleuchtung gesehen, wenn der Mond wie ein Geisterauge durch die Fensteröffnungen und Luken der Schloßruine blickt, und die steinernen Gestalten in den Nischen der Wände aufleben oder die Gewölbe des gesprengten Turmes ihre Geheimnisse offenbaren.

Herrlich ist auch der Lustgarten, welcher das Schloß umgibt. Noch sind alle seine Bäume grün wie im Juni, und nur hie und da erinnern uns abgefallene Blätter daran, daß wir uns dem Herbst nähern. Nähern, denn bis zum wahren, blattlosen Herbst hat es wohl noch lange Zeit.

* * *

Ein Sonnenstrahl, der mir aufs Papier fiel, machte den vorstehenden Zeilen ein Ende. Also hinaus! Diesmal galt mein Gang dem Heiligenberg auf der nördlichen Seite des Neckars. In einer halben Stunde wähnte ich den etwa tausendfünfhundert Fuß hohen Berg ersteigen zu können, es dauerte aber fast die doppelte Zeit. Ich verirrte mich wiederholt, mußte bald zurückgehen, bald steinige, enge Wege einschlagen und fand mich endlich oben durch eine herrliche Aussicht belohnt. Die Steintrümmer und Ruinen mögen einer Burg oder einem Kloster angehört haben, sie sind alle mit einem Efeuteppich überzogen, und die einzelnen Ranken haben sich so fest an die

Trümmer angeklammert, daß es Mühe kostet, sie abzureißen. Fromm, wie ein Gebet, klang von unten herauf das Geläute von vier Ortschaften. Man hört hier überhaupt den ganzen Tag die Glocken läuten.

Nun stieg ich wieder hinab, doch nicht den Weg, welchen ich gekommen, sondern auf der entgegengesetzten Seite des Berges, zwischen Weinbergen und durch dunkle Kastanienwälder, und verirrte mich auch hier, so daß ich erst spät zum Mittagsessen nach Heidelberg gelangte.

* * *

Aber noch nicht der Wunder genug an diesem einen Tage!

Während ich mit Disselbach bei anhaltendem Regen in einem Kaffeehause sitze und mich an den „Fliegenden Blättern" mit Eisele und Beisele ergötze, taucht plötzlich die dem Untergange zueilende Sonne den ganzen Himmel und die Erde in das eigentümliche goldgelbe Licht, welches so oft durch den Gegensatz von Regenwolken und Sonne entsteht. Im Osten strahlte ein ungeheurer Regenbogen. Also rasch auf das Schloß, dessen rote Mauern förmlich brannten, während die grünen Bäume ein seltsam goldgelbes, herbstliches Aussehen erhielten. Immer heller flammte der Regenbogen im Osten.

Mit der untergehenden Sonne verschwand dann diese ganze Herrlichkeit.

Ja, das Leben ist doch schön!

Heidelberg, den 20. Oktober 1846.

Auch die ökonomische Seite meines Lebens ist wohl interessant genug, um mich zu folgenden Mitteilungen zu begeistern.

Ich zahle für zwei Zimmer in der Obern Badgasse pro Semester dreißig Gulden (à 1,75 Mark). In der großen, zweifenstrigen Stube nach Süden gibt es schöne Gardinen, ein

Sofa, eine Kommode, ein Schreibepult, einen Tisch mit Decke, drei Stühle, einen Spiegel und einen eisernen Ofen. Die Wände sind tapeziert, an der Türe befindet sich eine Klingel, für den Fall, daß ich eine meiner Vermieterinnen heraufbemühen will. Es sind dieses zwei ältere Damen aus einem benachbarten badischen Städtchen, woselbst ihr Bruder Arzt ist, und sie nähren sich recht und schlecht durch Vermieten von Wohnungen an Studenten. Die eine — „Gretche" — singt zur Gitarre Schillersche Gedichte, doch mit bezaubernder pfälzischer Aussprache.

Die sehr einfache, fast finstere Schlafstube liegt der Wohnstube gegenüber, hat ein gutes Bett, einen Kleiderschrank, einen Waschtisch, zwei Stühle und einen Nachttisch. Ein Ofen fehlt. Daß sie gemütlich sei, wage ich nicht zu behaupten. Ein geheimnisvoller Wichsier kommt jeden Morgen und reinigt meine Sachen für einen Gulden den Monat.

Meine Lebensweise ist sehr einfach. Morgens kalte Milch und ein Kreuzerbrötchen, mittags eine reichliche Mahlzeit bei einer Witwe nebst Tochter, die oft mit Grauen von unserem Appetit Notiz nehmen; am Abend selbstbereiteter Tee oder Gang in eine Bierhalle, wohin man aus einer Handlung, die nie leer von Studenten wird, etwas „Geräuchertes" mitbringt.

Meinem Luxusbedürfnis dient ein tafelförmiges Klavier, das monatlich drei Gulden Miete kostet. Wegen meiner bösen Augen ziehe ich es vor, abends, statt zu studieren, zu spielen. Der Vermieter ist ein alter Sünder, der die greulichsten Geschichten vom Karlsruher Hofe, das heißt aus älterer Zeit, erzählt.

*   *   *

Das Studentenleben gefällt mir hier gut; es herrscht ein offenes Benehmen ohne Grobheit, Freiheit ohne Frechheit und Feinheit ohne Geziertheit. An Königsberg mag ich nur ungern

denken. Doch sagt mir das viele Rauchen auf der Straße nicht zu. Schon Zigarren wären kaum anständig, wie viel weniger lange und kurze Pfeifen, ohne die man bei hellem Tage selten einen Studenten trifft. Selbst im Kolleg wird während des akademischen Viertels geraucht, heimlich wohl auch während des Vortrages. Bevor der Professor eintritt, nimmt auch niemand seine Mütze ab. Das alles befremdet mich.

Über die Zahl der Zuhörer muß man staunen, wenn man soeben aus Königsberg kommt. In den Pandekten bei Vangerow sind gegen dreihundert Studenten anwesend, darunter viele Engländer, Amerikaner, Serben und andere. Sein Kolleg zu „schwänzen" ist ungewöhnlich. Freilich kostet es ja auch achtzehn Taler und ist überdies ebenso interessant wie lehrreich. Vangerow soll jährlich bloß an Kollegiengeldern zwölftausend Taler einnehmen.

Wie da wohl einem Königsberger Professor mit seinen fünfzehn Zuhörern zumute sein möchte!

Bei Mittermaier, einem herrlichen Greise, „höre" ich Kriminalprozeß, bei Zöpfl (elegant und eitel) deutsche Rechtsgeschichte; andere Kollegien bei Rau, Schlosser und Gervinus, so daß ich täglich sieben Stunden zu hören habe.

Kam ich zu den einzelnen Professoren, um ein Kolleg zu belegen, so wunderten sie sich stets, weshalb ich aus Königsberg bis nach Heidelberg käme. Der Name hat hier auch politisch einen bezaubernden Klang; denn auf die Politik ist hier alles zugeschnitten. Große Schwierigkeit machte allen mein Name, so daß ich ihn erst selber schreiben oder buchstabieren mußte. Auch auf den Postscheinen las ich bald Passarie, bald Bassarge („Bassarie") oder gar Passario. Einer erwies mir die zweifelhafte Ehre, meinen Namen französisch auszusprechen.

Heidelberg, den 24. Oktober 1846.

Rau und Zöpfl vermögen mich nicht zu fesseln; solange gutes Wetter, gedenke ich zu „schwänzen". Disselbach freilich versäumt keinen Vortrag. Er sagt: „Es ist zwar langweilig bei Rau, allein man hat doch dafür auch ein ordentliches Heft." Seltsame Leute, diese philiströsen Heftmenschen!

Gestern begann Gervinus seine Vorträge über Politik bei so ungeheurem Andrange, daß wohl noch zweihundert Studenten vor der offenen Türe standen und so rücksichtslos drängten, daß man zu ersticken glaubte. Darauf Auszug in den großen Pandektensaal, wo kein geringeres Gedränge herrschte, so daß Gervinus sich nur mit Mühe und Not zum Katheder hindurchzwängen konnte. Er sprach mit seiner sehr schwachen Stimme zuvörderst von der historischen Entwicklung der politischen Anschauungen im Altertum, wußte aber zugleich durch politische Seitenblicke und Seitenhiebe auf diverse Regierungen den Vortrag zu beleben. Solche „Drucker" werden hier stets erwartet.

Recht gespannt bin ich auf Schlosser, der am Montag seine Vorlesung über die französische Revolution beginnt, aber einen schlechten Vortrag haben soll.

Sonderbar, daß so viele vortrefflich schreibende Professoren so schlechte Redner sind. Kein Dozent sollte zugelassen werden, bevor er nicht einen Kursus bei einem Rhetor oder Schauspieler durchgemacht hätte.

„Der Vortrag macht des Redners Glück!"

Heidelberg, den 11. November 1846.

Noch immer wandre ich, bald auf den Königstuhl, bald zu dem „Gesprengten Turm", an dessen Fuß Mathisson seine berühmte Elegie in den Trümmern einer Burg dichtete, bald in

den „Stückgarten" mit dem freistehenden „Elisentor", dessen Säulen durch efeuumwundene Baumstämme gebildet werden, alles massiv aus dem roten Sandstein herausgearbeitet. Es ist kein sehr festes Material für Bauten, aber ganz Heidelberg ist daraus errichtet, alle Berge bestehen daraus, und so erscheint hier auch alles Menschenwerk wie aus dem mütterlichen Felsboden herausgewachsen.

An jenem Tor hat der Baumeister den im Garten überall die Bäume umschlingenden Efeu nachgebildet; jetzt umrankt der lebende Efeu nicht bloß die Bäume, sondern auch die Trümmer und die Säulen und saugt sich daran fest, so daß Menschenwerk und Natur nur noch ein Ganzes bilden. Es liegt etwas Wunderbares in diesem dunklen Efeu, dieser immergrünen Elegie der Zeit, welcher von allen gesprengten Mauern und Türmen wie ein Samtteppich herniederwallt, als wolle er das nackte, zerfallende Gestein vor dem schädlichen Einfluß des Wetters und der Stürme schützen. Ach, er sieht nicht, daß, während er die Mauern zu schützen wähnt, er sie mit seinen eigenen Wurzeln und sich anklammernden Fasern zerwühlt und dadurch gerade zerstört.

Welche Melancholie weht uns entgegen aus dieser Trümmerwelt mit ihrem stets grünen, im Winde nickenden Efeu. Wenn er durch seine Blätter rauscht, ists immer, als flüsterte er: höre auf zu hoffen, armer Sterblicher; Hoffnung ist ein Wahn der Toren! Alles sinkt in Trümmer, — nur die Zerstörung ist ewig!

Höre ich ihn so leise flüstern, in der Sprache, die ein Uneingeweihter, vom Schmerz des Lebens nicht Berührter, nimmer versteht, so ist es mir, als ob mir eine Hoffnung nach der andern, wie zarte, junge Knospen, abgeknickt würde. Aber trete ich hinaus wieder in den freundlichen Garten, blicke ich

in die weite, blaue, sehnsüchtige Ferne, dann blühen meine Knospen wieder auf und ich spreche: du vergaßest, dunkler Efeu, nicht bloß die Zerstörung ist ewig, sondern auch das Werden!

* * *

An Schillers Geburtstag war ich mit Disselbach und Türcke nach Mannheim gefahren, um Laubes Karlsschüler zu sehen. Das Drama ist mehr gearbeitet als gedichtet, aber der Geist der „Räuber“ findet darin einen Ausdruck, und es fehlt nicht an wirkungsreichen Schlagworten. Wer sie verdammt, mag sich daran erinnern, daß Äschylus seine „Perser“ unmittelbar nach dem griechischen Freiheitskriege dichtete. Alles, was stark auf die Gegenwart wirkt, hat seine Berechtigung, was man dagegen auch vom rein künstlerischen Standpunkte einwenden mag. Denn der Lebende hat Recht.

Heidelberg, den 20. November 1846.

Vor wenigen Tagen besuchte ich abends spät bei Vollmond die Ruinen des Schlosses, welche in solcher Beleuchtung vielleicht am schönsten sind. Aber es lag eine ganz fürchterliche, erdrückende Trauer über dieser vergangenen Welt. Die blassen Mondesstrahlen beleuchteten nichts als Trümmer und nackte Mauern, andere von Efeu übersponnen, durch deren Öffnungen der Mond selbst wie ein totes Auge blickte. Dazu die von oben bis unten ganz vom Efeu umwundenen, fast kahlen Bäume und die rauschenden Quellen, deren Getön wie ein Grablied erklang. Wer den Geist der Zerstörung vorüberwallen hören und den fürchterlichen Sinn des kleinen Wortes „dahin“ erfassen will, der gehe bei Mondschein, wenn alles schlummert, wenn kein Tritt, kein Wort der Menschen zu seinem Ohre dringt, auf das Heidelberger Schloß. Der Tag bringt

nur fremde, kalte, gelangweilte Menschen, welche die dahingesunkene Pracht wie durch eine Lorgnette betrachten und es am Ende bedauern, daß nicht noch alles hübsch wohlerhalten, glatt und neumodisch innen und außen ausstaffiert sei. Es wäre fürchterlich, wenn man die Heidelberger Schloßruine, welche wie ein majestätisches Hohnlachen über unsere kleine Zeit dasteht und groß und erhaben in Trümmer stürzt, je wieder herstellen und bewohnen wollte.

Aber wie einst die Bauten Roms dem Unsinn der Verwüster zum Opfer fielen, so vergreift sich auch wohl einst der Wahnsinn der restaurierenden Architekten an diesem malerischen Wunderwerk, dieser deutschen Alhambra.

Auch das Heidelberger Schloß ist rot, wie „die rote" im fernen Süden.

Heidelberg, den 24. November 1846.

Um auch einmal vom Mittagessen zu sprechen, bemerke ich, daß es meist ebenso schlecht als teuer ist, also zwei unangenehme Eigenschaften auf einmal besitzt. Zahlt man sieben Silbergroschen, so ist es schon ganz gut, darunter aber miserabel. In den meisten Gasthöfen und im Museum ißt man für neun Silbergroschen an der Wirtstafel. Billige Restaurationen, wie in Königsberg, gibt es hier nicht. Abendbrot wird zu Hause, aber noch häufiger in den Kneipen, gegessen. Fast jeder Student holt sich abends etwas von einem famosen Wurstmacher, der von der einfachsten Wurst bis zu Straßburger Gänseleberpasteten alles feil hat, was nur ein Studentenherz wünschen mag. In der Kneipe läßt man sich einen Teller, Brot und Bier geben und vermißt nichts. Besonders beliebt sind die Frankfurter Leberwürste zu sechs Kreuzer das Stück. Sie bieten alles, was die ausschweifendste Wurstphantasie nur ersinnen mag.

Mein Elend hier sind die Kartoffeln, welche man in ihrer reinen, natürlichen Gestalt gar nicht erhält, sondern nur geröstet oder sonst verarbeitet, und auch so nur selten, da das Gemüse zum Fleisch gänzlich vorwaltet. Wie oft empfinde ich nicht eine unaussprechliche Sehnsucht nach unseren Kartoffeln in Ostpreußen! An graue Erbsen ist nun gar nicht zu denken!

Die häufige Wiederkehr des Hasenbratens wird — so fürchte ich — mir den Geschmack daran ganz verleiden. Die Rheinebene wimmelt von Hasen, und so sind sie sehr billig.

Disselbach ist an dem Mittagstische kein gern gesehener Gast. Er ißt für drei und so schnell, daß er die ganze Gesellschaft gleichsam zwingt, mit ihm gleichen Schritt zu halten, will man sich nicht mit leeren Schüsseln begnügen. Dabei vertilgt er alle vorhandenen Spelzbrote mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit. Neulich gestand er mir, er habe bei einem Mittagsmahl sieben Stück aufgegessen.

Das nenne ich noch einen gesunden Appetit! Aber er ist auch ein Riese und zugleich Deutschrusse.

Heidelberg, den 4. Dezember 1846.

Unter den hiesigen Professoren gibt es einen, von dem es heißt, daß er sehr klug, aber ein Lump sei; sehr verhaßt bei seinen Kollegen, deren Fehler er nicht bloß kennt, sondern auch öffentlich bespricht; von den Studenten teils geachtet, teils verlacht; in allen Fällen ein verrückter Mensch und zumal einer, von dem es heißt, daß er sich niemals wasche. Dieser Professor, sein Name ist Moorstadt, hat uns das Glück verschafft, die berühmte schwedische Nachtigall Jenny Lind auch hier in einem Konzerte zu hören. Heidelberg lag eigentlich nicht in ihrer Tour. Aber eines Tages läßt Moorstadt in dem Heidelberger Journal die Worte einrücken: „Jenny Lind kommt her.“ Er war ihr

nämlich nach Karlsruhe entgegen gefahren und hatte sie zu gewinnen gewußt.

Sofort schwört ganz Heidelberg zu der Diva, bildet eine ideale Verbindung „Lindwurmia“ und benimmt sich fortan wie toll. Mittags ist im Pandektensaal ein Zettel angeschlagen, worin alle enthusiastischen „Lindwürmer“ aufgefordert werden, Professor Moorstadt für den zu erwartenden Kunstgenuß und seine Bemühungen eine Anerkennung zu zollen und ihm nach studentischer Art durch ein ungeheures Trampeln zu danken. Das wird denn auch einstimmig beschlossen. Als Moorstadt eintritt, um über Staatsrecht zu lesen, wird er mit Hurrah- und Bravorufen empfangen, man klatscht mit den Händen und trampelt mit den Füßen so heftig, daß der aufwirbelnde Staub uns in eine Wolke hüllt, wie einst den liebebedürftigen Zeus der Jo gegenüber.

Moorstadt will auf das Katheder, schnappt, ganz aus dem staatsrechtlichen Text geraten, nach Luft:

„Meine Herren — ich weiß wohl — weshalb die Ehre — sie wird hier singen — Se. Königliche Hoheit — trotz Genuß entzogen — Naturkind — Genie — liebt die Studenten leidenschaftlich — hat — sagte es mir selbst — die schönste Zeit ihres Lebens — in Upsala — unter Studenten — — kommt bloß Ihretwegen — — ein baltischer Schwan!“

Neuer Ausbruch des Enthusiasmus: Bravo, Klatschen, unermeßliches Trampeln!

Heute fand nun das Konzert statt. Um sieben Uhr sollte es beginnen und zwei Stunden vorher waren im Kriminalprozeß bei Mittermaier statt einhundertundneunzig Studenten nur etwa vierzig anwesend, bei Gervinus aber statt der gewöhnlichen vierhundertundfünfzig nur ein paar Dutzend.

Ich ging eine Stunde vor dem Anfang des Konzertes hin und fand den Saal, der etwa achthundert Hörer faßt, schon ganz besetzt.

Das Konzert beginnt. Das Publikum will keine Ouvertüre hören. Die letzten Akkorde verhallen. Totenstille. Jemand ist auf einen Stuhl gestiegen und bricht mit demselben zusammen. Gelächter. — Zischen. — Totenstille.

Sie kommt, verneigt sich sehr tief, doch graziös, sie singt. Doch was kann ich weiter sagen. Die Briefarie aus dem Don Juan ließ mich ziemlich kalt. Weit mehr erwärmte mich die Arie: „Und ob die Wolke sie verhülle" aus dem Freischütz. Ganz originell waren die norwegischen Säterlieder mit ihren vogelgesang-artigen Trillern und Kadenzen. Das war allerdings die echte schwedische Nachtigall.

Den Enthusiasmus des Publikums mag man sich denken.

Abends großartiger Fackelzug. Vivat Jenny Lind! Vivat Lindwurmia!

Am folgenden Tage stand im Journal ein Distichon:

> Klio nenn' ich sie nicht, Polyhymnia oder Thalia,
> Alles ist sie vereint: Jenny, der baltische Schwan.
> M. (das heißt Moorstadt.)

Übrigens wurde allgemein zugestanden, daß sich der Verfasser dieses Distichons zu dem Konzert wirklich gewaschen hätte.

Heidelberg, den 8. Dezember 1846.

Eine der ausgeprägtesten Persönlichkeiten in Heidelberg ist der alte Schlosser. Wenn er abends auf dem Katheder steht in seinem weißen Haar, auf einem Auge blind, so glaubt man einen Seher aus seiner friesischen Heimat zu erblicken. Gerät er in heiligen Zorn, was besonders den eitlen Dänen gegenüber geschieht, so schlägt er mit der Rechten wiederholt

so heftig auf das Katheder, daß die Lichtschere mit einem Satze zu Boden fällt. Die ganze Beleuchtung besteht nämlich in zwei Unschlittkerzen, die von Zeit zu Zeit geputzt werden müssen; daher gibt es auch noch eine Lichtschere.

* * *

Fast ebenso einfach ist die Beleuchtung in dem kleinen Theater, das vorherrschend der Unterhaltung der Korpsburschen dient, die bei den rührendsten Stellen gern einem mitgebrachten Hunde in den Schwanz kneifen, damit er belle. Der Heidelberger Philister wagt es nicht, sich gegen solche Scherze der „Herren" aufzulehnen. Wie anders ging es uns Studenten im Sommer 1845 im Schwaigerschen Volkstheater in München, wo wir bei einem Haar Prügel bekommen hätten, weil wir die tragische Andacht der Zuschauer störten.

Heidelberg, den 10. Dezember 1846.

In die Konditorei der „Madame Thiel" kommt fast jeden Abend Frau Helmina von Chezy, die Dichterin des Textes zur Euryanthe, um ein sehr steifes Glas Grog zu trinken. Unglückliche Familienverhältnisse, heißt es, nötigen sie, künstlich Vergessenheit zu suchen. Unter den Studenten kursiert ein Couplet auf sie:

Hermina von Chezy,
Geborne von Klenke,
Ich bitt' sie, geh' sie
Mit ihrer Poesie,
Sonst kriegt sie die Kränke.

Ja, wer den Schaden hat — —

Heidelberg, den 28. Dezember 1846.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag unternahm ich mit Disselbach einen weiten Spaziergang über den Heiligenberg tief in

den Odenwald, so weit, daß wir erst am Abend spät nach Heidelberg zurückkehrten. Die Täler waren noch sehr schön, frei von Schnee, die Wiesen und Abhänge der Berge so grün, daß man wähnte, mitten im Mai zu sein; aber oben auf den Bergen lag teils tiefer Schnee, teils war er geschmolzen und demnächst in Eis verwandelt, weit glatter als das körnige der Gletscher, so daß es schwer hielt, darüber hinwegzukommen. Dann wieder hinab an grünen Abhängen zu den Quellen des Peterstales, wo ein wahrer Frühlingsodem uns entgegenwehte.

Acht Tage vor Weihnachten war es freilich anders. Nach einem fürchterlichen Sturm lag der Schnee so tief, daß ich mich morgens zum Kolleg durch wahre Wehen hindurcharbeiten mußte; die Schlittenbahn wurde eröffnet und man fror tüchtig bei sieben Grad Kälte. Ein guter Gegensatz zu meinem Platze im Pandektensaal, der sich dicht neben einem ungeheuren, glühenden, eisernen Ofen befindet.

* * *

Mein früher sehr günstiges Urteil über das hiesige Studentenleben muß ich nunmehr doch etwas berichtigen. In seiner ersten Erscheinung nimmt es durchaus ein und besticht es, aber man fühlt nur zu bald, daß ihm der innere Gehalt fehlt. Höflichkeit und Zuvorkommenheit vermögen für wahre Freundlichkeit und Gemütlichkeit keinen Ersatz zu bieten. Aber der größte Teil der Studenten, über zwei Dritteile, besteht auch aus Fremden, das heißt Nicht-Badensern. Von den neunhundertfünfundfünfzig Studenten sind sechshundertneunundfünfzig solche, die meist nur ein Jahr, höchstens noch ein halbes mehr, sich hier aufhalten. In diesem kurzen Zeitraum geht man seinen persönlichen Neigungen nach und lebt allein; der Anschluß an andere lohnt nicht, weil die Zeit ja doch zu kurz ist. So behandelt man denn auch jeden Kommilitonen zwar höflich, aber kalt.

Dazu kommt die bunte Verschiedenheit in Geburt, Reichtum, Herkunft, Nationalität. Man findet im Verzeichnis der Studierenden solche aus Sankt Thomas in Westindien, aus Nordamerika, Frankreich, der Schweiz, zahlreiche aus England, selbst der Türkei. Der eine hat wohl einen „Wechsel“ von zwölftausend Talern und verspielt an einem einzigen Abend Hunderte (ich habe Beispiele derart); andere wieder besitzen absolut nichts. Die Saxo-Borussen, die größte und reichste, besonders von Norddeutschen gebildete Verbindung, schwelgen in Austern, Gänseleberpasteten und Kapwein, und ein armer, mir zufällig bekannt gewordener Philologe, der sich durch einen erstaunlichen Fleiß auszeichnet, erhält durch die Güte einer Wirtin die Überbleibsel von dem Mittagstische der glücklicheren Studenten. Sonst hat er den ganzen lieben Tag nichts: kein Essen, kein Holz, keine Kleider, die wärmten. Selbst jetzt noch ging er in einem ganz erbärmlichen Sommerrock, so daß es nicht mehr als Christenpflicht war, ihm meinen alten Flanschrock („Gottfried“ genannt) zu schenken. Ein anderer Student sammelte für ihn zu Weihnachten, so daß er wenigstens für den Augenblick von der schlimmsten Not befreit ist.

Auch hier richtet sich alles nach Stand und Reichtum. Die Fürsten, Grafen und reichen Söhne dominieren ohne Widerrede. Scheu weicht ihnen der Philister aus und untertänig steht der wohlhabende Handwerker vor ihnen, wenn sie ihn einer Bestellung würdigen. Alles ist hier auf den Studenten berechnet, alles. Kaufleute, Handwerker, Gastwirte, selbst Künstler, alle leben nur von den Studenten und handeln danach. Wehe der Kneipe, wo ein Student, namentlich aus einer Verbindung, schlecht behandelt würde, auch wenn er es noch so sehr verdient hätte, monatelang bliebe sie von allen Studenten, mithin von allen Besuchenden, leer. So wird denn

auch keinem Studenten etwas verweigert. Ein jeder hat unbegrenzten Kredit, auf studentisch: Pump. Würde ich heute noch abreisen, man pumpte mir noch immer. Freilich versteht sich unbedingte Ehrlichkeit auf seiten des Entnehmenden von selbst.

Heidelberg ist die absolute Studentenstadt wie etwa Potsdam die Militärstadt. Aber eines ist doch merkwürdig genug: In andern Universitätsstädten spricht man doch von Studenten, Studiosen, Studierenden, hier habe ich diese Worte noch nie aus dem Munde eines Philisters vernommen; man sagt allgemein für Studenten nur — Herren. Die „Herren" haben heute eine Schlittenfahrt; die „Herren" gehen ins Theater; die „Herren" sind heute da und da, u. s. w. Und diesen Ausdruck gebraucht man nicht bloß, wenn man mit Studenten spricht, nein stets, sobald nur von Studenten die Rede ist. Sie sind eben die absoluten Herren.

Eine Folge hiervon ist aber auch, daß der Übermut, selbst die Roheit einzelner, namentlich aus den Verbindungen, teils ans Verächtliche, teils ans Kindische streift. Jeden Abend werden ein paar, mitunter Dutzende von Straßenlaternen zerschlagen. In der Jahrmarktszeit waren an einem Morgen sämtliche Buden umgestürzt und viele Schilder herabgeworfen. Die deutsche Mannesbrust bedarf ja einer Heldentat. Abends Prügel auszuteilen — nicht bloß an Pedelle und Polizeibeamte — und stets mit der göttlichsten Naivität, gehört zur bloßen Kurzweil. Ich selbst entzog mich eines Abends einer betrunkenen Schar nur durch die Flucht. Glücklicherweise steht hier kein Militär.

Dagegen ist wiederum der Fleiß weit der meisten Studenten unerhört. Moorstadt — der Thersites unter den Professoren — nannte ihn einen stupiden, und mit Recht. Die Hörsäle

sind stets zum Erdrücken voll, so daß man sich wohl eine halbe Stunde vorher hineindrängen muß; und geschrieben wird, daß es nur so kracht.

Wie auch das einem Königsberger Professor vorkommen möchte!

Heidelberg, den 1. Januar 1847.

Hier sind kleine Teegesellschaften sehr an der Tagesordnung, das heißt bei den nicht „farbigen“ Studierenden, wobei es durchaus nicht nötig ist, daß man, wie in Königsberg, gleich so und so viele Flaschen Rum austrinkt. Gestern Abend fand eine solche bei mir statt. Ich setzte den lieben Freunden die von Hause erhaltenen Delikatessen vor: Marzipan, Wurst und andere Herrlichkeiten, von denen der hier noch ganz unbekannte Marzipan (welches Zurückbleiben in der Kultur!) den größten Beifall fand. Nachdem viel gelacht und gescherzt worden, stiegen wir abends um elf Uhr auf das Schloß. Es war eine herrliche, klare Frostnacht. Der Mond schien so hell vom Himmel herab, daß man alle Berge, den mit Eis gehenden Neckar, die Stadt und selbst einen Teil der Rheinebene bis Speyer überschauen konnte. Aus der Stadt und von allen Bergen knallten unaufhörlich Schüsse, umsomehr, als sie verboten waren.

Herrlich nahmen sich in dem hellen Mondlicht aus die Türme und Trümmer des Schlosses. Die blanken Blätter des alles umschlingenden Efeus glänzten wie Silber. Die kleinen Kaskaden im Lustgarten waren in Eis verwandelt.

Mit Scherzen, Laufen, Springen, Balgen, denn zur Sentimentalität war es viel zu kalt, vertrieben wir uns die Zeit bis zur Mitternacht. Mit dem ersten, hell durch die klare Nacht hintönenden, Glockenklange erscholl in der Stadt zu unsern Füßen plötzlich ein lautes Rufen, erst nur ein allgemeines Brüllen, dann ein deutliches „Prosit Neujahr“! Alle Straßen

wurden lebendig. Ein jeder schrie aus Leibeskräften. Studenten öffneten die Fenster und riefen den Neujahrswunsch in die kalte Nacht hinein. Dazu donnerten von allen Enden die Böller und das Echo rollte laut krachend an den Bergen hin.

Ja, Prosit Neujahr 1847!

Heidelberg, deu 21. Januar 1847.

Unter den Professoren befindet sich hier ein früherer katholischer Priester, von Reichlin Meldegg, der umgesattelt hat und nun über Goethes Faust liest. Ich besuchte eine seiner Vorlesungen, fand aber, daß er fast gar nichts Neues, noch weniger etwas Selbständiges, vortrug.

Ich habe schon früher gefunden, daß aus einem Theologen, wenn er in ein anderes wissenschaftliches Fach übertritt, nie mehr etwas Rechtes wird. Und nun gar aus einem katholischen Priester! Die Theologie, und noch mehr die Kirche, haben die eigentümliche Wirkung, daß sie alles Individuelle aus- und aufsaugen; was übrig bleibt, ist nur ein caput mortuum.

Anders wenn sich ein Mann strenger Wissenschaft in die Mystik versenkt. Es ist hochinteressant, Schlosser zu hören, wenn er über Dante spricht. Doch interessiert ihn besonders die großartige Entdeckung Rossettis, daß die Divina Commedia in erster Reihe ein großes politisches Gedicht sei, und daß zum Beispiel unter der hungrigen Wölfin im ersten Gesange des Inferno nichts anderes zu verstehen sei, als die römische Kirche. Wie lange ist man nicht an einer so selbstverständlichen Auslegung scheu vorübergegaugen!

Von des Kommilitonen Türke Stube aus vermag man in den Garten Schlossers, unterhalb des Riesensteines, zu blicken. Oft besucht ihn hier die Großherzogin Stephanie aus Mannheim — die angebliche Mutter Kaspar Hausers — und sie

gehen dann im Garten auf und ab, wie zwei edle Gestalten aus der Florentiner Renaissance. Sie sollen sich dann auch vorzugsweise über Dante unterhalten.

Wie eine solche kleine Szene den Blick erweitert!

Auch studiere ich seitdem eifrig die Göttliche Komödie und lerne ich italienisch. —

Ein Pole sagte mir neulich: nun sollten Sie erst unsere nieboska komedia kennen lernen, die „Ungöttliche Komödie“ des Unterganges Polens!

Heidelberg, den 27. Januar 1847.

In diesem Monat Januar habe ich zwei Fackelzüge erlebt und einen sogar als Fackelträger mitgemacht. Die Veranlassung zu dem ersten war freilich höchst trauriger Art: ein Student aus Schleswig-Holstein war an einem Nervenfieber gestorben. In einem solchen Falle geleiten die Studenten den Toten gern zu Grabe. Welch ein schauerlicher Zug durch die ganze Stadt, am stockfinstern Abend, unter dem Geläute aller Glocken! Die meisten Studenten, mit Fackeln in den Händen, gingen hinter dem schwarzbehängten Sarge her, auf dem ein Hieber und eine Studentenmütze lagen. Vorne ein Musikkorps, das den Beethovenschen Trauermarsch aus der As-Dur-Sonate spielte. So ging es bis zum fernen Kirchhof. Wir stellten uns in einen Kreis, der Pfarrer, der die Leichenrede hielt, in die Mitte. Es wehte ein so heftiger Weststurm (den Frühling verkündend?), daß viele der Pechfackeln verloschen; die Flammen brausten förmlich und der Rauch hüllte uns bald ein, bald wurde er über unsere Häupter hinweggejagt und verlor sich in der dunklen Nacht. Dazu leuchteten die weißen Leichensteine gar gespenstisch. Das Ganze ein höchst eigentümliches, ja grausiges Bild aus dem Dante.

Von den Angehörigen des Toten war niemand anwesend. Sie hatten vielleicht erst jetzt von seiner Erkrankung etwas erfahren und hofften wohl gar!

Zurück zogen wir mit dem Musikkorps, das jetzt eine heitere Melodie spielte, vor die Universität auf dem Museumsplatz, schleuderten die Fackeln hoch hinauf, so daß sie wie Meteore durch die Luft flogen und zuletzt in der Mitte des Platzes niederfielen, wo sie in einem glühenden und rauchenden Haufen verbrannten. Wir stellten uns rings um denselben und sangen das ewige Jugendlied:

Gaudeamus igitur
Juvenes dum sumus.

Auf dem Friedhofe hatten wir das Studentenlied gesungen:

Ist einer unsrer Brüder dann gestorben —.

Heidelberg, den 28. Januar 1847.

Indem ich heute den Burgweg auf das Schloß hinaufgehen wollte, vernahm ich unten bei der Eselstation den lauten Gesang der Eseljungen:

Ist einer unsrer Brüder dann gestorben —.

Sie sangen das gestrige Lied, gestützt auf ihre der Fremden harrenden Grauchen, so daß ich in lautes Lachen ausbrach.

Heidelberg, den 29. Januar 1847.

Unser zweiter Fackelzug galt dem beliebten Mittermaier, welchen der „edle" Moorstadt in perfider Art angegriffen hatte. Wir, seine Freunde, beschlossen zu demonstrieren, und der Fackelzug kam zustande, trotz aller Machinationen der Gegner. Denn auch Thersites hat seinen Anhang.

Wir brachten es auf zweihundert Fackelträger.

Auch dieses Mal ein Sturm, daß manche Fackeln erloschen und brennende Fetzen auf uns niederfielen. Dem einen brannte

ein halber Rockschoß ab; andere erhielten verschiedene nicht mehr gut zu machende Löcher in den Kleidern; mir verbrannte das herabrinnende Pech einen Finger. Doch tat dieses alles der schwärmerischen Begeisterung für Mittermaier keinen Abbruch. Vor seinem Hause wurde ein Stück gespielt, wir schrieen ein Unendliches, Mittermaier hielt eine schöne Rede, wir brüllten und heulten von neuem und zogen, halb verbrannt wie wir waren, auf den Museumsplatz, um von neuem die Reste der bösen Fackeln in die Luft zu schleudern und „Gaudeamus“ zu singen.

Der „Faulpelz“ war an diesem Abend gänzlich gefüllt. Das Trinken ist doch stets das „Ende vom Liede“, wenigstens bei den Studenten. Aber schon bei Horaz heißt es:

Nunc vino pellite curas,
Cras ingens iterabimur aequor.

Nun treibt mit Wein aus die Sorgen,
Morgen gehts auf das endlose Weltmeer.

Heidelberg, den 21. Februar 1847.

Ich besitze keine Neigung für Kneipen, zumal meine entzündeten Augen (der Schatten in meinem Leben hier) den Tabaksrauch nicht vertragen. Ich gehe die Woche nur ein paarmal mit Freund Türke in den Faulpelz, der meiner „Bude“ schräg gegenüberliegt und wo wenig geraucht wird; und auch das nur bis die elfte Stunde, die sogenannte Lumpenglocke, geläutet wird, welche nach Hause zu gehen befiehlt. Wer länger bleibt, muß eine Geldstrafe entrichten und kommt im Wiederholungsfalle in den Karzer.

Türke und ich sitzen gewöhnlich in einem Winkel, wie zwei Verschworene in einem schlechten Trauerspiel, und besprechen unsere „Embryonen“. Dieser Ausdruck ist hier populär ge-

worden, seitdem Moorstadt von Zöpfl behauptet hatte, er habe für das Brockhaussche Konversationslexikon nicht bloß von seinen bereits erschienenen Büchern, sondern auch von seinen werdenden, also seinen Embryonen, Kunde gegeben. Unsere Embryonen sind allerdings nicht juristische Werke, sondern Pläne zu Trauer- und Lustspielen. Jedenfalls sind wir den Leuten im Faulpelz schon als unheimliche Gäste aufgefallen. Was würden sie erst sagen, wenn sie — nach dem Vorgange Hauffs berichtet — etwa folgende Äußerungen von uns vernähmen?

„Wie wirst Du Deine Marie umbringen?"

„Ich werde sie im Kohlendunst ersticken."

„Nein, lasse sie lieber ermorden."

„Nein, Kohlendunst, das ist pikanter."

„Und wo bleibt ihr Geliebter?"

„Der wird erst zersägt, dann im Triumph auf Lanzen herumgetragen und zuletzt von hungrigen Weibern aufgefressen."

„Ach, der Unselige! — Und seine Mutter?"

„Die ist unter jenen Weibern gewesen und hat, unwissend, gerade das Herz ihres Sohnes aufgespeist. — Nachts erscheint der Gemordete und zeigt auf die blutige Stelle, wo das Herz gesessen hat. Die Mutter entsetzt sich in ungewöhnlichem Grade und beschließt — — Ach, die Arme, wie beweine ich sie!"

„Nun was?"

„Sie beschließt zum zweiten Male zu heiraten."

„Famos! Ists nun aus?"

„Gott bewahre! In der Hochzeitsnacht erscheint ihr in bengalischer Flammenbeleuchtung das aufgespeiste Herz des Sohnes in einer köstlichen Kapernsauce. Die Mutter, halb vor Hunger, halb vor Reue, verschlingt das Herz noch einmal; da sie aber zu begierig nach der edlen Speise ist, verschluckt sie sich und erstickt."

Dieses ist der Inhalt des sehr traurigen Dramas, das Mitte März in Mannheim aufgeführt werden wird unter dem Titel: Des Sohnes Herz mit Kapernsauce, nebst einem Vorspiel: Der Kohlendunst.

* * *

Indem ich dieses schreibe, fällt mir wieder ein Sonnenstrahl aufs Papier, den ich so lange entbehren mußte. In den kürzesten Wintertagen ging nämlich die Sonne bei mir erst um ein Uhr mittag auf und um halb zwei Uhr schon wieder unter, weil ich tief unter dem Berge im Süden wohne. Am siebzehnten Februar erschaute ich sie zum ersten Male schon um zehn Uhr und sie leuchtete mir volle fünf Stunden. Voller Freude begrüße ich auch heute ihren ersten Strahl. Doch um zehn Uhr muß ich im Pandektensaal sein, wo ich nun, statt am glühenden Ofen, auf der ersten Bank am östlichen Fenster meinen Platz habe, mit dem Blick auf das Schloß und den Königstuhl. Füllt sich der Saal mehr und mehr, so beschlagen die Fenster und versperren die Aussicht. Vielleicht weinen sie. Aber über wen? Über Vangerow und die dreihundert Studenten, schreibend, als diktierte der Heilige Geist, oder über — mich?

Heidelberg, den 22. Februar 1847.

Türke steckte mir heute im Pandektensaal folgendes Sonett zu:

Laß ich vom Heft die grimmen Blicke streifen:
(Vier Stunden täglich, das will etwas sagen!)
Auf hundert Lippen hundert stumme Fragen
Und Blicke rings, die irr', wie meine, schweifen.

Wollt euch doch erst ein gleich Gefühl ergreifen,
Wie mich, daß solch ein Schicksal nicht zu tragen,
O, wolltet ihr den kühnen Angriff wagen,
Statt grollend nur in euch hinein zu keifen.

Doch will ich hier nicht deklamierend prahlen,
Ich trag' es nicht, mein Schwert entfliegt der Scheide
Und in Sonetten will ich furchtbar zahlen.

Mich drängts, daß ich in Goethes Wort mich kleide:
(Sein Tasso sprichts) „verstummt ihr euren Qualen,
Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide!"

Türke stammt aus Bernburg, wo sein Vater, ein Appellationsgerichtsrat, ihm — wie er neulich sagte — bereits die dritte Mutter gegeben habe. Er ist eine echte Dichternatur, hat schon ein Heftchen Gedichte herausgegeben und in diesem Winter eine Tragödie „Rosamund" geschrieben, die bei einem Haar in Mannheim zur Aufführung angenommen wäre. „Bei einem Haar!"

Der Dritte in unserm Lesekränzchen ist Pischon aus Berlin, Sohn des Literarhistorikers, klein, rothaarig und Theologe; der Vierte Heddäus, ein Jurist aus Mannheim, der — seltsam genug — keine Gedichte macht.

Heidelberg, den 1. März 1847.

Der Name sollte bei jedem Menschen doch das Feste, Unerschütterliche sein; bei mir ist das nicht der Fall. Ich bin von meiner frühesten Jugend niemals anders genannt worden als Louis, französisch ausgesprochen, was offenbar gleich dem deutschen (A)lois und dem spanischen Luis ist, in welchen beiden Namen das s stets mitgesprochen wird. Als ich nun im Jahre 1845, um mich damit zum Militär zu melden, eine Kopie meines Taufscheins erhielt, ergab es sich, daß ich gar nicht Louis getauft sei, sondern Ludwig. Seit jener Zeit mache nun ich und machen auch meine Geschwister den Versuch, den Namen Ludwig einzubürgern, es will aber nicht recht gelingen, die alte Gewohnheit ist zu stark. Auch ich selber nenne mich so nur mit einer gewissen Anstrengung.

Ludwig ist offenbar das alte Chlodwig. Wie es aber kommt, daß die Franzosen daraus ein Louis gemacht haben, weiß ich nicht.

* * *

Nachtrag von 1903.

Auf den Titeln meiner Bücher habe ich mich bald Louis, bald Ludwig genannt, am häufigsten jedoch bloß L. Mein Sohn Siegfried nennt sich dagegen stets mit seinem vollen Namen. In neuerer Zeit ist auch ein lyrischer Dichter Passarge aufgetreten, seines Vornamens erinnere ich mich jedoch nicht. Keinesfalls ist er mein Sohn, wie wohl viele angenommen haben.

Heidelberg, den 4. März 1847.

Mit dem ersten Bahnzuge am vergangenen Montag traf hier die Nachricht ein, am Abend vorher wäre in Karlsruhe das Theater abgebrannt, wobei „einige" Menschen den Tod gefunden hätten. Am Nachmittag vermehrte sich ihre Zahl bereits auf fünfzig, dann auf siebzig, und jetzt sind wohl hundert Menschen als verbrannt anzusehen, da man noch nicht den Schutt aufgeräumt hat und etwa hundert vermißt werden. Da es gerade Sonntag war und eine Posse: Der artesische Brunnen, von Räder, gegeben wurde, so waren besonders die Galerie gefüllt und größtenteils auch das Parterre, weniger die andern Plätze. Das Feuer — angeblich auf Grund eines gesprungenen Gasrohres — brach aus bald nach fünf Uhr, also fast eine Stunde vor dem Beginne des Stücks. Das Theater ist ein altes, zum Teil von Holz errichtetes Gebäude, so daß in einem Nu der ganze innere Raum von Flammen und Rauch erfüllt war. Da die Türen auf der Galerie nur nach innen zu öffnen waren und nicht wichen, obwohl die ganze Masse dagegen drängte, sind hier die meisten Besucher

umgekommen, mit Ausnahme derjenigen, welche ins Parterre sprangen. Aus dem letzteren haben sich viele retten können, obwohl es nur einen Ausgang hatte. Aber auch hier sind viele erdrückt, unter andern ein riesiger Bahnführer, den man am andern Morgen, wie lebend aufrechtstehend, gefunden hat.

Man erzählt seltsame Einzelheiten. Eine Dame hat sich auf das Dach des Theaters und von diesem auf ein Nachbarhaus gerettet. Eine andere ist vom Dach glücklich hinabgesprungen. Ein junger Mann ist in einem Fenster hängen geblieben und vor aller Augen verbrannt. Einer hat von der Galerie hinabspringen wollen, seine Geliebte hat ihn aber krampfhaft festgehalten, und so sind beide erstickt. Ein Eisenbahnkondukteur bringt abends seine Frau und vier Kinder ins Theater und fährt nach Heidelberg; wie er am andern Tage nach Karlsruhe kommt und nach den Seinen fragt, da sagt man ihm, sie seien alle verbrannt. Auch ein Engländer ist mit seinen Kindern in den Flammen umgekommen, während die Mutter, eine strenggläubige Frau, am Sonntag nicht in das Theater gehen mochte. Man hat im Schutt eine Hand in Glacéhandschuhen gefunden, die ein paar Goldstücke festhielt. Man meint, sie gehöre jenem Engländer an, der das Geld für seine Rettung geboten habe. Die Frau soll wahnsinnig geworden sein.

Die Sache hat, wie überall, nicht bloß eine grausige, sondern auch eine spaßhafte Seite gehabt. Die Schauspieler waren bereits damit beschäftigt, sich anzukleiden, zu schminken und sonst sich auf ihr Auftreten vorzubereiten. Einer, noch im Hemde, aber schon eine hohe Puderperücke auf dem Haupt und das Gesicht geschminkt, rettet sich auf die Straße und läuft nach Hause. Andere sind erst auf einer Seite geschminkt und gepudert, noch andere mit Flittern und Kronen geschmückt, im

übrigen aber halbnackt. Der Schauspieler, welcher den Abdel Kader spielen sollte, ist in seinem Burnus ein gar komischer Anblick gewesen, hat sich aber als mutiger Araber erwiesen und viele Leute gerettet.

Daß der edle Moorstadt sich die Gelegenheit nicht hat entgehen lassen, seine Bosheit zu offenbaren, liegt wohl nahe. Er erwähnte in einer Vorlesung das große Karlsruher Unglück, schloß aber mit den süßen Trostesworten, daß von der reichen Theaterbibliothek wenigstens die dramatischen Werke des artistischen Direktors, des Freiherrn von Auffenberg, gerettet worden seien!

Heidelberg, den 14. März 1847.

Die Universitätsferien haben heute begonnen, aber nicht für uns unglückselige Pandektisten; denn Vangerow ist mit seinem Pensum nicht fertig geworden und wird noch bis zum zwanzigsten dieses Monats lesen, und zwar täglich fünf Stunden!

Warnung.

O Vangerow, Du sprichst von der Kollatio:
Fürwahr, ich liebe mir die Kollationen,
Wie duftig sie auf leckern Tafeln thronen,
Uns zu befrein von Hungers Desparatio.

Doch denk ich so (beim heiligen Pankratio!),
Die Geister, die in meinem Magen wohnen,
Gereizt von solchen Imaginationen,
Sie denken wild gleich an Emanzipatio.

Beim Styx, ein Traum von duft'gem Mittagsessen
Durchschleicht den Saal, Empörungsglut zu schüren:
Denn, Vangerow, Du treibst es zu vermessen!

Dreihundert Magen zu tyrannisieren!
Tyrannen sind jetzt ein gefunden Fressen
Und Appetit — läßt sich genug verspüren.

*　　*

Alle andern Professoren haben ihre Vorlesungen bereits geschlossen. In Königsberg geschah das ruhig und geschäftsmäßig; hier aber erhebt sich, sobald der Professor das Katheder verläßt, ein wahrhaft infernalisches Klatschen, Bravorufen und — Trampeln, gerade so wie beim Fallen des Vorhanges im Theater. Der Professor lächelt bescheiden, seine Gestalt hebt sich und er verläßt den Saal, um demnächst im Konferenzsaal über den ungeheuren Applaus zu berichten und den Neid seiner geliebten Kollegen zu erregen.

Auch die großen Gelehrten sollen ihre Schwächen haben.

Selbst den Kommilitonen gegenüber äußern sich die Studenten gern, doch nur im Sinne strenger Kritik. Kommt jemand zu spät — was selten geschieht — so erhebt sich ein betäubendes Scharren der Füße auf dem sandigen Boden, wobei auf den Vortragenden nicht die mindeste Rücksicht genommen wird. Spricht ein Professor zu leise oder versteht man etwas nicht — wieder ein Scharren aus Leibeskräften. Auch muß man sich vor jeder auffallenden Kleidung hüten. So kam einmal ein Berliner mit einer polnischen Mütze (blauer Samt mit weißem Pelz besetzt) in den Pandektensaal. Sogleich erhob sich ein furchtbarer Randal mit Schreien, Scharren und Stoßen der Stöcke. Der Berliner hätte gut getan, seine Mütze durch eine andere zu ersetzen, aber er trotzte und erschien mehrere Tage, aufrechten Hauptes, mit jener Mütze bedeckt. Der Ulk wuchs ins Ungeheure. Schließlich forderte er mehrere der Ulkisten, wurde jämmerlich verhauen und konnte zwei Monate hindurch die Pandekten nicht besuchen. Ja, man darf alle Sterblichen reizen, nur nicht die Dichter und die — Pandektisten.

* * *

Vor acht Tagen brachten wir Gervinus einen Fackelzug. Nicht genug, daß die Begeisterung der fünfhundert, zum Teil von weither gekommenen Zuhörer sich bei seinem letzten Abtreten in Klatschen, Jubeln und Brüllen äußerte, daß einer in Ohnmacht fiel, ein anderer Gervinus' Hand ergriff und drückte: es wurde eiu Fackelzug dekretiert, wozu deun auch noch mehrere Gedichte im „Journal" kamen. Da Gervinus jenseits des Neckars wohnt, ging der helle Zug durch die stockfinstere Nacht über die Neckarbrücke. Vor seinem Hause wurde erst die Ouvertüre zur „Stummen" gespielt (eine heimliche Drohung für die „Tyrannen") und sodann ein brausendes Hoch auf ihn ausgebracht. Darauf eine Rede seinerseits, die zwar unverstanden blieb, da Gervinus eine sehr schwache Stimme hat, doch wirksam mit einem Hoch auf die deutsche Zukunft schloß.

Wir sangen noch: „Stimmt an mit hellem, frohem Klang —" und endigten, wie üblich, im Faulpelz.

* * *

Die politische Bewegung hier nimmt einen immer größeren Umfang an, der Haß gegen das zurückbleibende Preußen wächst mit jedem Tage. Fast ein jeder Professor würzt seinen Vortrag mit irgend einer Anspielung, die ihm ein belohnendes Trampeln einbringt. Ganz offen spricht sich nur der alte, unerschrockene Schlosser aus. So sagte er neulich: Der preußische König mag ganz gute persönliche Eigenschaften besitzen, aber damit regiert man keinen Staat. Natürlich wieherte sofort das ganze Auditorium und ich mit ihnen, denn das Lachen steckt an.

Es wird für uns Preußen hier allmählich sogar unheimlich. Aber interessant ist es in jedem Falle, und da die Bewegung doch nicht mehr im Sande verlaufen kann, so fragt man nur

immer: wann geht es denn los? oder: wo geht das hin? Nicht anders ist es in Frankreich, in der Schweiz, in Italien. Überall eine Krise in nächster Aussicht.

* * *

Die Pandekten haben denn schließlich auch ein Ende genommen. Ich habe von den vierhundertundfünfzig Stunden nur sieben — und auch diese nur wegen Unwohlseins — versäumt, und einhundertundsiebzig Bogen vollgeschrieben, die ich nun getrost nach Hause tragen kann. Zugleich sollen sie aber auch im Laufe des Sommers durchgearbeitet werden.

Wegen meiner Augen war ich bei dem berühmten Professor Chelius. Auch er weiß mir nicht zu helfen. Burow in Königsberg vertröstete mich ihretwegen, auch wegen meiner Migräne, einst auf das vierzigste Lebensjahr. Sollte ich wirklich so alt werden? Ein unheimlicher Gedanke.

Ein drittes und letztes Pandektensonett:

Den ganzen Winter hab ich nun gesessen
Und Wort für Wort den Vortrag nachgeschrieben,
Sah nicht die Flocken um die Fenster stieben,
Hatt' ich doch fast, was draußen war, vergessen.

Geändert hat die Welt sich unterdessen,
In Sonnengold stehts überall geschrieben:
Es naht der Lenz, der Winter ist vertrieben,
Und manch ein Keim blickt schon hervor vermessen.

Da werf ich schaudernd meine Feder nieder,
Bank und Katheder möcht ich gleich zerschlagen
Denn meine Knabenungeduld kehrt wieder.

Gleich möcht ich jetzt, frei, wie in jenen Tagen,
Nach Schmetterlingen mit dem Goldgefieder,
Auf Bergeshöh'n nach meinen Träumen jagen.

* * *

Ein lyrischer Dichter, Heinrich Schnaufer, der seine Gedichte in einem starken Bande, auf seine Kosten, hat drucken lassen, bat mich, da er eine neue Ausgabe vorbereite, die auszumerzenden Gedichte zu bezeichnen. Ich las das Buch und gab es ihm zurück mit dem Bemerken, daß ich vorgezogen hätte, die bleibenden Gedichte zu bezeichnen. Zu diesen gehörte nicht das an die Ida, Gräfin Hahn-Hahn, mit dem Reim „Ida" und „die da". Natürlich nahm er mir das sehr übel.

Vielleicht geht es mir einmal mit meinen Gedichten ebenso.

Heidelberg, den 13. April 1847.

Die ganzen Osterferien über haben wir nur ein kaltes und nasses, höchst ungemütliches Wetter gehabt; doch sind die Bäume bereits alle belaubt. Einmal schneite es sogar tüchtig und die blühenden Pfirsichbäume am Heiligenberg standen rot und wie erstarrte Korallen mitten im Schnee. Türke und Pischon sind nun längst fort; denn Heidelberg ist eigentlich doch nur eine Station, auf welcher der Lebenskarren eine Weile anhält und die Pferde sich verschnaufen. Da bekümmert sich keiner um den andern. Was lohnt es miteinander bekannt zu werden, da die nächste Minute den einen nach Süden, den andern nach Norden entführt. Und gar Freundschaften? Man sieht sich ja niemals wieder. Man begrüßt sich, wie zwei Wagen sich begegnen. Ein ewiges Kommen und Gehen, ein ewiger Wechsel. —

Nichts als eine Station.

Heidelberg, den 14. Juni 1847.

Ich kam den dreißigsten Mai abends von einer herrlichen Rheinreise zurück, leider unwohl. Das Leiden bildete sich zu

einer Gehirnentzündung aus und ich war dem Tode ganz nahe. Professor Pfäufer und Doktor Pikford behandelten mich. Aderlässe, Eis, Blutegel, spanische Fliegen wechselten grauenvoll miteinander ab. Ich war tagelang bewußtlos, in der dritten Nacht aufgegeben; die Jugend siegte schließlich. Nach vierzehn Tagen vermochte ich wieder auszugehen.

Wie leicht wäre mir das Schicksal jenes Studenten zuteil geworden, von dem ich im folgenden sprechen will!

Er war, wie ich, in den sehr heißen Maitagen in Heidelberg krank geworden und einem Blutsturz zum Opfer gefallen. Am Tage vor unserer Rheinreise hatten wir ihn zu Grabe begleitet. Auch er stammte, wie der im Winter von uns begrabene, aus Schleswig-Holstein, war bei den Saxo-Borussen eingetreten und hieß Ostermann.

Wie wir vor etwa drei Wochen vor unserem Gasthause in Sankt Goar draußen auf der Veranda sitzen und uns an der herrlichen Abendluft, an dem Rhein und dem Wein erfreuen, fährt plötzlich eine Extrapost vor, was hier ganz ungewöhnlich, da jedermann nur den Rheindampfer benutzt. Ein Herr steigt aus, bestellt sofort die Pferde zur Weiterfahrt und geht an uns vorüber in das Haus. Wir waren fünf Mann, drei Preußen: Disselbach, Nadrowski und ich, sowie zwei Polen: Krasinsky und Motty; alle Studenten und als solche erkennbar.

Nach einer Weile kommt der Herr heraus, stellt sich als den Gutsbesitzer Ostermann aus Schleswig-Holstein vor und fragt uns, ob wir etwa aus Heidelberg wären, er fahre dahin — Tag und Nacht — um seinen schwer erkrankten Sohn zu besuchen. Wir erwidern, daß wir vor drei Tagen Heidelberg verlassen und auch von der Krankheit seines Sohnes gehört hätten, doch nichts näheres wüßten.

Der Wagen war mittlerweile bespannt und der Postillion stieß mahnend ins Horn, dessen Echo sich an der Felswand in Goarshausen drüben brach.

Wir fünf Personen saßen nun in der größten Verlegenheit da, nicht wissend, was wir tun sollten. Der Herr war, um zu bezahlen, wieder in das Haus gegangen. Durften wir weiter schweigen? Sollten wir ihm sagen, daß sein Sohn bereits begraben wäre? Ihm die kurze, letzte Hoffnung rauben?

Nach vielem Hin- und Herreden schien es doch am besten, ihm die Wahrheit zu sagen. Ich sollte der Sprecher sein.

Der Herr tritt wieder hinaus. Wir stehen sämtlich wie auf einen Befehl auf. Ich mache ihm einen Schritt entgegen. Da wünschte er uns rasch eine gute Nacht und springt in den Wagen. Sofort treibt der Postillion die Pferde an.

Ihr Hufschlag verhallt. Wir stehen da, die Augen voller Tränen, greifen zu den Gläsern und stoßen an. Doch trinkt keiner einen Tropfen.

Heidelberg, den 12. Juli 1847.

Ich treibe seit vielen Wochen fast nur italienisch, um mich gut auf die Reise nach Rom vorzubereiten; außerdem liegt bei mir alles voll vou Büchern wie: lateinische Klassiker, römische Geschichte, Kunstgeschichte, Lexika, Dante und ähnliches.

Gestern war ich mit Motty auf einer Kirchweih. Um nicht verstanden zu werden — wir saßen an einem Tisch im Freien mit anderen Personen zusammen —, sprachen wir italienisch. Das erregte große Heiterkeit. Einige Damen steckten sich sogar das Taschentuch in den Mund, um das Lachen zu verbergen. —

In einem meiner Bücher fand ich den Ausspruch eines alten griechischen Philosophen, daß die schrecklichsten aller Menschen

doch die Ärzte wären, wenn es keine — Philologen gäbe. — Wie mich das an das Friedrichskollegium erinnerte! Aber uns beseligt nicht bloß „ein falscher Begriff", sondern auch ein jedes Studium, dem wir uns voll und ganz hingeben. So erzählt man von dem berühmten Philologen Immanuel Bekker, daß er in ganzen sechs Monaten von Brüssel nichts kennen lernte, als die Straße, die von seiner Wohnung zur Bibliothek führte.

Heidelberg, den 14. Juli 1847.

Ich habe mich nun von meiner Krankheit vollkommen erholt. Meine Wirtsdamen, namentlich „Gretche", haben sich dabei und später so liebevoll betragen, daß ich es ihnen nie vergessen werde. Nicht weniger dankbar bin ich den beiden Doktoren. Neulich traf ich den Gehilfen meines Chirurgus, der eine Nacht bei mir gewacht hatte. Er freute sich, mich so wohl zu sehen, und sagte: „Ich hätte für Sie keine Prise mehr gegeben." Mir kam das sehr seltsam, ja komisch vor, denn daß ich hätte sterben können, war mir nie in den Sinn gekommen. — So bin ich denn mit allem zufrieden. Böse bin ich nur auf die Blutegel, die mir, außer Blut, auch noch ganze fünf Taler abgezapft haben.

Heidelberg, den 20. Juli 1847.

Mein Umgang in diesem Sommersemester beschränkt sich im wesentlichen auf den Studenten Julian Klaczko, welcher bald nach Ostern von Königsberg hierher kam. Schon dort war er uns vor einem Jahre aufgefallen, weil er durchaus jede Halsbinde verschmähte und des Deutschen noch nicht genügend mächtig war. Er stammte nämlich aus Wilna, wo sein Vater Kaufmann ist, hatte aber Rußland verlassen müssen, weil er mit den aufständischen Polen sympathisierte; er studierte

in Königsberg, gab aber auch dieses auf, da ihn eine Ausweisung seitens der Preußischen Regierung und die Auslieferung an Rußland bedrohte, was identisch mit einer Spazierfahrt nach Sibirien gewesen wäre.

Mit ihm ist mir eine neue Welt aufgegangen. Er gehört zu jenen Menschen, die alles studiert haben, alles wissen und erfassen. Sein eigentliches Fach ist die Geschichte, er spricht aber auch verschiedene Sprachen und ist, obwohl noch halb unbewußt, der entschiedenste Journalist. Denn auf dem Grunde all seiner Studien ruht doch die Politik und die Nationalität.

„Mensch, Jude und Pole — welch furchtbare Dreiheit!" so sagte er eines Tages zu mir, als wir auf einer kleinen Bank im Friedhof südlich von Heidelberg saßen.

Er geht hier, außer mit mir, fast nur mit Slaven um und mit — Revolutionären. Sein Traum ist nämlich die Wiederherstellung Polens. Zu diesem Zweck möchte er das ganze Europa zusammenrütteln und schütteln, zuvörderst aber Deutschland vernichten, das ihm am meisten im Wege ist. Aber auch Frankreich muß revolutioniert und die Balkaninsel in einen Vulkan verwandelt werden. Er besucht Struve in Mannheim, hält sich zu den serbischen Studenten und läßt sich von ihnen über die Zustände im Orient unterrichten. Den nächsten Tag steht alles in der „Deutschen Zeitung", die seit kurzem Gervinus herausgibt; die Serben wundern sich aber höchlichst, über welche ausgezeichnete und vorzüglich unterrichtete Korrespondenten die Zeitung verfüge. Sie wissen überdies nicht, daß Artikel, welche die Überschrift haben: „Von der russischen, der serbischen Grenze", alle in Heidelberg selbst geschrieben werden.

Wenn ich ihn besuche — er lebt sehr ärmlich — oder mit ihm spazieren gehe, so umfaßt sein Geist gleichsam Himmel

und Erde. Nirgends freilich etwas Positives. Aus allem, was er berührt, spricht der Geist der Verneinung. Er kennt alle Verschwörer, die am Galgen geendigt haben, weint bei ihren „letzten Worten“ und ist überzeugt, daß auch er einst auf der Guillotine endigen werde. Er haßt nicht bloß das Philistertum, sondern auch den ganzen Mittel- und Bürgerstand. Recht hat, nach ihm, nur die Revolution, die Zerstörung. Daher ist er auch der größte Feind des Parlamentarismus und des konstitutionellen Systems. Außerhalb der Republik, die allein Gnade vor seinen Augen findet, gibt es kein Heil.

Wie aber alle Radikale der Art, hat er den größten Respekt vor der Kraft.

Als wir einmal lang und breit über die beste Staatsform gestritten hatten, fragte ich: „Nun sage mir einmal, welche hältst Du aber in der Praxis für die beste?“

Er erwiderte sofort: „Die beste ist ein gesunder Despotismus.“ — —

Klaczko spricht ein vorzügliches Französisch und bringt mir die richtige Aussprache bei, während wir den Kean von Dumas lesen. Er ist, mir gegenüber, ganz Seele, ganz Gefälligkeit. Er drang mir sogar ein altes Opernglas auf, die einzige Sache von einigem Werte, die er besaß.

Leuten, wie Disselbach, gegenüber ist er ganz Rücksichtslosigkeit, ganz Spott. Er nannte ihn dumm, faul und gefräßig. Obwohl eigentlich recht abgebrüht, konnte Disselbach das doch nicht auf sich sitzen lassen und forderte Klaczko auf Pistolen.

„Er wird mich sicher totschießen,“ sagte Klaczko ruhig, „so wird denn doch aus der Guillotine nichts werden.“

Ich ging sofort zu Disselbach, der sich eigentlich nur hatte von andern aufhetzen lassen, und brauchte nicht viel Überredung. Er zog die Forderung zurück.

„Schade," sagte Klaczko. — —

Nur in einem einzigen Punkte ist zwischen uns eine Einigung nicht möglich, nämlich in betreff der preußischen Provinz Posen. Ich versichere hoch und teuer, daß ich ihm diesen „Keil" nicht abtreten könne; er macht mit dem größten Feuer geltend, daß er auf die heilige Erde des Märtyrers Adalbert nicht verzichten dürfe. Ich schlage ihm dann lachend als Tausch die Erde in Ostpreußen vor, wo einst der heilige Adalbert erschlagen wurde. Er sagt: „Die Religion kümmert mich nicht, es ist mir nur um die Politik zu tun; denn ich bin in erster Reihe Pole, in zweiter Jude und in dritter allenfalls auch Mensch."

Wir lachen, drücken uns die Hand und beginnen den Streit von neuem. Es gibt eben Dinge, über welche eine Einigung nicht möglich ist.

Neulich erzählte er mir, daß sein demokratisches Gewissen sich mächtig rege, wenn Gervinus ihn mit Herr von Klaczko anrede. Er sage dann jedesmal: „Um Verzeihung, Herr Hofrat, recht und schlecht bloß Klaczko."

„Ei, das tut ja nichts, Herr von Klaczko!" laute die Antwort.

Heidelberg, den 24. Juli 1847.

Welch eine Überraschung! Indem ich vor ein paar Tagen durch die Hauptstraße gehe, steht plötzlich vor mir Bruder Otto, dem unser Vater eine Reise durch Deutschland gestattet hat. Nun verstand ich erst, warum ein Brief mit einhundert Talern an mich angekommen war, auf die ich ganz und gar nicht gerechnet hatte; das Geld war eben für Otto bestimmt.

Er geht nun erst noch an den Rhein, kehrt nach Heidelberg zurück, und dann treten wir unsere große Reise in die Schweiz und nach Italien an. Auch Disselbach geht mit uns und ein Mecklenburger Student mit dem heroischen Namen Bockhahn. Doch fährt dieser einen Tag vor uns ab, um an der Spielbank in Baden-Baden sein Glück zu versuchen und im Falle des Gewinnens bis Neapel zu gehen. Otto kehrt aus der Schweiz nach Deutschland zurück, während wir, Disselbach und ich, uns Rom als Ziel gesetzt haben.

Also nach Rom!

Lyrischer Anhang.

Als Ergänzung zu meinen 1895 in Dresden unter dem Titel „Aus fünfzig Jahren“ erschienenen Gedichten biete ich dem geneigten Leser noch den folgenden lyrischen Strauß dar, welcher verschiedene Gedichte aus der Zeit von 1845 bis 1903 enthält. Ein langer Zeitraum! Ich hätte ihn noch weit umfangreicher gestalten können, aber ich habe vor einiger Zeit, als es galt, mein Reisegepäck zu erleichtern, weit den größten Teil meiner Gedichte verbrannt. Bei dieser krematorischen Handlung dachte ich gern an den Vers des spanischen Dichters Echegaray:

Nuestra vida simboliza
Este papel siu valor:
Unos gritos de dolor,
Y unos copos de ceniza.

Zu deutsch:

Als Symbol von unserm Leben
Dieses Blatt sich denken läßt:
Schmerzensschreie, Flammenbeben
Und ein kleiner Aschenrest.

Mit diesen Worten nehme ich zugleich für immer Abschied von all den freundlichen Lesern, welche mich auf meiner literarischen Laufbahn mit Nachsicht begleitet haben.

Troer und Griechen.

Es öffnet sich der Dorfesschule Pforte,
Der laut entströmen wilde Knabenscharen,
Nachläss'ge Hörer für des Lehrers Worte:
Ob im Gedächtnis eins sie noch bewahren?

Sie stürzen auf des Dorfes Anger hin mit Schreien,
Zerlumpt die meisten, doch mit frischen Wangen,
Und bilden rasch zwei krieg'rische Parteien,
Von Mut erfüllt und trotz'gem Kampfverlangen.

Ich aber sitze nah auf einem Hügel
Und dünke Zeus mich auf des Idas Höhen,
In meinen Händen des Geschickes Zügel,
Der Troer und der Griechen, die dort stehen.

Und wahrlich, ähnlich sind die jenen beiden:
Die Lineale sind die scharfen Klingen,
Gezogen aus den Taschen, ihren Scheiden,
Um hoch sie auf der Feinde Haupt zu schwingen.

Die Schiefertafeln sind die schwarzen Schilde,
Doch hüten sie sich noch darauf zu schlagen,
Statt eines Helmes flattert stolz der wilde
Haarbusch, den stets auf ihrem Haupt sie tragen.

Aus wilden Augen schleudern sie die Lanzen.
Ha, wie sie treffen und die Feinde reizen!
Wie wild die Schwerter aufeinander tanzen
Und Funken sprühend sich gar lustig kreuzen!

Und wie im Streit des Hektors und des Aias
Selbst Stein' als Waffen dienten, statt der Speere,
Und wie Achilleus traf der Fels Aineias,
Daß dieser sich des bittern Tods erwehre:

So werfen auch mit Steinen Troer, Griechen,
Daß mancher Schild zerbrochen fällt in Trümmer;
Auch fehlt es nicht an grauenvollen Flüchen;
Mit jedem Anlauf wächst die Wut noch immer.

Seht, Troer, dort auf euren Mauern stehen
(Zwar nicht auf Mauern, doch auf Zaunesrücken)
Viel holde Mädchen, Schwestern, und sie sehen
Auf euren Kampf mit angsterfüllten Blicken.

Noch schwankt der Kampf. — Ich sitze auf dem Hügel
Und schaue auf den Krieg zu meinen Füßen.
Da kommt der Lehrer, ein lebend'ger Prügel: —
Ihr werdets bitter, Griechen, Troer, büßen.

1846.

Geisterbeschwörung.

Fort, weicht von mir, ihr dämm'rigen Gestalten,
Nicht länger dürft in meinem Haupt ihr walten!
Aus euren Gräbern rief ich euch, ihr Geister,
Ich bann' euch wieder, euer mächt'ger Meister.

Doch wehe, weh, ihr wollt nicht von mir weichen,
Mein Bannspruch kann euch nicht von hinnen scheuchen.
So ist mir wohl das rechte Wort entfallen,
Und ihr, ihr haltet mich in eh'rnen Krallen? —

O seht mich nicht so wütig an, mit Blicken,
Die alle Kraft in meiner Brust ersticken!
Umtanzt mich nicht so wild, ihr blut'gen Fratzen!
Rührt mich nicht an mit euren blut'gen Tatzen!

Ihr bringt zum Wahnsinn mich. Selbst nachts im Traume
Schwebt ihr um mich im dunklen, leeren Raume
Und raubt mir meinen Schlaf. O laßt mir Müden
Doch wenigstens den Schlaf und seinen Frieden.

Aus Gräbern, wo ihr schlieft seit vielen Jahren,
Rief ich zum Sonnenlicht euch auf, dem klaren;
Habt Mitleid doch mit mir, ihr meine Geister,
Bedenkt, ich bin, ach, war einst euer Meister! —

„Was weckteſt Du uns aus des Grabes Tiefen,
Wo ruhig wir in Todesträumen schliefen?
Was nahmst Du uns des süßen Schlafes Frieden
Und hast von unsern Gräbern uns geschieden?"

„Wir trugen kein Verlangen nach dem Lichte,
Wir fühlten wohl uns in der Nacht, wir Wichte;
Drum tanzen wir vor Dir im dunklen Raume
Und necken Dich im Schlaf und schweren Traume." —

Ha, wie sie mich umringen, und mich höhnen,
Wie ihre Stimmen mir gespenstisch tönen,
Wie sie mit Geisterbanden mich umwinden! —
Ich kann das Wort, das rechte Wort nicht finden.

1846.

Der Adersbacher Steinwald.

Ihr habt wohl noch die Kunde nicht erfahren
Vom Adersbacher Steinwald, wie entstanden? —
Gott wollte einst der Völker Freiheit wahren,
Die er gefesselt sah in allen Landen.

Er wollte auf den Himmelsbogen schreiben
Von Glück und Freiheit eine süße Märe,
Dort sollte sie für alle Zeiten bleiben,
Für alle Völker eine Gotteslehre.

Doch war die Druckerkunst indes erfunden,
Gott sah, wie man so schnell und deutlich druckte
Mit schön geschnittnen Lettern, zierlich runden,
Und sie geordnet aneinander ruckte.

Er warf die Feder fort und schnitt aus Steinen
Um drauf zu drucken, riesengroße Lettern
Und stellte aufrecht sie, auf guten Beinen,
Daß sie kein Donner könnt' zu Boden wettern.

So standen sie, kein I=Punkt war vergessen,
Geordnet an einander, gleich wie Kerzen.
Er brauchte nur die Spitzen noch zu näßen,
Das heißt, mit schwarzen Wolken gut zu schwärzen.

Dann legte er auf sie die Himmelsblätter
Und druckte drauf mit seinen Donnerpressen.
Von ihrer Stelle wankte keine Letter,
Kein Wort, kein Komma war, kein Punkt vergessen.

Und an den Himmel klebte Gott die Bogen,
Darauf geschrieben seine Freiheitskunde,
Der blaue Grund von goldner Schrift durchzogen, —
Doch sah das Volk sie an mit off'nem Munde.

Es wußte diese Züge nicht zu deuten.
Es kamen auch herbei die Klugen, Weisen.
Doch half kein Klügeln. — Seht, seit jenen Zeiten
Geh'n sie noch immer in denselben Gleisen.

Doch schauen die bedrückten Völker immer
Hinauf zur Sternenschrift auf blauem Grunde.
Vielleicht, daß einst sie deuten ihren Schimmer
Und ihnen klar wird ihre Freiheitskunde. —

Die Adersbacher Lettern aber stehen
Noch immer fest, und wenn die Donner grollen,
Sagt man, nun drucke Gott in seinen Höhen,
Sein Donner sei der Druckerwalze Rollen.

1846.

In einer Schenke.

Ihr braunen, finstern, schwarzgelockten Böhmen,
Die rauchend ihr euch um den Schenktisch scharet,
Seh' ich euch an, muß ich mich wahrlich schämen,
Denk' ich, was jetzt ihr seid und einstmals waret.

Blieb übrig nichts von eurem stolzen Ruhme?
Von eurer großen Vorzeit schwand das Wissen?
Freilich, zerstört sind eure Heiligtume
Und der Geschichte Blätter längst zerrissen.

Ich aber lächle ob dem schlechten Streiche;
Denn willst du dich des Lichtes gut erwehren,
Du pfaffendunkles, stolzes Österreiche,
So mußt du deine Wälle besser sperren.

Du läßt nicht Bücher über deine Grenzen,
Du duldest keine fremden Freiheitschöre,
Daß nicht das Volk von neuen, grünen Lenzen,
Von Völkerrecht und glüh'ndem Hasse höre:

Und läßt doch Fremde ein in deine Marken? —
Sieh', ich allein ersetze tausend Bücher,
Sprech ich von der Vergangenheit, der starken,
Und reiße von ihr deine Leichentücher.

Wie werden doch die kühnen Böhmen staunen,
Wenn ich von Huß und Ziska ihnen künde,
Von ihren Siegen, ihren Schlachtkartaunen,
Daß von den Augen ihnen fällt die Binde.

Ich weiß, sie werden stolz die Hand mir drücken,
Voll Dank mich anschau'n, still und innig. —
Auf daß sie länger nicht vor dir sich bücken,
Du kluges, stolzes Östreich, — gleich beginn ich.

1846.

Im Regensburger Dom.

Zur Messe ruft's. Die Menge auf den Knieen
Wagt zu dem Himmel kaum den Blick zu heben,
Den Rosenkranz nur durch die Finger ziehen
Sie stumm und ihre sünd'gen Herzen beben.

Der Priester steht in reichen Meßgewändern,
Gar fromm den Blick erhebend, am Altare;
Ein bittrer Zug in seinen Lippenrändern
Verrät, daß dieses Antlitz nicht das wahre.

Wie zierlich kann er nicht die Hände falten!
Wie weiß voll Grazie er das Haupt zu neigen!
In zarten Händen den Pokal zu halten,
Und voller Anmut seine Knie zu beugen!

Er ist so jung. — Wohl manche Schöne hebet,
Daß aus des Heil'gen Blick sie Demut sauge,
Schamvoll zum Priester ihren Blick und bebet,
Fällt auf die schöne Knieende sein Auge.

Sie wagt nicht wieder zum Altar zu blicken,
Doch seufzt sie still für sich mit bangem Trauern:
O, daß dich nimmer darf die Lieb' beglücken,
Daß du so einsam bist in Klostermauern!

Er aber nimmt den Leib des Herrn, dann küßt er
Ihn schmerzensvoll, und denkt mit bangem Trauern:
O, weh mir, daß nicht lieben darf ein Priester,
Daß ich so einsam bin in Klostermauern!

Welch frommes Kind! hör ich die Menge flüstern;
Welch Heiliger! wie weiß er zu erbauen!
Seh'n sie wohl beider Blicke sich verdüstern,
Da sie einander in die Augen schauen?

1846.

Im Regensburger Rathaus.

I.

Ihr Wächter, dräuend stehend an der Pforte,
Gestalten kühn und kräftig, böse Richter
Zu mahnen an das Recht durch starke Worte,
Droht ihr mit euren Waffen auch dem Dichter?

Hebt ihr sie mahnend auf, daß er nicht künde
Lüge und Falschheit und die Menschen täusche?
Daß er dem Wahn die Fackel nicht entzünde
Und Hingebung für dreiste Lügen heische?

Er tritt vor euch getrost und ohne Zagen
Und blicket ruhig auf zu euch, ihr Rächer;
Denn stets hat er gewagt, was wahr, zu sagen,
Nur für die Lüge trug er Pfeil' im Köcher.

Dem Recht, der Schönheit galten seine Sänge,
Stets war verhaßt ihm Sklavensinn und Demut,
Doch tönten wohl am laut'sten seine Klänge,
Sang er von Freiheit, ob auch oft mit Wehmut.

Auch hat er niemals selber sich belogen
Und Schmerz geheuchelt, um damit zu prahlen;
Nie hat er aus der Brust den Pfeil gezogen,
Um für die Meng' ein blutig Bild zu malen. —

Hebt nicht die Waffen auf, ihr droh'nden Richter
Der Herzen derer, die dies Haus betreten!
Ohn' Furcht und Bangen mag eingeh'n der Dichter:
Das Droh'n gilt nur den klugen, list'gen Räten.

1846.

II.

Der Führer geht voran mit der Laterne,
Ich folg' ihm nach, mit Bangen fast und Zagen;
Wir treten in den tiefen Kerker, ferne
Vom Licht, gefüllt noch mit Gefang'ner Klagen.

Wie einer, den sie hier zum Tode führen,
Fühle das Herz sich mir zusammen pressen,
Und kalte Todesschauer mich berühren,
Mit Schweißestropfen meine Stirn' sich nässen. —

Stets fühl' ich mich gedrückt von schwerem Bangen,
Tret' ich in öde, finst're Kerkermauern,
Und dennoch treibt ein seltsames Verlangen
Mich stets von neuem hin zu ihren Schauern.

In düstern Kerkern, wo nur Tränen rannen,
Hab' ich geahnt der gold'nen Freiheit Wonnen;
In tiefen Burgverließen der Tyrannen
Hab' ich geöffnet meines Hasses Bronnen. —

Und aus den Kerkern gehts zur Folterkammer.
Den Weg hat manch' Gefang'ner wohl betreten,
Voll Kraft ging er hinein, gebrochen kam er
Hinaus; kaum ließen ihn die Wunden beten.

Wie hätten wohl die Marterinstrumente
Unschuld'ge selber zum Geständnis nicht gezwungen,
Wenn man die Glieder voneinander trennte,
Und Flammen sie umspieh'n mit glüh'nden Zungen.

Wie hätte der Unschuld'ge nicht erfunden
Verbrechen, davon rein war sein Gewissen,
Wenn glüh'ndes Blei man goß in seine Wunden,
Und auf der Folter seine Sehnen rissen.

Der Führer deutet mir die Folterqualen
Und zeigt am Holz mir noch vom Blut die Flecken.
Ich schau' sie schaudernd an, die rötlich fahlen,
Und muß entsetzt die Augen mir bedecken.

O, Fluch den Zeiten und den grausen Mälern
Der Tyrannei und Willkür der Despoten,
Und Fluch den Menschen, die zu blut'gen Quälern
Gefang'ner Brüder herzlos sich erboten!

Ja, Fluch der Menschen Geist und ihrem Denken,
Wenn sie die Götterkraft so schmählich nutzten,
Mit grauenvoller Lust auf Folterbänken
Die heil'ge Gabe undankbar beschmutzten. —

Was raubtest du der hohen Götter Feuer
Und bliest es ein den tönernen Gestalten,
Prometheus? — Nicht fraß dann an dir der Geier;
O, hättest du dein Feuer doch behalten!

Dann krankt' die Menschheit nicht an schweren Wunden,
Die ihr geschlagen jene Götterflammen:
Denn was der Mensch auch Herrliches erfunden,
Vor seinem Quälen sinkts in nichts zusammen.

1846.

Niklas Becker.

Ich kannte Dichter, die voll Schmerzen riefen
Manch' echtes Lied aus ihres Herzens Tiefen,
Und and're, die mit Vers und Reimen rangen
Und manches Leid, das nie sie fühlten, sangen.

Doch war der Ehrgeiz stets in beider Bunde:
Sie wollten leben in des Volkes Munde;
Zwar sangen sie von Schmerzen, Kampf und Sterben,
Doch nur um Ruhm und Ehre zu erwerben.

Du aber griffst in deines Busens Schachten
Und nahmst nicht wahr, daß deine Hände brachten
Statt Eisens glänzend Gold zum Tageslichte,
Denn fremd war dir sein Schein und sein Gewichte.

Und warfst es fort, ein spielend Kind. Da fand es
Ein stiller Wand'rer just, und der erkannt' es;
Er wies dein Gold den Freunden, deutschen Knaben,
Und laut erscholls: Sie sollen ihn nicht haben!

Und wo ein deutsches Herz und deutsche Zungen,
Da ist dein Lied vom freien Rhein gesungen,
Und aller Herzen haben hoch geschlagen,
Und die Franzmänner überfiel ein Zagen. —

Du horchtest staunend diesem Jubelklange
Und wardst begeistert von dem eig'nen Sange,
Und sprachst bei dir: wie ist es nur gekommen,
Daß solch ein Lied ist meiner Brust entglommen?

1846.

An R. O.

Als Gott uns rüstete zur Erdenreise,
Gab er als Führer in dem Erdgewühle
Uns heil'ge, reine, kindliche Gefühle,
Die sicher leiten durch das Weltgeleise.

Sie nahen, wenn wir schwanken, still und leise
Und führen sicher zu dem fernsten Ziele,
Doch gibt es der Verblendeten gar viele,
Die sie ertöten kalt, nach Mörderweise.

Du hast dein kindliches Gefühl erschlagen
Mit frecher Ironie und eis'gen Witzen;
Gib acht, es wird dich einst vor Gott verklagen.

Wie willst du dich vor der Beschuld'gung schützen?
Zu Boden sinkend, wirst dus nimmer tragen
Und über dir flammt Gott mit seinen Blitzen.

1845.

Eingesalzen.

Die schönste Rose warst du eben nur,
Die Hafis je in seinem Lied besungen,
Um eine schön're hätte nie erklungen
Bülbüls Gesang auf morgenländ'scher Flur:
Und nun — zum Winter wirst du eingesalzeu.

Wenn erst in Eis verwandelt jedes Naß
Und Silberblumen an dem Fenster blühen,
Da öffnet, auf dem Ofen zu verglühen
Und Duft zu spenden, man dein Faß:
Denn darum, Rose, wirst du eingesalzen.

O, tiefe Trauer, Mädchen, faßt mich an,
Seh' ich die Rosenröte deiner Wangen;
Ich fühle nicht ihr holdes Glutverlangen,
Ich denke nur, wie bald es enden kann,
Wie bald, o Rose, wirst du eingesalzen.

1851.

Villa Elisabeth.

Ich mag nicht eure Muckerei
Mit Augenverdrehn und Himmeln;
Behaltet euren Zuckerbrei,
D'rin Basilisken wimmeln.

1897.

Der Riese und die Zwerge.

Der Riese im Walde erlag dem Beil
Der Knechte im rauhen Loden.
Sie schlangen um seine Krone das Seil,
Sie trieben in seine Brust deu Keil —
Der Eichbaum lag am Boden.

Was halfs, daß er im Fallen zerschlug
Vom niedern Gestrüpp ein tausend;
Es blieben ja doch der Kleinen genug,
Sie drängten um seinen Stamm sich klug,
Au Stelle des Riesen hausend.

Sie wähnten, die vielen tausend sei'n
Doch mehr als der Riesen einer;
Sie blieben doch Zwerge trotz allem Schrei'n,
Sie krochen wohl über des Riesen Gebein
Und schienen nur immer kleiner.

1895.

Träumen.

Ach, wie lieblich ists zu träumen
Unter einer schatt'gen Linde,
Wenn die Wellen ferne schäumen
Und die Lüfte wehen linde.

Von dem Turme Glockentöne,
Aus dem Dome Orgelklänge,
In der Linde lieblich-schöne,
Sehnsuchtsvolle Vogelsänge.

Durch die lichten, blauen Fluten
Rudern leichte Segelkähne,
Durch des Himmels klare Gluten
Ziehen weiße Wolkenschwäne.

Durch die Seele klingen leise
Tausend wunderbare Lieder,
Und in immer schön'rer Weise
Tönet sie das Echo wieder. —

Ach, wie selig macht das Träumen,
Selig, wie zu einem Kinde,
Und wie läßt sichs lieblich reimen
Unter einer schatt'gen Linde.

1845.

Kontraste.

I.

Der Sturm peitscht wild die Wellen,
Drauf schwankt ein lehrer Kahn;
Wie gierige Hunde bellen
Sie schäumend das Ufer an.

Am Strande steht eine Hütte,
Und durch das Fensterlein
Dringt aus der Stube Mitte
Der rauchigen Lampe Schein.

Und drinnen liegt eine Leiche,
Ein Jüngling, naß nnd kalt,
Daneben kniet eine bleiche,
Eine zarte Mädchengestalt.

Sie kann nicht klagen, nicht weinen,
Die Augen trocken und rot,
Sie preßt nur den Mund auf den seinen:
Sie küßt sich am Ende zu Tod.

II.

Die leichten Wellen kosen
Um ein bewimpeltes Schiff,
Es singen die braunen Matrosen,
Laut tönt des Seemanns Pfiff.

Es hallen lustig die Sänge,
Die frischen Lüfte weh'n;
Am Ufer fragt die Menge:
Wo bleibt der junge Kap'tän?

In dunkler Bäume Schatten,
Nah an des Meeres Strand,
Steht auf der Wiese Matten
Ein Häuschen am Bachesrand.

Und drinnen sind zwei geschäftig
Die Lippen zu küssen sich rot:
Ei, herzt auch nicht so heftig,
Ihr küßt euch am Ende zu Tod.

1846.

Einsamkeit.

Auf weiter, weiter Heide
Ich ganz allein, allein.
Aus grauen Wolken dämmert,
Wie scheu, das Licht herein.

Der Wind saust durch die Disteln,
Der Regen rauscht mir zu:
Geh' heim, geh' heim, du Müder,
Du findest doch nicht Ruh'. —

Durch einer Wolke Spalte
Bricht grell der Sonne Rot:
Ich wollt', ich könnte schlafen,
Noch besser, ich wär' tot.

1846.

Versenk' dein Leid —

Versenk' dein Leid in dieses Waldes Tiefen
Und sinne nicht Vergang'nem nach,
Ruf' nicht die Geister, die so lange schliefen,
Durch deine laute Klage wach.

Verbirg dich wie das Tier im tiefsten Grunde,
Getroffen von des Jägers Blei,
Daß nicht ein Weheruf von deinem Munde
Verrate, wo dein Lager sei.

Hüll', wie die Tanne, dich in stolzes Schweigen,
Auch wenn am Stamm die Axt schon klopft,
Und lächle, wenn im wilden Erdenreigen
Dein Herzblut auf die Diele tropft.

Du bist ein Nichts und darfst es nicht vergessen,
Ein Traum hat mehr Gestalt als du;
Du bist nicht einmal dein; doch fragst du wessen? —
O, störe nicht des Waldes heil'ge Ruh.

1897.

Es sinkt die Sonne —

Es sinkt die Sonne bleich und fahl
Tief hinter die Spitzen und Buchten,
Es leuchten im matten Abendstrahl
Die Ränder der sandigen Schluchten.

Nun ist es wohl das letzte Mal,
Daß ich dies Rauschen höre,
Den ungestümen Meerchoral
Und die brausenden Wellenchöre.

Wo ist der Busch, wo ist der Baum,
Darunter ich oft gesessen?
Verdorrt, verweht, wie ein flücht'ger Traum,
Von Sand und Wellen zerfressen.

Wo ist der Stein am sand'gen Strand
Der den Lagernden halb beschattet?
Nun ruht er mitten im Wogenbrand,
In kühler Tiefe bestattet.

Wo sind sie hin, mit denen du einst
Viel lustige Lieder gesungen?
Und ob du auch heiße Tränen weinst,
Der Tod hat sie alle bezwungen.

In der Luft ein kreischender Mövenschrei
Durchbricht die schauernde Stille;
Ein schneidender Ruf: vorbei, vorbei! —
O wundersame Idylle!

Rauschen 1897.

Schwalbentod.

Zwitschernd flogen die Schwalben schon in der Frühe des Tages,
Schossen mit jubelndem Schrei durch die Luft und kehrten zum Neste,
Wo aus dem Loch, nur groß genug, um das Köpfchen zu strecken,
Hungrige Innge zeigten die weiten, unförmigen Schnäbel.
Jedes erhielt nach der Reih' eine Fliege oder ein Mücklein,
Welche die sorgende Mutter gefischt in dem sonnigen Äther.
Aber es brachen Stürme herein, es regnete endlos.
Ach, da gab es nicht Äther, nicht Sonne, es fehlte die Nahrung;
Rastlos jagten die Schwalben im kreischenden Flug durch die Nebel,
Hungrig streckten die Jungen heraus die zottigen Köpfe.
Oftmals erschien die Mutter am regengesicherten Neste,
Gleich als wollte sie trösten die Brut, dann eilte sie wieder
Hin durch den Nebel, den Regen, doch fand sie kein einziges Mücklein.

Also ging's drei Tage. Geöffnet die Schleusen des Himmels,
Eisiger Nord durchwogte die Flur, es fehlte die Sonne.
Siehe, da lagen sie tot, die treuen, fleißigen Schwalben,
Diese erfroren, verklamt, die andern aber verhungert.

Wo sonst Lust nur war, Gesang und freudiges Zwitschern,
Hatte der Tod sein Tuch gebreitet ob Alten und Jungen.
Denn auch die Kleinen im Nest, sie waren verstummt wie die andern;
Alles hatte vernichtet der vogelmordende Unhold.

Zwar vorüber auch ging das Wüten des brausenden Nordwinds.
Wieder leuchtet vom Himmel die alles belebende Sonne;
Aber die Welt ist stumm; kein Vogel schießt durch den Äther,
Keine Schwalbe umkreist ihr Nest, verstummt ist ihr Zwitschern.

Kommt nun wieder, nach starrendem Winter, der freundliche Frühling,
Siehe, da kehren sie nicht; leer bleibt das Nest, in den Lüften
Schallt kein froher Gesang. Vergebens suchet das Auge
Hoch im Äther den zwitschernden Flug der emsigen Schwalben.
Stumm ist die Welt. — Wann kommt ihr wieder zu uns, o ihr Guten!

1903.

An der Eisenbahn.

Rastlos brauset der Zug, gleich einer zottigen Raupe,
Hoch am Fels, am schäumenden Bach vorüber, durch Wiesen.
Immer speiet er Rauch und Dampf und schnaubet und ächzet,
Geht es den Berg hinan, zum Brenner, dem sturmgepeitschten.
Aber hinab zum sonnigen Süden, da rollen die Räder
Rauchlos, freudigen Muts und es kreischt wie jubelnd die Pfeife.
Ist er vorüber, verhallt in der Ferne das Brüllen des Untiers,
Atmet, so scheints, die Natur tief auf; der einsame Viehbub'
Spielt die Flöte vielleicht, die weidene, schickt einen Jauchzer
Hoch hinauf in die sonnige Luft, und das Echo erwiderts.

Oftmals schüttelt den Kopf der fleißige Schnitter des Feldes,
Bringt ihm das schreckliche Tier doch nichts als die seltsamen Fremden,
Welche aus Operngläsern beschau'n die Gletscher, die Firnen,
Deren Sprache er nicht versteht, die pflegen des Nichtstuns.
Glückliche Menschen! so seufzt er, die Müh' und Arbeit nicht kennen,
Immer spazieren nur geh'n und speisen an reichlichen Tischen! —
Glückliche Menschen! so seufzen die nervengefolterten Gäste,
Denen die Arbeit noch schmeckt, die sich sätt'gen am einfachen Mahle,
Und wenn der Abend kommt, nichts suchen als Schlaf und Erquickung! —
Während sie selber sich schlaflos wälzen auf üppigem Lager.

Immer geht doch ein Riß durch das Leben des Städters, des Landmanns,
Immer verlangt das Herz was unerreichbar den meisten:
Ruh' und Genügsamkeit und das Glück bewußter Beschränkung. —
Alles vergeht, auch was ewig scheint, die Trümmer nur bleiben. —

Einst auch zog durch dies einsame Tal eine andere Straße;
Römer, zu Fuß und zu Roß, erstrebten das heitere Sterzing,
Um nach flüchtiger Rast zu erreichen den Sattel des Brenner.
Aus der Tiefe im Süden, wie jetzt der eiserne Bahnweg,
Tauchte die Straße auf, dann weiter, zur Seit' des Isarkus,
Führte sie über den Strom hinauf zum freundlichen Stilfes,
Um durch schattigen Wald das Moos von Sterzing zu queren.
Bloß noch ein Meilenstein aus der Zeit des Kaisers Severus,
Auch manch kleinere Funde, bezeichnen die einstige Straße,
D'rauf die Herren der Welt marschierten, die römischen Heere.

Saget, wo sind sie hin? — O saget, kommt wohl die Zeit auch,
Wo von der stolzen Bahn nur eine Schiene noch übrig,
Welche, zerfressen vom Rost, aufgibt ein seltsames Rätsel?

Tirol 1903.

An E. M.

No hay pájaros en los nidos de antaño.

„Leer sind die Nester vom vergang'nen Jahr."
Wo fleiß'ge Eltern ihre Jungen weckten,
Und off'ne Schnäbel aus dem Nest sich streckten,
Reicht keine Nahrung mehr die Mutter dar.

Leer sind die Nester. Kein Gesang erschallt
Von lust'gen Vogelstimmen in dem Äther;
Kein Zwitschern mehr, kein kindliches Gezeter:
Stumm sind die weiten Fluren, stumm der Wald.

Leer sind die Nester. Wie ein Menschenherz,
Dem jede Freude schwand, Gesang und Hoffen,
Zersplittert wie ein Baum, vom Blitz getroffen,
Mißtönend, wie gesprung'nes Glockenerz.

Leer sind die Nester, wie die Felder leer.
Wo sind sie hin, der Vögel munt're Lieder?
Doch kehren sie im neuen Lenze wieder,
Gebroch'nen Herzen blüht kein Frühling mehr.

1903.

Luise.

Wieder nach stürmischer Nacht ein Strahl der wärmenden Sonne,
Über dem schattenden Berg hebend ihr leuchtendes Haupt.
Heulend durchbraust noch immer der Sturm die schauernden Felder,
Weht hin über den Wald, über die zitternde Saat.

Aber die Schwalbe wagt doch schon dem Wetter zu trotzen,
Sucht mit zwitscherndem Schrei Atzung der hungernden Brut,
Welche mit ängstlichem Blick die emsige Mutter erwartet
Und die Köpfchen heraus streckt aus dem wärmenden Nest.
Silbern, in blendender Pracht, erstrahlen die Gletscher, die Berge,
Denen der frische Schnee webte ein neues Gewand.
Doppelt leuchten darüber die dicht verschlungenen Nebel,
Bald von der Sonne Strahl, bald von dem scheinenden Schnee.
Auch der Bogen des Friedens wölbt sich im rauschenden Bache,
Da, wo im jähen Fall zitternd das Wasser zerstäubt. —

Zögernd suchet mein Fuß die stille Tiefe des Tales,
Dort, wo der Sturm verstummt, murmelnd nur fließet der Bach.
War es nicht hier, daß ich einst mit dir nach Blumen gesuchet,
Während der blaue Azur deckte den schneeigen Berg?
Sang die Drossel nicht hier und die ätherliebende Lerche?
Hauchte der Tannenwald herrliche Düfte nicht aus?
War es nicht hier, daß du stumm die Hand mir drücktest? Es blinkte
Auch eine Träne dir hell in dem liebenden Aug'.
Sag', o sage mir doch, wo bist du geblieben? Sie meinen
Heimgegangen seist du; heim! O die Sprache verstummt,
Diesen Gedanken zu hegen, den abgrundtiefen, es ringt sich
Aus der blutenden Brust laut nur ein einziger Schrei.
Kommst du niemals zurück? Du drückst uns nimmer die Hand mehr,
Trittst an der Eltern Bett nie mehr mit liebendem Blick?
Sagst du uns niemals wieder: o schlafet sanft, o ihr Guten?
Bietest am Morgen uns nicht deinen beglückenden Gruß? —

Siehe, da hebt sich am Berg der leicht ihn verschleiernde Nebel,
Und es erscheint, vom Blau himmlischer Leuchte umstrahlt,
Eine hohe Gestalt, auf ihrem Haupte von roten
Rosen ein herrlicher Kranz, weiß, ganz in Schleier gehüllt.
Näher schwebt sie; es tupfet ihr leichter Fuß nur die Blumen,
Welche den süßesten Duft strahlen der Herrlichen zu.
Sieh', und sie hebet die Hand und weist in die ewige Ferne,
Wo ein himmlischer Glanz decket die dunkelnde Welt.
Worte redet sie nicht, es leuchten nur liebend die Augen
Und von den Lippen klingts leis' wie ein stilles Gebet.
Segen kündet der Blick, es scheint ein Seufzer zu sagen:
Hoffet, wir sehen uns noch; bald ist es Morgen für euch. —
Leicht aufschauert der Wald. Verschwunden die holde Erscheinung,
Auf nur ein Wölkchen schwebt hoch in das himmlische Blau. —
Weinend sink' ich ins feuchte Moos, es mischen die Tränen
Sich mit dem leuchtenden Tau. — Bald ist es Morgen für uns!

Tirol 1903.

Wacholder.

Treff ich mitten im Lärchenwald
Einen duftenden Wacholderbusch! —
Zähe bist du, ein Bauersmann,
Biegst und schmiegst dich, lebst für dich,
Streckst deine Nadeln entgegen dem Räuber,
Grün im Sommer, grün im Winter,
Sinnbild der Freiheit und Dauer, du
Zypresse des Nordens!

Hin zur Heimat schwebt mein Geist,
Hin zu dem Vaterhause,
Wo wir als Kinder
Beeren pflückten von deinen Stacheläſten;
Wo wir Zweige ab dir schnitten,
Um in der Winternacht
Hohen Göttern zu zünden
  Duftendes Räucherwerk.

Sieh' auch dein hartes Holz,
Hart wie die nordische Heimat,
Hat aus der Tiefe der Erde,
Hat aus der Luft und dem Äther
Herrlichen Duft gesogen,
Den es nun ausstrahlt im stachlichen Blattwerk
  Dankenden Wandrern.

Freundlicher Wacholder, deines Holzes
Süßer Duft gemahnt mich
Auch an die in der Heimat geschnitzten,
Fein gedrechselten Sachen,
Die uns, den Kindern,
Oftmals brachten die liebenden Eltern,
Aus Heiligenbeil,
Dem reinlichen Städtchen;
Wo geschickte Drechsler
Allerlei Dinge für Kinder fertigten:
Reizende Kugeln und Knäuelwickel,
Löffel und and'res Gerät, auch
Wocken zum Spinnen,
Und nicht am wenigsten,
Für unsere Federn und Griffel
  Kräft'ge Pennale.

Doch nicht dein Holz allein
Dienet den klugen Menschen.
Kehren im Herbste die Drosseln wieder
Zum sonnigen Süden,
Fliehend des Nordens Sturm und Trauer;
Fängt dann der Mensch, der alles Nutzende,
Listig in Schlingen die Sorglosen,
O, dann bietest du deiner Beeren
Würzigen Geschmack als leckere Zugab'
Zum köstlichen Brätchen.

Sei mir gegrüßt, Wacholder, du Einsamer,
Mitten im Wald' von Tiroler Lärchen!
Freundlich rollst du mir auf
Bilder der fernen Heimat,
Bilder entschwundener Tage,
Und dem Auge entquillt
Eine heimliche Träne.

1903.

An Finnland.

Welch Trauerkunde bringt uns der Nord
Mit Reiffrost und eisigem Wehen,
Von einem neuen Völkermord,
Aus dem Lande der tausend Seen?

Wars nicht genug, daß man das Land
Und die Saaten der Buren zertreten?
Daß man viel tausend Hütten verbrannt,
Ob die Mütter auch weinten und flehten?

Wars nicht genug, daß auf heißem Feld
Die Gebeine von Tausenden bleichen?
Daß hungernde Väter das letzte Stück Geld
Zerschossenen Krüppeln reichen?

Wars nicht genug? — Muß im Finnenland
Auch der Russe die Freiheit haben,
Einem ganzen Volke, vom Schärenstrand
Bis zum Eismeer, ein Grab zu graben?

Gibts keine Treu' mehr, keinen Eid?
Keine Furcht vor der Strafe der Götter?
Brutale Gewalt nur, Haß und Neid?
Tyrannen und Hundsfötter?

Sehnsüchtig schaut nach Süd und West
Das müde, gequälte Völkchen,
Ob keine Hilfe sich blicken läßt — —
Vergebens! Kein Rauch, kein Wölkchen.

Nichts als ein totes Medusengesicht,
Ein Auge ohne Tränen,
Ein Herz, das blutet, stöhnt und bricht,
Ein Knirschen mit den Zähnen. —

Der Koloß, das Haupt im Strahlengold,
Blickt stolz auf das nied're Gewimmer. —
Ob nicht ein Steinchen herniederrollt
Und schlägt das Untier in Trümmer?

Mai 1903.

Wie goldnen Sonnenschein — —

(Nach Mary Howitt.)

Wie goldnen Sonnenschein und Maienregen
Und Perlentau die Rosenknospe braucht,
Der heitern Tage Wechselspiel und Segen,
Eh' vollerblühet süßen Duft die Blume haucht:
So muß auch auf die Kindesknospe lächeln
Ein reiner Atem, süßes Himmelslicht,
Ein Wehen, wie wenn Engel leise fächeln
Die Seele, still sie lehrend; doch sie merkt es nicht.

Nie kommt der Tag — —

(Nach A. O. Vinje.)

Nie kommt der Tag, da ich dein vergesse;
Wenn ich im Traum mein Kissen nässe,
Du bist bei mir bei Tag und Nacht,
Am meisten doch, wenns dunkelt sacht.

Du bist bei mir, wohin ich wanke,
Zu dir, zu dir all mein Gedanke:
Ich hör' dich in meines Herzens Ach,
Wie der Schatten der Sonne folgst du mir nach.

Rührt einer an der Türe Klinke,
So wähn' ich, du kommst zu mir, ich winke,
Ich springe vom Stuhl und will hinaus,
Doch nur zu bald ist die Täuschung aus.

Geht leise der Wind durch das Laub der Rüster,
So glaub' ich zu hören dein liebes Geflüster;
Kommt einer von ferne, so dünkt es mich
Nur dich zu schauen, nur dich, nur dich.

Ich seh dich in jedem Reiter und Wandrer,
Ich lauf' dir entgegen, — da ists ein andrer;
Ich hör' dich in jedem Ton und Gruß;
Am meisten doch, wenn ich weinen muß.

Tor.

(Nach Longfellow.)

Ich bin der Gott Tor,
Ich bin der Kriegsgott,
Ich bin der Donnrer.
Hier in dem Nordland,
Festung und Burg mir,
Herrsch' ich für immer.

Hier von den Gletschern
Zügl' ich die Völker;
Dies ist mein Hammer,
Mjölnir, der starke;
Riesen und Zauberer
Schmettert er nieder.

Dies ist der Handschuh,
Mit dem ich ihn fasse,
Mit dem ich ihn schleud're;
Dies ist mein Gürtel;
Zieh ich ihn strammer,
Doppelt die Kraft mir.

Schaust du den Lichtstrom
Hoch in den Wolken,
Scharlachne Flammen,

Das ist mein Bart nur,
Wehend im Nachtsturm,
Schreckend die Völker.

Zeus ist mein Bruder,
Blick' ich, so blitzt es;
Rollet mein Wagen,
Rollet der Donner;
Trifft wo mein Hammer,
Bebet die Erde.

Kraft ist der Welt Herr,
War es und bleibt es,
Weichheit ist Feigheit,
Stärke regiert noch;
Ewig auf Erden
Bleibet es Torstag.

Du bist ein Gott auch,
O Galiläer.
Fehlt auch ein Arm mir,
Wag' ich die Schlacht doch —
Handschuh und Bibel —
Herrlicher Zweikampf.

Von demselben Verfasser erschienen früher:

Aus dem Weichseldelta, Berlin 1857.
Fragmente aus Italien, ebenda 1860.
Schweden, Wisby und Kopenhagen, Leipzig 1867, übersetzt ins Schwedische von G. Swederus.
Aus Baltischen Landen, Glogau 1878.
Drei Sommer in Norwegen, Leipzig 1881, ein Band; zweite und dritte Auflage unter dem Titel:
Sommerfahrten in Norwegen, ebenda 1884 und 1899, 2 Bände. Preis Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.
Henrik Ibsen, ebenda 1883. Preis Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.
Norwegische Balladen, ebenda 1884.
Aus dem heutigen Spanien und Portugal, ebenda 1884. 2 Bände. Preis Mk. 8.—.
Baltische Novellen, ebenda 1884.
Christian Donælitius, litauische Dichtungen, Halle 1894.
Aus fünfzig Jahren, Gedichte, Dresden 1895.
Schweden. Wanderungen, besonders in Nordschweden und Lappland, Berlin 1897.
Petter Daß, Die Trompete des Nordlandes und andere Gedichte, mit Biographie, Gotha 1897.

Ferner Übersetzungen und Bearbeitungen:

Ibsen, Gedichte, Brand und Peer Gynt.
Björnson, Über die Kraft.
Oswald von Wolkenstein, Gedichte mit Biographie.
Rehfues, Scipio Cicala, Roman mit Biographie.
(Diese sechs in Reclams Universalbibliothek.)

Börjeson, König Erich, Tragödie.
Drei Neupersische Lustspiele.
Rehfues, Marienburg, Drama.
Wickström, Arnliot Gällina, Roman.
(Diese vier in Hendels Gesamtbibliothek.)

Wickström, Abenteurerleben, Roman, Berlin 1899.
— Eine moderne Geschichte, ebenda 1900.

Außerdem eine große Zahl von Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in der „Münchener Allgemeinen Zeitung".

Weimar. — G. Uschmann.